

Vorlesung

Anton Friedrich Koch

Antinaturalismus

Zeit: Do 16 – 18

Ort: XYZ

Beginn: 13.10.2011.

Professoren braucht man, damit die wissenschaftliche **Theoriebildung** weitergeht. Wenn wir Vorlesungen halten, dann haben Sie das Recht, von uns neue Dinge zu hören, die so noch kein anderer gesagt hat. Leider sind wir in der Regel zu skrupulös und zu **zögerlich**, um mit eigener Theoriebildung hervorzutreten, und halten uns lieber an Bewährtes und Bekanntes. Aber irgendwann zählen keine **Ausreden** mehr, und wir müssen uns erklären.

Das Wort „Professor“ geht ja auch das Verb „profiteri, profiteor, professus sum“: **öffentlich bekennen**, zurück. Also will ich nun endlich einmal in systematischer Form öffentlich bekennen, was ich in der Philosophie für richtig halte, will meine philosophische **Position** These für These, Argument für Argument vor Ihnen entfalten.

Die Vorlesung steht unter der Überschrift „**Antinaturalismus**“. Ich werde also eine **antinaturalistische** philosophische Theorie vortragen und werde dabei die Begriffe der **Wahrheit**, des **Diskurses**, der **Subjektivität**, des **Raumes** und der **Zeit** und nicht zuletzt den Begriff der **Freiheit** und den Begriff des **Glücks** systematisch aufeinander beziehen.

Wahrheit

Diskurs (diskursives Denken), auch im Verhältnis zur Wahrnehmung

Raum und Zeit

Freiheit (praktische Phil.)

Glück (Ethik)

Warum **Antinaturalismus**? Was *ist* der philosophische **Naturalismus**?

Nun, es gibt natürlich nicht **den** Naturalismus, sondern viele Naturalismen in der Philosophie. Ich skizziere nur ganz grob eine an der **Methode** und eine an der **Sache** orientierte Variante, den methodischen Naturalismus Willard van Orman **Quines** (bzw. W.V. Quines) und den inhaltlichen Naturalismus Wilfrid **Sellars**:

Methodischer Naturalismus (W.V. Quine, 1908-2000):

Es gibt keine Erkenntnis a priori, also auch keine Erste Philosophie, sondern nur das wissenschaftliche Gesamtsystem (Philosophie, Logik, Mathematik sind eingereiht unter die Naturwissenschaften).

Inhaltlicher Naturalismus (Wilfrid Sellars, 1912-1989):

Die Erkenntnis a priori ist nicht objekt- oder weltbezogen, sondern normativ-metalinguistisch (Philosophie, Logik, Mathematik); die Welterkenntnis ist a posteriori (Natur- und Sozialwissenschaften).

Dagegen besagt der

Antinaturalismus:

Es gibt Welterkenntnis a priori und somit eine substantielle Erste Philosophie.

Diese Position also will ich verteidigen, das aber nicht nur **in abstracto**, sondern vielmehr **in concreto**. D.h., ich will vortragen, was man in substantieller Erster Philosophie a priori über die Welt erkennen kann.

Die Grundbegriffe der **Physik**: Kraft, Masse, Zeit, Ort, Geschwindigkeit, Beschleunigung usw., werden implizit **definiert** durch die physikalischen **Grundgleichungen**. Nehmen wir zum Beispiel die Newtonschen Bewegungsgesetze:

- 1) Wenn $F = 0$, so $v = c$ (Trägheitsgesetz)
- 2) $F = ma$ (Bewegungsgesetz)
- 3) $F_{a,b} = -F_{b,a}$ (Wirkung gleich Gegenwirkung)

Durch solche Gleichungen werden die physikalischen Grundbegriffe implizit (und teilweise auch explizit) definiert als **Termini technici** einer mathematisch formulierten und axiomatisch aufgebauten Theorie. Die physikalischen Termini sind mustergültige **theoretische Termini**.

Die philosophischen Grundbegriffe hingegen stammen aus der **Umgangssprache** und sind in diesem Sinn **vortheoretische Termini, Alltagstermini**: Wahrheit, Freiheit, Sinn, Bedeutung, Denken, Wahrnehmen, Handeln, Meinung, Wunsch, Wille usw. Selbst die Begriffe des **Raumes** und der **Zeit** werden in der Philosophie von ihrem gewöhnlichen, alltäglichen, **lebensweltlichen** Sinn her konzipiert, nicht als die abstrakten **physikalischen Parameter** s und t .

Die Philosophie führt also keine **neuen**, genuin theoretischen Termini ein, sondern plagt sich mit **uralten**, genuin **lebensweltlichen** Termini ab und versucht sie besser zu verstehen und systematisch aufeinander zu beziehen. Natürlich kreiert sie dabei auch neue Termini; aber diese stehen doch immer im Dienst des Redens in und über altbekannte Termini.

Eines ist dabei ganz **auffällig**: Im Zusammenhang mit den lebensweltlichen Grundbegriffen, die auch philosophische Grundbegriffe sind, kommen seltsamerweise ständig **Dreiheiten** vor. Das ist ein überaus merkwürdiges und Erklärung heischendes Phänomen. Ich gebe ein paar **Beispiele** aus unserem **Alltagswissen** und aus der **Philosophiegeschichte**:

1. Zeit // 2. Raum // 3. Diskurs // 4. Subjektivität // 5. Freiheit // 6. Glück
- - - -

1. Die (konkrete, lebensweltliche) Zeit

Die konkrete, lebensweltlich erfahrene **Zeit** hat – anders als der abstrakte physikalische Parameter t – drei Bereiche, nämlich **Gegenwart**, **Vergangenheit** und **Zukunft**. Ein sehr kleiner Teil der Zeit ist jeweils gegenwärtig: die **Gegenwart**. Ein großer, wohlbestimmter und quasi zu den Akten gelegter Teil der Zeit ist jeweils schon vergangen: die **Vergangenheit**. (Und dieser Teil wird immer größer, weil immer mehr neu herankommende Zeit in der Vergangenheit abgelegt wird.) Ein großer, offener, unbestimmter Teil der Zeit, steht jeweils noch aus und uns bevor: die **Zukunft**.

Man kann diese Bereiche der Zeit auch ihre **Modi** nennen; Heidegger nennt sie die „**Ekstasen** der Zeitlichkeit“:

Die konkrete Zeit hat drei Bereiche oder Modi oder „Ekstasen“ (Heidegger): G, V, Z.

2. Der (konkrete, lebensweltliche) Raum

Manchmal werden diese Modi auch „**Dimensionen** der Zeit“ genannt (so bisweilen von Hegel); aber diese Benennung ist irreführend, denn die Zeit ist ein **eindimensionales** Kontinuum.

Sie entspricht damit einer geraden Linie im **Raum** oder einer Dimension des Raumes. Vom lebensweltlichen Raum kann man dagegen tatsächlich sagen, daß er **drei Dimensionen** habe. Und die Dreiheit geht hier noch weiter und potenziert sich zur Neunheit, weil in jeder Dimension analog zu den drei zeitlichen Bereichen drei „**Gegenden**“ unterschieden werden können, wenn auch nicht objektiv, sondern nur relativ zu einem **Betrachter**:

Der konkrete Raum hat drei Dimension mit je zwei Richtungen und drei beobachterrelativen „Gegenden“:

- a. Höhe: oben – hier – unten
 - d. Breite: rechts – hier – links
 - c. (Fern-)Tiefe: hinten – hier – vorn

„Hier“ bezeichnet dabei zwar immer dieselbe Gegend: hier, wo ich bin; dies aber in drei verschiedenen Hinsichten: **hier** auf meiner Höhe zwischen oben und unten, **hier** zwischen der linken und der rechten Seite, **hier** auf meinem Abschnitt des Weges von hinten nach vorn.

Seltsamer Weise hat auch das gewöhnliche, diskursive **Denken** drei Facetten oder Aspekte, die in der traditionellen formalen Logik seit alters unterschieden werden und die sich sogar – noch viel seltsamer – zu den Dimensionen des Raumes in eine (zumindest oberflächliche, wenn nicht sogar tiefe) Beziehung setzen lassen, nämlich **Begriff**, **Urteil** und **Schluß**.

3. Das (diskursive) Denken, der Diskurs

In den Dimensionen des Raumes lassen sich jeweils zwei **Richtungen** unterscheiden: von oben nach unten, von links nach rechts, von hinten nach vorn (oder jeweils umgekehrt). Das gilt auch für die Aspekte der diskursiven Denkens. Diese Aspekte sind **nicht punktuell**, sondern linear, sind **nicht skalare** Größen, sondern **Vektoren**. Die Art und Weise wie wir über sie reden, ist zutiefst **verräterisch**:

Ein Einzelding fällt unter einen Begriff.

Ein Urteil hat (asymmetrisch!) zwei Begriffe, S und P, und ist (asymmetrisch!) bezo- gen auf richtig und unrichtig bzw. wahr und falsch (*soll* wahr und *kann* falsch sein).

In einem Schluß kommt man von Prämissen und geht über zu einer Konklusion.

Wir wollen jetzt darüber noch nicht weiter theoretisieren; vielleicht sind die Ähnlichkeiten ja nur ein sprachlicher Zufall. Aber bemerkenswert wäre der Zufall allemal. Und so wollen wir denn in ganz loser und noch **unverbindlicher** Rede unterscheiden zwischen der **Fallhöhe** des Begriffs, der asymmetrischen **Breite** des Urteils und der **Ferntiefe** des Schlusses.

Dimensionen und Richtungen des Diskurses:

Zum Begriff gehört die Fallhöhe.

Zum Urteil gehört die asymmetrische Breite von richtig/rechts (engl. right) und linksch (links bzw. falsch).

Zum Schluß gehört die Ferntiefe von Herkommen und Hinkommen.

— — —

4. Die „Seelenvermögen“ (als Komponenten der Subjektivität)

Aristoteles lehrt, daß es keine **Wahrnehmung** ohne affektive Färbung (Freude oder Schmerz bzw. Lust oder Unlust) gibt und keine affektive Färbung ohne Einfluß auf unser Verhalten, unser Streben oder Fliehen. Die **Subjektivität**, das, was uns zu **Personen** macht, hat also drei Komponenten, eine **kognitive** (oder theoretische), eine **affektive** (oder emotionale) und eine **voluntative** (oder praktische) Komponente.

Aristoteles:

Wahrnehmung (Erkenntnis) → Affekt (Gefühl) → Wunsch (Begehrten, Wollen)

Ich glaube, daß **Aristoteles** recht darin hat, daß diese Komponenten nicht für sich vorkommen können, sondern nur zusammen. Es kann keine Personen geben, die nur erkennen, aber nicht fühlen und handeln, also keine rein theoretische (oder kognitive) Subjektivität. Und es kann auch keine rein praktische und keine rein affektive Subjektivität geben. Aber das nur neben-

bei. Es ist noch zu früh, dies als These vertreten zu wollen; wir werden im Lauf der Vorlesung darauf zurückkommen.

In der deutschen Universitätsphilosophie des 18. Jahrhunderts, bei **Wolff**, **Baumgarten** und dann auch **Kant**, wurden diese drei Komponenten der Subjektivität als **Seelenvermögen** oder **Vermögen des Gemüts** terminologisch gefaßt. **Kant** etwa unterscheidet **drei** Gemüts- oder Seelenvermögen, nämlich Erkenntnisvermögen (EKV), Gefühl der Lust und Unlust (GLU) und Begehrungsvermögen (BGV):

Gemüts- oder Seelenvermögen nach Kant:

EKV
GLU
BGV

Diejenigen von Ihnen, die sich schon mit Kants Philosophie beschäftigt haben, wissen, wie diese Tabelle weiter auszufüllen ist. Beim EKV und beim BGV muß man jeweils zwischen einem **unteren**, sinnlichen und einem **oberen**, intellektuellen Vermögen unterscheiden:

uEKV	Sinnlichkeit (Wahrnehmung)
oEKV	Intellekt (Denken)
uBGV	wird von Lust/Unlust bestimmt
oBGV	wird intellektuell bestimmt

Das Interessante ist nun, daß Kant den Intellekt, also das oEKV wiederum dreiteilt, und zwar gemäß der oben skizzierten Einteilung des diskursiven Denkens in ein Vermögen der **Begriffe**, ein Vermögen der **Urteile** und ein Vermögen der **Schlüsse**. Er nennt diese drei oberen EKV den **Verstand**, die **Urteilskraft** und die **Vernunft**.

oEKV: Verstand, Urteilskraft, Vernunft

Und nun ordnet er den drei Seelenvermögen als Quellen ihrer **Prinzipien a priori** die drei oEKV zu:

	EKV/Begriffe: Verstand	EKV/Urteile: UK	EKV/Schlüsse: Vernunft
EKV	x [Gesetzmäßigkeit, KrV]		
GLU		x [Zweckmäßigkeit, KU]	
BGV			x [Verbindlichkeit, KpV]

Das Prinzip, das der Verstand dem EKV a priori gibt, ist das der **Gesetzmäßigkeit**. Davon handelt die erste Kritik, die **KrV**.

Das Prinzip, das die UK dem GLU gibt, ist das der **Zweckmäßigkeit**. Davon handelt die **KU**.

Das Prinzip, das die Vernunft dem BGV gibt, ist das der **Verbindlichkeit** (einer Zweckmäßigkeit, die zugleich Gesetz ist). Davon handelt die **KpV**.

Und so können nun den drei Seelenvermögen die Bereiche der Natur, der Kunst und der Moralität zugeordnet werden:

Seelenverm.	oEKV	Prinzip a priori	Bereich	Text
EKV	Verstand	Gesetzmäßigkeit	Natur (<i>physis</i>)	KrV
GLU	UK	Zweckmäßigkeit	Kunst (<i>technē</i>)	KU
BGV	Vernunft	Verbindlichkeit	Moral (<i>prᾶxis</i>)	KpV

Soweit **Kant**. Jetzt dasselbe unabhängig von der Sprache der **Tradition**. Die **Subjektivität**, also das, was uns zu Personen macht und uns von einem „Stück Lava im Monde“ (Fichte)

unterscheidet, hat drei **wesentliche Komponenten**, die nicht isoliert auftreten können: eine kognitive, eine affektive und eine voluntative Komponente. Kann man diese Komponenten schon vorläufig beispielsweise den **Modi der Zeit** zuordnen?

Für die kognitive und die voluntative Komponente liegt das nahe, ja beinahe auf der Hand. **Wir erkennen**, was **gegenwärtig** der Fall ist. **Wir wollen**, was **zukünftig** der Fall sein soll, gemäß unserem Willen. So bliebe für die **affektive** Komponente nur die **Vergangenheit** übrig, und dieser Gedanke macht nach meiner Erfahrung vielen Hörern und Lesern Schwierigkeiten.

Kognitive Komponente der Subjektivität (EKV)	Gegenwart
Voluntative Komponente der Subjektivität (BGV)	Zukunft
Affektive Komponente der Subjektivität (GLU)	Vergangenheit ???

Ich selber habe kein Problem damit, die Fragezeichen bei „Vergangenheit“ zu tilgen. Das Gefühl der Lust und Unlust kann man auch unsere **Befindlichkeit** nennen. Wir haben uns nicht selbst gemacht, sondern finden uns „**immer schon**“ als in die Welt „**Geworfene**“ in „**Faktizität**“ vor (Heideggers Redeweise). Wenn wir als Kleinkinder allmählich zu vollem diskursivem Bewußtsein kommen, dann aus einem früheren Zustand heraus, in dem es uns auch schon gab. Ebenso jedesmal, wenn wir aus dem Schlaf aufwachen. Auch dann kommen wir zu Bewußtsein als solche, die es vorher schon gab.

Wenn wir nun die Vergangenheit im Sinn des **englischen Perfekts** oder gar im Sinn des **apriorischen Perfekts** verstehen, dann reicht sie bis an die Gegenwart heran.

Engl. Perf.: I have lifted my arm. Mein Arm ist schon eine Weile oben.
 Aprior. Perf.: Ich habe immer schon existiert (wann immer ich daran denke).

Wir schaffen uns nicht in die Welt hinein, sondern finden uns in der Welt vor. Was man **findet**, ist schon **dagewesen**. Das **Gefundene** hat **Vergangenheit**. Und dieser Umstand, daß wir jeweils schon eine Vergangenheit haben, wird uns **affektiv** erschlossen und zugänglich gemacht. In meinem jeweiligen Gefühl der Lust oder Unlust reicht meine Vergangenheit bis an meine Gegenwart heran und wird mir meine **unmittelbare** Vergangenheit als solche spürbar.

5. Die Freiheit

Auch der **Freiheit** werden traditionell, so von Leibniz und von Kant, drei Aspekte zugeschrieben. **Leibniz** nennt sie die **Intelligenz**, die **Spontaneität** und die **Kontingenz**. Ich finde den Ausdruck „Kontingenz“ (also Zufälligkeit) etwas unglücklich; denn wer frei handelt, handelt ja nicht wie ein Zufallsgenerator. Aber so meint es Leibniz auch nicht, und deswegen bin ich mit seiner Nomenklatur ein wenig unzufrieden und halte mich lieber an **Kant**.

In der **KrV** betrachtet Kant die Freiheit als **Unabhängigkeit** vom streng gesetzmäßig geregelten **Naturzusammenhang**. Das nennt er die **transzendentale** Freiheit oder den **negativen** oder **kosmologischen** Begriff der Freiheit.

In der **KpV** betrachtet er die Freiheit als **Autonomie** (vernünftige Selbstgesetzgebung) des Willens (oder oberen BGVs). Das ist der **positive** oder **praktische** Begriff der Freiheit.

Und in der **Religionsschrift** („Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“) thematisiert er den Hang zum Bösen in der menschlichen Natur, auf Grund dessen wir uns bisweilen **gegen** die **Autonomie** des Willens, gegen die vernünftige Selbstgesetzgebung und **für** die **Heteronomie** oder Fremdbestimmtheit entscheiden. Wäre diese Entscheidung nicht frei, so wäre die Person, die gegen das Vernunftgesetz (und damit gegen das Prinzip der Moralität) handelt, ja gar nicht zurechnungsfähig, weil sie nicht in Freiheit gegen die Moral op-

tiert hätte, sondern als Naturwesen. (Carl Christian Erhard Schmid, Kantianer und Philosophieprofessor in Jena, hatte zuvor auf dieses Problem aufmerksam gemacht.)

Also könnte Kant nun drittens eine **Freiheit der Willkür** in der Weise einführen, wie Karl Leonhard Reinhold es ihm (zur Lösung der von Schmid skizzierten Problematik) vorgeschlagen hatte, nämlich als ein Vermögen der Wahl zwischen dem **Guten** und dem **Bösen** oder, weniger religionsaffin geredet, zwischen dem **Rechten** und dem **Unrechten**. Kant lehnte diesen Vorschlag (in der *Metaphysik der Sitten*) jedoch ab. Unter der Freiheit der Willkür wollte er weiterhin nur das gewöhnliche Wahlvermögen verstehen und eine spezifische Wahlmöglichkeit zweiter Stufe zwischen dem Guten und dem Bösen nicht zulassen. Doch so oder so, die Freiheit der Willkür kennt auch er, und was wir wählen, ist nicht immer das Gute und Rechte, sondern bisweilen auch Böses.

Wenn wir uns also **vorfinden** in der Welt als so oder so gestimmt, so oder so emotional affiziert, dann finden wir uns zugleich vor als solche, die zwischen dem Rechten und Unrechten bzw. dem Guten und dem Bösen immer schon irgendwie gewählt haben. Sobald wir uns unserer selbst **bewußt** werden, sind wir immer schon ein moralisch beschriebenes – so oder so beschriebenes – Blatt. Und so kommt es, daß die **Freiheit der Willkür** (die Wahlfreiheit) seltsamerweise der **Vergangenheit** zuzuordnen ist wie auch das Gefühl der Lust und Unlust.

Daß die **Autonomie** auf die **Zukunft** und die **Unabhängigkeit** vom Naturzusammenhang auf die **Gegenwart** verweist, dürfte hingegen naheliegender sein. Denn als vernünftiges Wesen mit autonomem Willen, weiß ich, was ich tun und wie ich durch mein Tun die Zukunft bestimmen *soll*. Und unabhängig vom Naturzusammenhang, um meinen Willen zu bestimmen, bin ich jeweils **jetzt**.

Die Aspekte der Freiheit

<u>nach Kant</u>	<u>nach Leibniz</u>	<u>//</u>	<u>Zeitmodus</u>	<u>Seelenvermögen</u>
Autonomie	Intelligenz	//	Z	BGV
Unabhängigkeit	Spontaneität	//	G	EKV
Willkürfreiheit	Kontingenz	//	V	GLU

6. Das Glück

Alles, was wir tun, tun wir um **glücklich** zu sein; entweder weil wir das, was wir tun, für ein **Mittel** halten, um glücklich zu werden, für einen **Schritt** auf dem Weg zum Glück, oder weil wir es selbst schon für einen **Bestandteil** des Glücks halten.

Diese These, die man natürlich bestreiten kann, und die beispielsweise Kant bestritten hat, geht auf **Aristoteles** zurück. Gleich zu Beginn der Nikomachischen Ethik entwirft er das Bild einer **Halbordnung** von zweckmäßigen Tätigkeiten einer jeden Person, die in einem **maximalen** Element, einer Tätigkeit, die als oberster Zweck fungiert, ihren Abschluß hat. Diese **Tätigkeit** nennt er das **Glücklichsein**, *eudaimonein*, oder eben auch das **Glück**, die *eudaimonia*.

(Die natürlichen Zahlen bilden unter der Relation \leq und unter der Relation $<$ jeweils eine **Wohlordnung**, wenn auch eine ohne maximales Element. Jede **Teilmenge** einer **Wohlordnung** besitzt ein kleinstes Element. Aber nicht jede **Teilmenge** einer **Halbordnung** besitzt ein kleinstes Element, sondern es können mehrere Elemente auftreten, die zueinander nicht in der ordnungsbildenden Relation stehen.)

Aristoteles nun sagt: Das höchste Gute und das Worumwillen unserer Tätigkeiten wird von allen das **Glück genannt**; aber was das Glück *ist*, darüber herrscht Uneinigkeit. Er skizziert

drei verschiedene Versionen vom Glück, drei **Lebensweisen**, *bioi*, die jeweils unter einer bestimmten Leitvorstellung vom Glück stehen.

	Lebensform der ...	Glück ist ...
<i>bios apolaustikos</i>	... Lust	Lust, Vergnügen, <i>hēdonē</i>
<i>bios politikos</i>	... Tugend	Gelingen, Ehre, gutes Gewissen, <i>timē</i>
<i>bios theôrētikos</i>	... geistigen Schau	geistige Schau, <i>theôria</i>

Aristoteles hält die ***theôria*** für das **höchste** Glück; aber für **Menschen** sei sie immer nur vorübergehend erreichbar, weil unsere Bedürfnisse und Alltagsgeschäfte uns immer wieder von ihr abziehen.

Die ***hēdonē*** (Lust) hält er nicht für das Glück, sondern für eine natürliche **Folge** des Glücks. Sofern uns eine Handlung oder das Leben als ganzes glückt, so stellt sich jeweils auch Freude, Vergnügen, Lust ein. Aber die Lust ist eben Folge und Zugabe, nicht ein geeignetes **Ziel**. (Sie ist Reaktion auf **Vergangenes**, nicht etwas für die Zukunft zu Bezugendes.)

Es bleibt also als das **menschengemäße**, zweitbeste Glück das **ethisch-politische Glück** übrig, um dessen Darstellung es in der Nikomachischen Ethik denn auch vor allem geht.

Mir scheint nun, daß Aristoteles die drei genannten Lebensweisen völlig zu Recht unterscheidet und miteinander kontrastiert. Aber wie so oft in der Philosophie ist auch hier die **Konkurrenz** verschiedener theoretischer Ansätze deplaziert. Der Streit, ob das Glück nun Lust oder Gelingen oder Schau sei, ist müßig; denn alle drei sind nach den Ergebnissen meiner Untersuchungen wesentliche **Aspekte des Glücks**.

Und wiederum ergeben sich gleich auf den ersten Blick naheliegende Zuordnungen:

Glück	Subjektivität	Zeit	Freiheit	Diskurs
Lust	GLU	V	Wahl	Urteil
Gelingen	BGV	Z	Autonomie	Schluß
Schau	EKV	G	Unabhängigkeit	Begriff

Das ist natürlich alles nur sehr **vorläufig** und **thetisch** gesagt. Wir müssen abwarten, ob sich diese Zuordnungen argumentativ bestätigen lassen. Aber einmal angenommen, sie ließen sich bestätigen, dann sind damit **schönste Aussichten** für die philosophische **Theoriebildung** verbunden.

Denn **erstens** werden, wenn man sich die durchgängige Drei-Aspekte-Struktur vor Augen führt, **Einseitigkeiten** in der Theoriebildung vermieden (wie zum Beispiel: „Die Einheit des Diskurses ist das Urteil/der Satz“, „Freiheit ist Wahlfreiheit“, „Glück ist Lust“ oder eine einseitige Betrachtung der theoretischen, kognitiven Subjektivität, so, als könne die für sich vorkommen, oder eine **Einebnung** der **Zeitmodi** zugunsten eines vermeintlich zeitlosen Diskurses wie in der Mathematik).

Erstens also wird eine Theorie, sagen wir, des Glücks, ausgewogener und reichhaltiger, wenn sie alle drei Glücksaspekte berücksichtigt.

Zweitens aber wird sie noch einmal sehr viel reichhaltiger dadurch, daß die Glücksaspekte auf die Aspekte der Subjektivität, der Zeit, der Freiheit, des Diskurses usw. bezogen werden.

Drittens gewinnt die Philosophie durch diese Verbindungen eine innere Einheit. **Alle** rufen heute nach **Interdisziplinarität**. Das ist aber für die Philosophie eigentlich ein Witz; denn bevor die Philosophie sich interdisziplinär „vernetzt“, müßte sie erst einmal von dem unseligen Trip herunterkommen, die Verbindungen zwischen ihren eigenen **Subdisziplinen** immer mehr zu kappen und zu mißachten. In den heutigen philosophischen Debatten zerfällt die Phi-

losophie tendenziell in ganz getrennte Theoriebereiche. **Erkenntnistheorie** ist eines und die **Semantik** etwas völlig anderes (heißt es dann); wieder etwas ganz anderes ist angeblich die **Handlungstheorie** und noch etwas anderes die **Ethik** usw. Ganz zu schweigen von der **Logik**, die tendenziell schon in die Mathematik abgewandert ist, und von den verschiedenen **Wahrheitstheorien**, von den Theorien der **Gefühle** und Stimmungen, von der **Metaphysik** und der **Ontologie**.

Die **Vernetzung** der philosophischen **Grundbegriffe** entlang ihrer internen Aspekte-Dreiheit kann und soll also wieder zur **Vernetzung** der philosophischen **Teildisziplinen** führen. Das wäre ein unschätzbarer Gewinn in den heutigen Zeiten, in denen die Spezialisierung uns für wesentliche Zusammenhänge blind zu machen droht.

--- --- ---

20.10.2011

Nun ein paar Worte zur **Methode**. Wie soll man denn in der Philosophie vorgehen? Wir führen keine **Versuche** durch wie in den Naturwissenschaften, sie sammeln keine **Daten** wie in den beschreibenden Wissenschaften, wir betreiben kein **Quellenstudium** wie in den historischen Wissenschaften, wir führen keine **statistischen Erhebungen** durch wie in den Sozialwissenschaften. Wir führen zwar **Beweise**, aber anders als in der **Mathematik** bleiben diese stets umstritten.

Zum Beispiel ist der sog. **ontologische Gottesbeweis** des Anselm von Canterbury, 1033-1109, schon fast tausend Jahre alt und immer noch umstritten: Gott wird definiert als das, über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann. Und dann nimmt man versuchsweise an, daß es Gott nicht gibt. Diese Annahme läßt sich nun sofort ad absurdum führen, denn über einen Gott hinaus, der nicht existiert, läßt sich etwas Größeres denken, nämlich einen sonst gleichen Gott, der auch noch existiert.

In der Philosophie ist beinahe gar nichts **endgültig**. Man erfindet immer neue **Argumentationszüge**, mit denen man alte Argumentationszüge entkräften oder auch bekräftigen kann, je nachdem. Dieser Dauerstreit der Positionen kann sicher ebenso wenig ein **Zufall** sein, wie die durchgängige Dreiheit der Aspekte, von der ich berichtet habe.

Es ist nur eine **Vermutung**; aber ich glaube, daß die jeweils drei Aspekte, um ihre Differenzen wahren zu können, laute Fürsprecher und Werbeträger brauchen und daß sie die Philosophen zu diesem Zweck einsetzen und in Dienst nehmen. Weil das Glück drei Aspekte hat: Lust, Ehre und Schau, konkurriert in der Ethik der Hedonismus, der das Glück mit Lust identifiziert, mit anderen Positionen, in denen das Glück des öffentlichen Wirkens oder das Glück der Erleuchtung beschworen werden.

Was aber auf jeden Fall noch hinzukommt, ist der Sachverhalt, daß die **Philosophie** die letzte und tiefste **Grundlagenwissenschaft** ist. Man könnte vielleicht meinen, daß sie darin mit der **Physik** konkurriert; aber ich möchte im Verlauf des Semesters zeigen, daß dem nicht so ist und daß die Physik nur unter sehr künstlichen, „aseptischen“ Bedingungen in die Rolle der Grundlagendisziplin schlüpfen kann. Die Physik verläßt sich für ihre Formulierung auch auf eine andere, fremde Wissenschaft, nämlich die **Mathematik**. Die Philosophie hingegen hat die ebenso schwierige wie noble Aufgabe, auch noch auf die Mathematik und deren Begrifflichkeit reflektieren zu müssen und sich selber nicht mathematisch präzise ausdrücken zu können.

Irgendwo haben die präzise festgezurten Begrifflichkeiten und die effektiven **Beweisverfahren** eben ihr Ende. Und da wird es dann wahrhaft spannend. Und da beginnt die Philosophie.

-- -- --

Wie also soll und kann sie beginnen und nach welcher **Methode**? Ich glaube, man muß hier Pluralist sein. Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Auch die philosophische Methode wird wiederum **drei Aspekte** haben, einen analytisch-metaphysischen, einen synthetisch-transzendentalen und einen hermeneutisch-phänomenologischen, und jeder von ihnen kann in der Theoriebildung die **Führung** übernehmen. Aber das sage ich hier nur nebenbei als eine Vorwegnahme. Wichtig ist fürs erste vor allem folgendes: Gemäß allen drei Methoden-Aspekten muß die Philosophie darum bemüht sein, ihre **Prämissen zu minimieren**. Der ideale Grenzwert der Prämissenverringerung ist die völlige **Voraussetzungslosigkeit**, die aber wohl nie wirklich erreicht werden kann. (Hegel hat es in der Wissenschaft der Logik versucht; mit welchem Erfolg, bleibt – wie könnte es anders sein – umstritten.)

Man argumentiert also in der Philosophie auf dem Boden bestimmter – möglichst schwacher, harmloser, unstrittiger – Voraussetzungen und erkundet dabei zugleich Möglichkeiten, sich

von der einen oder anderen Voraussetzung zu lösen. Diese Tendenz zur **Voraussetzungslosigkeit** ist der **Apriorismus** der Philosophie.

Apriorismus der Philosophie:

Ihre Tendenz zur Voraussetzungslosigkeit (Prämissenverringerung)

(Dieses Verfahren hat im Grunde schon **Sokrates** in Platons Dialog „Phaidon“ beschrieben, nur dort bezogen auf eine faktische Runde von Gesprächspartnern: Man wählt eine **Ausgangsbehauptung**, die alle akzeptieren, und zieht Folgerungen daraus, bis einer der Gesprächspartner eine Folgerung nicht mehr akzeptieren möchte und seine Zustimmung zur Ausgangsbehauptung **zurückzieht**. Dann muß man eine noch tiefere, unstrittigere Ausgangsbehauptung wählen und von dort aus folgern.)

Halten wir also als **Merkmal** der philosophischen **Methode** (oder Methoden) das Verfahren der **Prämissenverringerung** fest. Die nächste Frage ist dann: Wo soll man in der Philosophie **beginnen**? Womit soll der **Anfang** gemacht werden? (So Hegel, der dann mit dem reinen Sein beginnt.) Was ist die **Erste Philosophie**, die philosophische Ausgangsdisziplin?

Auch da gibt es wiederum verschiedene Möglichkeiten. Man könnte beispielsweise bei der **Subjektivität** beginnen, also **Subjektivitätsphilosophie** betreiben. Oder bei der **Freiheit**, also mit **praktischer** Philosophie. Oder bei **Raum** und **Zeit**, wie es **Kant** zu Beginn der KrV in der sog. transzendentalen Ästhetik tut. Oder beim **Diskurs**, also mit **Logik** und **Semantik**. Oder beim **Wissen**, also mit **Erkenntnistheorie**. Usw.

Ich werde mit dem Thema **Wahrheit** beginnen, also mit **wahrheitstheoretischen** Überlegungen. Vom Thema **Wahrheit** kommt man bequem zu den anderen philosophischen Grundthemen. Wir erheben **Wahrheitsansprüche**; das ist das Grundfaktum. Und viele von ihnen auch zweifellos zu Recht. Es gibt also wirklich Fälle von Wahrheit. Wenn etwa ein Meinungsstreit entsteht und eine Partei sagt: „Es ist so und so“, und die andere genau das bestreitet („Es ist *nicht* so und so“), dann muß eine der Parteien ja recht haben.

Das Grundfaktum, daß wir Wahrheitsansprüche erheben, von denen einige berechtigt sind (wenn wir auch oft nicht sicher entscheiden können, welche), nenne ich das **Faktum der Wahrheit**.

Faktum der Wahrheit:

Wir erheben Wahrheitsansprüche (davon einige zu Recht).

Von diesem Faktum kommt man, wie gesagt, bequem zu anderen philosophischen Problemfeldern. Ganz unmittelbar in die Theorie des **Diskurses** oder diskursiven Denkens, also in die **Logik** und **Semantik**. Denn wir erheben Wahrheitsansprüche ja im Denken und Sprechen, also diskursiv. Der Diskurs aber braucht einen **Gegenstandsbereich**, einen Bereich von Gegenständen, über die wir sprechen und nachdenken können. Diesen Bereich bilden die **Dinge** im **Raum** und die **Ereignisse** in der **Zeit**, in welche die Dinge verwickelt sind. Raum und Zeit aber verstehen wir nur von raumzeitlich verkörperter **Subjektivität** her, und Subjektivität darf dabei nicht einseitig als kognitive oder theoretische Subjektivität aufgefaßt werden, sondern die Struktur von Raum und Zeit verlangt es, daß wir neben den **kognitiven** auch die **affektive** und die **voluntative** Komponente der Subjektivität in Rechnung stellen und würdigen. Damit dann aber auch die menschliche **Freiheit** und das menschliche **Glück**.

So werden wir also in diesem Semester einen **weiten Weg** von der philosophischen Wahrheitstheorie über die Logik und Semantik (als Diskurstheorie) zur Raum- und Zeitphilosophie und Subjektivitätstheorie bis hin zur praktischen Philosophie und zur Ethik beschreiten. In der Philosophie hängt eben (wie Wilfrid Sellars, 1912-1989) zu sagen pflegte, **alles mit allem** zusammen.

Wenn wir einen Wahrheitsanspruch erheben, unterstellen wir, daß etwas *so und so* ist (sich *so und so* verhält), und zwar daß es so ist, wie es ist, **unabhängig** davon, daß wir dies meinen. Wenn ich sage: „Wir sind in Heidelberg“, dann unterstelle ich, daß wir auch dann in Heidelberg wären, wenn ich das nicht gesagt hätte, und auch dann, wenn ich aus irgendeinem seltsamen Grund zu der Ansicht gekommen wäre, wir seien nicht in Heidelberg.

In dieser allgemeinen Unterstellung manifestiert sich eine allgemeine **Objektivitätsthese**, der wir implizit und schon vortheoretisch anhängen. Wir unterstellen in unserem Urteilen, daß die Dinge **objektiv** so sind, wie wir urteilen. **Objektiv**: das heißt **unabhängig** davon, daß wir so urteilen, wie wir urteilen.

Unsere implizite allgemeine OT:

Das Reale ist, wie es ist, unabhängig von unseren Meinungen über es.

(Die Objektivität des Realen: seine Unabhängigkeit von unseren Meinungen.)

Diese OT will ich zunächst weder bekräftigen noch bestreiten, sondern einfach als ein Faktum **zur Kenntnis nehmen**: In unseren grundlegenden Wahrheitsansprüchen beanspruchen wir die Objektivität dessen mit, was wir als der Fall seiend beanspruchen. Wahrheit ist für uns in ihren grundlegenden Formen (es gibt noch andere Formen) stets **objektive Wahrheit**. Unsere Wahrheitsansprüche sind – mit anderen Worten – Ansprüche auf Objektivität, auf objektive Wahrheit.

Offenbar unterstellen wir, daß Wahrheit eine objektive, realistische Seite hat.

Wahrheit hat (für uns) eine objektive, realistische Seite.

Daraus kann man eine interessante **Folgerung** ziehen. Wir unterstellen die Objektivität dessen, was der Fall ist, d.h. seine Unabhängigkeit von unseren Meinungen über es. Das heißt aber, daß wir nicht daran glauben, mit unseren Meinungen dafür sorgen zu können, daß sich die Dinge so verhalten, wie wir meinen. Jemand hier meint beispielsweise, wir seien in Mannheim. Aber dadurch wird es keineswegs der Fall, daß wir in Mannheim sind. M.a.W., wenn das Reale unabhängig von unseren Meinungen ist, dann können wir uns bezüglich seiner **irren, täuschen**. Die Kehrseite der Objektivität des Realen ist **Möglichkeit des Irrtums** auf unserer Seite:

Objektivität impliziert Irrtumsmöglichkeit (Fehlbarkeit, Fallibilität).

Wenn wir in unseren Wahrheitsansprüchen **Objektivität** mit beanspruchen, dann zugleich also auch unsere eigene **Irrtumsmöglichkeit**. Nicht unseren wirklichen **Irrtum**, versteht sich, wohl aber die prinzipielle **Möglichkeit**, daß wir uns irren können.

Unsere Wahrheitsansprüche verstehen wir also wirklich als **Ansprüche**: als etwas, womit wir auch **fehlgehen** können. Wir glauben, daß wir nicht einfach „in der Wahrheit sind“, wenn wir etwa unsere Umgebung wahrnehmen, sondern daß wir uns mitunter auch anstrengen müssen, um wahre Meinungen zu bekommen und falsche zu vermeiden.

Mit der Objektivität und der Irrtumsmöglichkeit kommt **Normativität** ins Spiel und damit auch eine **Dualität** von richtig und unrichtig bzw. von wahr und falsch. Unsere Meinungen sind nicht einfach wahr, sondern sie *sollen* wahr sein, *können* aber auch falsch sein.

Objektivität – Irrtumsmöglichkeit (Fehlbarkeit) – Normativität – Zweiwertigkeit
(Urteile sind zweiwertig: wahr-oder-falsch. Sie sollen wahr und können falsch sein.)

Das alles unterstellen wir mit und erkennen wir an, wenn wir Wahrheitsansprüche erheben.

Aus dem Faktum der Wahrheit lassen sich also ganz unmittelbar Folgerungen ziehen, a) für die Logik: Unsere Meinungen, Urteile, Aussagen sind zweiwertig; b) für die Erkenntnistheo-

rie: Wir sind fehlbar; c) für die Wahrheitstheorie: Wahrheit hat eine **objektive** und zugleich auch eine **normative** Seite.

Die Wahrheit hat eine **normative Seite**: Das heißt, wir können (und sollen) etwas tun, um die Wahrheit unserer Meinungen zu sichern. Wir können und sollen etwas tun: Das heißt, Wahrheit hat mit ihrer normativen Seite zugleich einen **praktischen** (oder pragmatischen) Aspekt.

Was können wir tun, um zu wahren **Meinungen** zu gelangen? Wir müssen Meinungen verifizieren, rechtfertigen, **begründen**. Das Erheben von Wahrheitsansprüchen ist eine **Praxis** unter **Normen**. Man nennt das Faktum der Wahrheit daher auch das Spiel der Gründe:

Das Faktum der Wahrheit ist das Spiel der Gründe

bzw. ausführlicher:

das Spiel des Gebens und Forderns von Gründen (W. Sellars, R. Brandom)

Wir geben auf Nachfrage Gründe für unsere Meinungen und Behauptungen und fordern gegebenenfalls von anderen ebenfalls Gründe für ihre Meinungen und Behauptungen. Dieses Spiel der Gründe ist eine **komplizierte Praxis** nach informellen Regeln.

In diesem Spiel können wir **Berechtigungen** erwerben, bestimmte Positionen zu beziehen, d.h. bestimmte Meinungen zu vertreten. Und die Wahrheit hat offenbar etwas zu tun mit solchen Berechtigungen. Manche sagen sogar, Wahrheit sei gar nichts anderes als „**berechtigte Behauptbarkeit**“ oder „**begründete**“ oder „**verbürgte Behauptbarkeit**“ („warranted assertability“). Der Terminus stammt von John **Dewey**, und die These, daß er soviel bedeute wie „Wahrheit“ wird z.B. von Michael **Dummett** vertreten.

- - - -

Aber wenn doch das Reale **objektiv** ist, d.h. unabhängig von unseren Meinungen über es, wie können dann unsere Verfahren und Aktivitäten der Begründung, Rechtfertigung, Verifikation die Wahrheit von Meinungen **verbürgen**?

Auf der einen Seite ist unser **Meinungssystem** zusammen mit unseren Begründungsaktivitäten, und auf der anderen Seite ist das **Reale**, die **objektive Realität**, die von unserem Meinungssystem ganz unabhängig ist. Wenn unsere Begründungen objektive Wahrheit verbürgen können sollen, dann muß es eine **Schnittstelle** zwischen dem Realen und unserem Meinungssystem geben.

Auch das also, die Existenz einer Schnittstelle zwischen dem Realen und unseren Meinungen, ist eine **Unterstellung**, die wir alle **stillschweigend** machen, indem wir Wahrheitsansprüche erheben und das Spiel der Gründe spielen.

Andererseits ist die Idee einer solchen Schnittstelle ein großes **Rätsel**. Oder vielmehr, daß es eine Schnittstelle geben muß ist eigentlich klar, und zum Glück ist es auch ganz leicht, sie ausfindig zu machen: Es ist die **Wahrnehmung**, die sinnliche Anschauung, die Sinnlichkeit.

Schnittstelle zwischen Realität und Meinungssystem: die (sinnliche) Wahrnehmung

Das geht also scheinbar ganz wunderbar auf: Wir **unterstellen** eine Schnittstelle, und dann läßt sie sich auch sofort **ausfindig** machen: die Wahrnehmung bzw. die Sinnlichkeit.

Aber nun geht es mit den **Problemen** erst richtig los. Denn die Wahrnehmung liefert uns, so scheint es, sinnliche Eindrücke. Und sinnliche Eindrücke, so scheint es weiter, können keine Gründe sein. Wilfrid **Sellars** und Donald **Davidson** (1917-2003) haben sehr zu Recht darauf hingewiesen, daß Meinungen nur durch andere Meinungen begründet werden können. Gründe sind zumindest meinungsartig, sie haben eine **logische Form**. Sinneseindrücke hingegen kommen einfach vor in rerum natura. **Tiere** haben Sinneseindrücke; aber der Mensch ist das

einziges Tier (soweit wir wissen), das den Logos hat und das in der Folge Meinungen hat und Gründe geben und fordern kann.

W. Sellars (1912-1989), D. Davidson (1917-2003): Gründe sind meinungsartig.

Die Position, daß das Reale sich uns irgendwie aufdringen kann, so daß wir es dadurch kennen, nennt Sellars den „**Mythos des Gegebenen**“.

Mythos des Gegebenen (kritisiert von Sellars): „Das Reale wird uns in der Sinnlichkeit unmittelbar gegeben“,

so als habe es logische Form, als sei es meinungsartig, als könne es daher andere Meinungen begründen, als sei es seinerseits schon **kognitiv**.

Das also ist das **Rätsel der Schnittstelle**: Entweder gehört die vermeintliche Schnittstelle zur objektiven Realität; dann ist sie nicht kognitiv, sondern ein Stück Natur. Oder sie gehört zum Meinungssystem; dann ist sie zwar kognitiv, aber ohne Kontakt zur objektiven Realität.

Daß die Sinnlichkeit beides sein könnte: **objektiv und kognitiv**, das ist offenbar zu seltsam, als daß man es glauben dürfte. Diejenigen, die dem **Mythos** vom Gegebenen anhängen, glauben es zwar irgendwie, aber sie können keine plausible Geschichte darüber erzählen. Sie glauben also etwas, was sie selbst nicht verstehen.

Und so hat John McDowell (Sellars' Lehrstuhlnachfolger in Pittsburgh) die schlechte Alternative skizziert, daß wir entweder zum **Mythos** des Gegebenen unsere Zuflucht nehmen müssen oder zu einer **Kohärenztheorie** der Wahrheit und des Wissens, die den Kontakt zum Realen preisgeben muß. Unser Spiel der Gründe dreht sich dann im Leerlauf, ist ein „spinning in a void“, ein Sich-Drehen im Leeren. „Wir spinnen Luftgespinste“, heißt es bei **Matthias Claudius** (in dem Lied „Der Mond ist aufgegangen“), und das wäre dann eine angemessene Charakterisierung unseres Spiels der Gründe. Die **philosophische Skepsis** hätte das letzte Wort: Unser Spiel der Gründe ist leer, eitel; der schiere Begriff der Wahrheit ist inkohärent.

--- --

Hier liegt also eine große theoretische **Herausforderung** vor, der wir uns stellen müssen, wenn wir das Faktum der Wahrheit bzw. das Spiel der Gründe rechtfertigen wollen. Es müßte **objektiv Reales** geben, das eine **logische Form** hat und in gewissem Sinn schon **meinungsartig** ist. Die Dinge der Welt müßten irgendwie „gelesen“ werden können wie Sätze in einem Buch. Und tatsächlich gibt es ja die **Metapher** vom großen Buch der Natur, in dem man lesen könne. Aber das ist zunächst eben eine bloße Metapher, von der niemand weiß, wie sie aufzulösen und in theoretischen Klartext zu übersetzen wäre.

Immerhin haben wir ja das Faktum der **Sinnlichkeit** und wissen also, wo wir nach der **Schnittstelle** suchen müssen. Oder vielmehr: Wir kennen die Schnittstelle schon, aber wir verstehen noch nicht, wie sie funktionieren kann. Irgendwie müssen die Dinge **sich** uns dank unserer Sinnlichkeit **zeigen**. Sich zeigen heißt im Griechischen *phainesthai*. Die Dinge dürfen nicht in sich verschlossen bleiben wie schwarze Löcher, aus denen keine Information entweichen kann, sondern müssen sich zeigen, müssen **Phänomene**, müssen epistemisch zugänglich für uns werden. John McDowell hat seit den 1990er Jahren mit großem Nachdruck auf diese Anforderung hingewiesen. Nur wenn sie erfüllbar ist, kann die schlechte Alternative des Mythos des Gegebenen und des Spinnens von Luftgespinsten überwunden werden.

Anforderung: Die Dinge müssen sich zeigen, müssen [objektive!] Phänomene sein.

Merken wir uns diese Anforderung vor. Zunächst einmal wollen wir uns aber klarmachen, daß wir aus dem **Faktum der Wahrheit** eine **Dreiheit** von Seiten oder Aspekten dieses Faktums hergeleitet haben: Wir unterscheiden 1) das objektiv Reale, 2) unser Meinungssystem samt

unserem Spiel der Gründe bzw. unserer Praxis der Begründungen und 3) eine Schnittstelle zwischen beiden, die wir de facto aus der sinnlichen Wahrnehmung kennen.

Objektiv Reales – sensorische Schnittstelle – Meinungssystem (Begründungspraxis)

Ich will jetzt noch nicht viel daraus machen, sondern nur einen unverbindlichen **Hinweis** geben: Das erinnert doch stark an das Verhältnis, das die Modi der **Zeit** zueinander haben: Es gibt einerseits die **Vergangenheit**, die ist, wie sie ist, und nicht geändert werden kann, und andererseits die **Zukunft**, die teilweise offen ist und aktiv von uns gestaltet werden kann, und drittens dazwischen als Schnittstelle von Vergangenheit und Zukunft die jeweilige **Gegenwart**:

Objektiv Reales – sensorische Schnittstelle – Meinungssystem (Begründungspraxis)

V

G

Z

--- --- ---

Nach der Serie der Dreiheiten, die wir letzte Woche betrachtet haben, durften wir eine Dreiheit der **Aspekte** auch für die **Wahrheit** erwarten. Diese Erwartung wurde also erfüllt: Die Wahrheit hat wesentliche Bezüge auf das objektiv Reale, das Sensorische und das Spiel der Gründe. Wir können nun die Probe machen, indem wir fragen, ob in der Philosophiegeschichte diese drei Aspekte irgendwie aufgetreten sind. Und sie sind es in der Tat: als **drei** Typen konkurrierender **Wahrheitstheorien**.

Korrekter sollte ich sagen: es gibt drei Typen konkurrierender **substantieller** Wahrheitstheorien. Denn in der **naturalistischen** Philosophie besteht die Tendenz, den Begriff und das Faktum der Wahrheit klein zu reden. Dieses Faktum tritt nämlich auf als ein „nichtnatürliches“, genuin philosophisches, sozusagen metaphysisches Faktum. Deswegen möchte es der Naturalismus gerne unter den Tisch kehren.

„Wahr“ ist bloß ein **Vierbuchstabenwort**“, lautet daher das Motto vieler naturalistischer Philosophen. Der Begriff der Wahrheit, so sagt man dann etwa, sei überflüssig, **redundant**; denn statt

„Schnee ist weiß“ ist wahr

könne man ja stets sagen

Schnee ist weiß.

Das ist die **Redundanztheorie** der Wahrheit. Und es gibt noch eine Reihe anderer nichtsubstantieller, sogenannter „**deflationärer**“ Wahrheitstheorien. Lassen wir sie aber erst einmal beiseite. Die nichtdeflationären, **substantiellen** Wahrheitstheorien lassen sich meines Erachtens nach ihren Grundthesen grob in **drei Familien** sortieren:

Substantielle Wahrheitstheorien: Wahrheit ist ...

- | | |
|--|----------------|
| 1) ... Korrespondenz (Sprache/Welt-Übereinstimmung), | [Realismus] |
| 2) ... begründete Behauptbarkeit“ (Kohärenz, Konsens usw.), | [Pragmatismus] |
| 3) ... Unverborgenheit (<i>alétheia</i>) dessen, was der Fall ist. | [Heidegger] |

Die erste Familie nennt man den wahrheitstheoretischen **Realismus**, die zweite ist der **Pragmatismus**, in manchen Ausformungen auch **Antirealismus** genannt.

(Wir werden sehen, daß der Realismus und der Antirealismus nicht einfach nur um Korrespondenz kontra Kohärenz streiten, sondern auch und vor allem um die **Logik**: Der Realismus beharrt auf der klassischen Logik, der Antirealismus möchte das Tertium non datur und das Bivalenzprinzip preisgeben und eine andere, „intuitionistische“ Logik einführen. Aber das nur als Vorankündigung.)

Die **dritte** Position hat keinen Namen, sie ist auch weniger verbreitet als die beiden anderen. **Heidegger** hat sie bei den frühen Griechen, den Vorsokratikern, ausgemacht. Sie haben weniger an unsere Wahrheits-*Ansprüche* und deren Richtigkeit und Begründetheit gedacht als vielmehr daran, daß wir ja irgendwie immer schon „in der Wahrheit“ sind, wenn wir wahrnehmen und denken. Das, was der Fall ist, das Seiende, präsentiert sich uns in der Wahrnehmung. Wir müssen gar nicht groß Ansprüche erheben, damit es so weit kommt (daß wir wahrnehmen und erkennen), sondern das Der-Fall-Seiende selber ist von sich her für uns **offenbar** und **unverborgen**; es **zeigt** sich uns, wird für uns zum **Phänomen**.

Diese Unverborgenheit (und Phänomenalität) ist nach Heidegger der ursprünglich griechische Sinn von *Wahrheit*. Aber schon bei **Platon** und **Aristoteles** sei dieser Sinn in den Hintergrund getreten zugunsten der Vorstellung, daß Wahrheit so etwas sei wie **Richtigkeit** des Denkens und Wahrnehmens, etwas, was sich an Sprache/Welt-Korrespondenz bemäßt und was unter diskursiven Normen steht.

Seit Platon also ist nach **Heideggers Diagnose** die Wahrheitstheorie auf einseitig realistische oder dann auch (später) einseitig pragmatistische Abwege geraten und hat den Aspekt der Unverborgenheit vernachlässigt. Eine angemessene Wahrheitstheorie müßte demgegenüber allen drei Aspekten der Wahrheit gleichermaßen Rechnung tragen:

[Aspekte der Wahrheit]

dem realistischen
dem pragmatischen und
dem phänomenalen Aspekt der Wahrheit.

[objektiver]
[normativer]
[Schnittstellen-Aspekt]

--- --

Nun wollen wir uns kurz ein wenig mit den **Abwegen** beschäftigen auf die man kommt, wenn man jeweils einen der drei Wahrheitsaspekte **absolut** setzt und für die ganze Wahrheit hält.

Beginnen wir – **erstens** – mit dem **phänomenalen** Aspekt: Seine Verabsolutierung wäre einfach eine extreme Form des **Mythos** vom Gegebenen; und diese extreme Form kommt selten vor, denn normalerweise wird der phänomenale Aspekt der Wahrheit nicht absolut gesetzt, weil es ja ganz offenkundig neben der vermeintlich unmittelbaren Wahrheit des Gegebenen auch noch vermittelte, diskursive Wahrheiten gibt.

Überbetonung des phänomenalen Aspektes: Mythos des Gegebenen

Normalerweise werden diejenigen, die den phänomenalen Aspekt überbetonen, zwei Sorten von Wahrheiten annehmen: unmittelbare Wahrheiten der (sinnlichen oder intellektuellen) **Anschauung**, für die der phänomenale Aspekt absolut gesetzt wird, und dann noch vermittelte diskursive Wahrheiten, für die man sich dann an einen der anderen Wahrheitsaspekte halten wird.

So unterschied etwa Bertrand **Russell** zwischen **knowledge by acquaintance** und **knowledge by description** – Wissen durch Bekanntschaft und Wissen durch Beschreibung –, und für ersteres setzte er *de facto* (er sagt es nicht) den phänomenalen, für letzteres den realistischen Aspekt der Wahrheit absolut. Für ersteres vertrat er eine Form des Mythos des Gegebenen und für letzteres, sofern er es ernstgenommen hätte, hätte ihm dann die Schnittstelle zwischen Welt und Sprache (bzw. zwischen Realität und Meinungssystem) gefehlt.

--- --

Nun **zweitens** zum realistischen Aspekt. Die Position, die ihn verabsolutiert, heißt **metaphysischer Realismus**. Manche sagen auch einfach „Realismus“ dazu; aber ich glaube, daß es andere Formen von Realismus gibt, die sich keiner Einseitigkeit schuldig machen und auch die anderen Wahrheitsaspekte anerkennen. Ich will nämlich selber einen solchen **legitimen**

Realismus vertreten. Deswegen wähle ich für den anderen Realismus gern den Zusatz „metaphysisch“, den sich meines Wissens der amerikanische Philosoph Hilary **Putnam** in den 1970er Jahren ausgedacht hat. Putnam vertrat bis Anfang der 70er Jahre selber diese Position und hat sich dann von Michael Dummett, der einen **Antirealismus** lehrt, davon abbringen lassen. Heutzutage vertritt beispielsweise **Drew Khlentzos**, der in Australien lehrt, den metaphysischen Realismus (MR), so in seinem Buch:

Drew Khlentzos, Naturalistic Realism and the Antirealist Challenge, 2004.

Naturalisten, die den MR vertreten, müssen zeigen – meint er –, wie **Gehirnzustände geist-unabhängige** Sachverhalte repräsentieren können; und er selbst glaubt, daß es geht.

Der MR nimmt irgendwelche **Repräsentationsbeziehungen** zwischen Sprache und Welt bzw. Meinungen und Realem an und hat die Schwierigkeit zu sagen, welche.

MR: Es gibt Sprache-Welt-Korrespondenzen, an denen sich die Wahrheit/Falschheit von Aussagen entscheidet.

Die Argumentation gegen den MR setzt bei diesen **Korrespondenzen** an und versucht sie zu trivialisieren. Das Hauptargument ist ganz unscheinbar, klein wie **Davids Steinschleuder**, mit der er den Riesen **Goliath** erlegt hat, und heißt daher auch **Steinschleuder** (englisch „sling-shot“). Es geht auf Gottlob Frege zurück, wurde von Alonzo Church formalisiert und von Donald Davidson popularisiert. Ich referiere nur sein Ergebnis, weil es ein bißchen technisch ist. (Im Skriptum der Vorlesung können Sie es als Fußnote nachlesen.¹)

Dieses Ergebnis besagt, daß alle wahren Sätze denselben Bezug haben und ebenso alle falschen Sätze denselben Bezug. **Frege** nennt diese beiden Bezugsgegenstände das **Wahre** und das **Falsche**: Alle wahren Sätze bezeichnen (repräsentieren, beziehen sich auf) das Wahre und alle falschen das Falsche. Alternativ könnte man vielleicht sagen: Alle wahren Sätze bezeichnen schlicht das Reale als solches, und alle falschen bezeichnen gar nichts.

Natürlich wird das Steinschleuder-Argument von realistischer Seite angefeindet und attackiert. In der Philosophie gibt es keine allseits akzeptierten **Beweise**. Aber es gibt auch noch andere Argumente (von Peter Strawson und Wilfrid Sellars beispielsweise), daß jedenfalls eine 1-zu-1-Zuordnung von wahren Sätzen und Tatsachen (und andererseits von falschen Sätzen und nicht als Tatsachen bestehenden Sachverhalten) unergiebig und trivial ist:

Triviale Korrespondenz:

Wahre Sätze korrespondieren Tatsachen (= bestehenden Sachverhalten).

Falsche Sätze drücken nicht bestehende Sachverhalte aus.

Trivial ist diese Korrespondenz, weil sich Tatsachen und Sachverhalte gar nicht unabhängig von den Sätzen, die sich auf sie beziehen sollen, beschreiben lassen. Sachverhalte sind einfach reifizierte (ontologisierte) Satzinhalt.

¹ Davidson trägt in „Truth and Meaning“ das Steinschleuder-Argument folgende Form vor. Er geht aus von zwei harmlosen Annahmen über den (vermeintlichen) Weltbezug von Sätzen:

(P1) Der Bezug eines Satzes ändert sich nicht, wenn in ihm ein Terminus durch einen bezugsgleichen Terminus ersetzt wird (Beispiel: „Der Abendstern ist ein Planet“ und „Der Morgenstern ist ein Planet“).

(P2) Logisch äquivalente Sätze sind bezugsgleich (Beispiel: „9 > 8“ und „3 mal 3 > 8“).

Nun sieht man, daß beliebige Sätze R und S, wenn sie denselben Wahrheitswert haben (beide wahr oder beide falsch sind), auch denselben Bezug haben müssen:

(1) R [(1) ist logisch äquivalent mit (2)]

(2) $\hat{a}(a=a.R) = \hat{a}(a=a)$ [Die Klasse aller a mit: a=a und R, ist gleich der Klasse aller a mit: a=a.]

(3) $\hat{a}(a=a.S) = \hat{a}(a=a)$ [„ $\hat{a}(a=a.R)$ “, „ $\hat{a}(a=a.S)$ “ sind bezugsgleich, wenn R und S wahrheitswertgleich sind.]

(4) S [(4) ist logisch äquivalent mit (3)]

Natürlich gibt es auch da Gegenmittel, etwa die sogenannten **Wahrmachtheorien** (der australische Philosoph David Armstrong hat eine klassische Wahrmachtheorie entwickelt). Der Satz „Es gibt Katzen“ muß dann nicht der vermeintlich weltseitigen Tatsache korrespondieren, **daß es Katzen gibt**. Sondern er hat Wahrmacher in der Welt, und jede Katze ist ein solcher Wahrmacher.

Das Problem dabei sind die **zufällig** wahren Prädikationen wie „Sokrates ist krank“. Denn Sokrates genügt hier nicht als Wahrmacher, sondern man muß auch noch „ein Krankes“ annehmen, das zufällig in ihm anwesend ist – und eben die Anwesenheit dieses Kranken in Sokrates. (Schon Platon und Aristoteles haben sich mit dieser Problematik beschäftigt.)

Erfolgversprechender scheint mir die Strategie von Wilfrid **Sellars** zu sein, der eine bestimmte Gruppe von Sätzen, nämlich die einfachen singulären Sätze oder Elementarsätze, als **logische Bilder** von Objekten in der Welt betrachtet. Darauf werde ich zurückkommen. Aber eine solche Position kann sich ein Vertreter des MR nicht leisten; das geht nur, wenn man auch die beiden anderen Wahrheitsaspekte in Rechnung stellt. Auch Sellars kann sich seine Bildtheorie des Elementarsatzes eigentlich nicht leisten, weil er den phänomenalen Aspekt der Wahrheit nicht anerkennt. Aber davon später.

27.10.2011

Kurze Erinnerung: Wir hatten drei Aspekte der Wahrheit unterschieden und waren dann dazu übergegangen, die Positionen zu besprechen, die jeweils einen dieser Aspekte absolut setzen.

<u>Aspekte der Wahrheit</u>	<u>Verabsolutiert durch</u>	<u>„Wahrheit ist ...“</u>
realistischer (objektiver)	MR	... Korrespondenz“
pragmatischer (normativer)	Pragmatismus / AR:	... Behauptbarkeit“
phänomenaler (Schnittstellen-) Aspekt	Mythos des Gegn.:	... Unverborgenheit“

Erstens: Der **Mythos des Gegebenen** nimmt den phänomenalen Aspekt für die ganze Wahrheit im Fall von unmittelbaren Gegebenheiten (aber er erkennt natürlich auch noch diskursive, mittelbare Wahrheiten an, die er irgendwie auf die intuitiven, unmittelbare zurückführen möchte). Das war eher nebenbei und kurz abzuhandeln gewesen.

Dann waren wir **zweitens** zur **Kritik** des metaphysischen **Realismus** (MR) übergegangen. Einige Einwände hatte ich bereits angeführt, die alle die Vorstellung einer Sprache-Welt-Korrespondenz betrafen:

- 1) Frege, Church, Davidson: Alle wahren [falschen] Sätze bezeichnen dasselbe.
- 2) Strawson, Sellars et al.: Die „Korrespondenz“ von wahren Sätzen und Tatsachen (bestehenden Sachverhalten) ist keine reale, sondern eine rein begriffliche Beziehung.

Ein möglicher **Ausweg** des MR ist die **Wahrmachertheorie** (D. Armstrong et al.): „Wahre Sätze haben Wahrmacher in der Welt“.

<u>Satz</u>	<u>Wahrmacher</u>
„Es gibt Katzen“	Jede Katze
„Sokrates ist ein Mensch“	Sokrates
„Sokrates ist krank“	???

Das Problem sind die **kontingenten Prädikationen**, weil als deren Wahrmacher das Bezugsobjekt (hier: Sokrates) nicht ausreicht. Sokrates muß ja nicht krank sein (im Gegenteil, meistens ist er gesund).

Also muß man als Wahrmacher weltseitige **Komplexe** aus Gegenständen und ihren individuellen Eigenschaften annehmen, hier einen Komplex aus Sokrates und einem Fall von Kranksein in ihm. Man kann diese Komplexe als **Fakten** bezeichnen (states of affairs, matters of fact).

(Sie erinnern, nebenbei gesagt, von fern an die **Aristotelische Akzidentienlehre**, die aber den Akzidentien kein unabhängiges Sein zugestand und daher keine „Fakten“, sondern nur Substanzen annehmen mußte.)

Ein anderer Ausweg ist **Bildtheorie des Elementarsatzes** (Wittgenstein, Sellars). Nicht alle wahren Sätze haben ihr zufolge weltseitige Wahrmacher, sondern nur die allereinfachsten, die **atomaren** oder **elementaren** Sätze, die nur aus Individuenkonstanten und jeweils einem Prädikat bestehen: „Fa“, „Rab“ usw.

Wittgenstein lehrte in der Logisch-Philosophischen Abhandlung, die Elementarsätze seien logische Bilder von Tatsachen; das wäre also keine Fortschritt gegenüber den Wahrmachertheorien; aber **Wilfrid Sellars** hat eine alternative Bildtheorie entwickelt, wonach die Elementarsätze logische Bilder von **Objekten** sind. Das also könnte weiterhelfen, wenn man sich an die Maxime halten will, als Philosoph nicht zu „ontologisieren“, d.h. theoretische Entitäten einzuführen.

Sellars lehrt: Wahrheit ist ein **Gattungsbegriff**; d.h., es gibt viele **Arten** von Wahrheit. Elementarsätze sind wahr, wenn sie „**korrekte**“ Bilder von Objekten sind; aussagenlogische Verbindungen von Elementarsätzen sind wahr, wenn sie Rezepte zur Herstellung von Bildern sind usw. Mathematische Sätze sind wahr, wenn sie beweisbar sind. Usw.

Auf die Bildtheorie des Elementarsatzes werde ich zurückkommen. Das ist eine vielversprechende Position. Aber ich glaube, daß ein Vertreter des MR sich diese Position gar nicht leisten kann; das geht nur, wenn man auch die beiden anderen Wahrheitsaspekte in Rechnung stellt. Auch **Sellars**, der eher dem **Pragmatismus** als dem MR zuzurechnen ist, kann sich seine Bildtheorie des Elementarsatzes eigentlich nicht leisten, weil er den phänomenalen Aspekt der Wahrheit nicht anerkennt. Aber davon später.

Jetzt ein ganz **anderer** – andersartiger – **Einwand** gegen MR. Im Grunde ist, was ich ausführen will, gar kein Einwand, sondern einfach der MR selber. Dieser hat nämlich eine unmittelbare Konsequenz, die ihn äußerst unattraktiv macht; aber seine Vertreter nehmen diese Konsequenz offenbar in Kauf. Der MR führt nämlich unmittelbar in einen grundsätzlichen **Skeptizismus**. Anders gesagt, die **Kehrseite** des MR ist eine „**realistische Skepsis**“. (Es gibt auch eine pragmatistische Skepsis, daher zur besseren Unterscheidung der Beiname.)

Wenn das Reale **unabhängig** von unseren Meinungen und Sätzen über es ist, so können alle unsere Meinungen und Sätze **falsch** sein. Unsere am sorgfältigsten und besten begründeten Theorien können völlig falsch sein. Wir haben keine Möglichkeit herauszufinden, ob unsere Meinungen und Theorien wahr oder falsch sind. Denn wenn wir einen Satz auf seine **Übereinstimmung** mit der Realität überprüfen wollen, so müssen wir dies mittels anderer Sätze tun, für die sich die Frage der Übereinstimmung ebenfalls wieder stellt usf. ins Unendliche.

Selbst wenn es dem MR gelingen sollte, Wahrheit auf nichttriviale Weise als **Übereinstimmung** zu begreifen, so wäre doch grundsätzlich nie festzustellen, ob die relevante Übereinstimmung besteht oder nicht. Denn sie müßte ja innerhalb der Sprache festgestellt werden, und deren Übereinstimmung mit der Welt steht gerade zur Debatte.

So würde der Wahrheitsbegriff aufhören, ein **anwendbarer** Begriff zu sein; denn wir könnten keine **Bedingungen** angeben, unter denen es legitim wäre, von einem bestimmten Satz zu sagen, er sei wahr.

Das ist ein wichtiger Punkt, auch für später: Zu einem Begriff gehören Anwendungsbedingungen oder Anwendungskriterien. Wenn man Wahrheit als Sprache-Welt-Übereinstimmung faßt und weiter nichts hinzusagt, so hat man noch keinen Begriff erklärt, sondern vorerst nur einen **Begriffskandidaten**.

Begriffskandidat plus Anwendungsbedingungen = Begriff
(Kant: reiner Verstandes-“Begriff“ plus transzendentales Schema = Kategorie)

Wenn es also zum Terminus „wahr“ keine Anwendungsbedingungen gibt, dann wird das Wahr-Falsch-Spiel zu einem bloßen Ratespiel, und dies ohne die Möglichkeit herauszufinden, ob richtig geraten wurde. Das Spiel der Wahrheit und der Gründe wäre wirklich nur ein **Spiel**, und zwar eines, das nicht einmal kohärent gespielt werden könnte, weil es ja keine **Erfolgskriterien** gäbe.

So führt der MR in eine Skepsis – die **realistische Skepsis** –, der zufolge sich der Wahrheitsbegriff in lauter Schein auflöst.

Drittens müssen wir nun noch untersuchen, was passiert, wenn der **pragmatische** Aspekt der Wahrheit mit der Wahrheit selber verwechselt und absolut gesetzt wird. Auch dann droht eine

Form der Skepsis, die man nun als die **pragmatistische Skepsis** bezeichnen kann und die in eine Art Kulturrelativismus (oder vielmehr eine Art Kulturimperialismus oder **Ethnozentrismus**) führt.

Der **Pragmatismus** versteht Wahrheit als das, was sich zu glauben lohnt; was **gut** ist zu **glauben**; was hilft, wenn man es glaubt usw. Und es gibt bestimmte Normen und Regeln dafür, nach denen wir uns auf etwas festlegen, was wir glauben können. Es gibt Verifikations- und Falsifikationsverfahren, mittels deren wir herausfinden, was glaubwürdig und in der Folge hilfreich ist. Nach der **pragmatischen Konzeption** der Wahrheit ist Wahrheit begründete (oder verbürgte) **Behauptbarkeit**.

Pragmatische Wahrheitskonzeption:
Wahrheit ist begründete (verbürgte) Behauptbarkeit.

So weit, so gut. Nun hat aber Michael Dummett, der selber diese Position vertritt, herausgearbeitet, daß sie zu einem **Antirealismus** führt, der eine Revision der **Logik**, eine Verabschiebung der **klassischen Logik** zugunsten einer nichtklassischen, intuitionistischen Logik verlangt.

Dummetts **Grundgedanke** ist folgender: Wenn Wahrheit begründete Behauptbarkeit ist, dann wird es immer Paare von kontradiktorisch entgegengesetzten geben, von denen weder der eine noch andere begründet werden kann. Zum Beispiel:

Am 20.10.10000 v. Chr. hat es, wo heute die Neue Uni in HD steht, geregnet.
Am 20.10.10000 v. Chr. hat es, wo heute die Neue Uni in HD steht, nicht geregnet.

Wenn keiner der Sätze begründbar ist, so ist keiner von ihnen wahr. Dann gibt es hier also sprachseitig eine **Wahrheitswertlücke** und weltseitig eine Lücke im Der-Fall-Sein, kurz eine **Seinslücke**. Das Reale selbst ist dann heute objektiv unbestimmt hinsichtlich der Frage nach dem Regen damals (sofern denn Wahrheit substantiell und objektiv ist!).

Der **Realist** würde behaupten, daß die Lücke nur **sprachseitig**, nur in unserem Meinungssystem besteht, daß es sich, mit anderen Worten, um eine **Wissenslücke** oder **epistemische Lücke**, nicht um eine **Seinslücke** oder **ontische Lücke** handelt.

Epistemische oder Wissenslücke: sprachseitig, meinungsseitig
Ontische oder Seinslücke: weltseitig

Die **klassische Logik** wird durch zwei Prinzipien definiert: das **Nichtwiderspruchsprinzip** (Satz vom zu vermeidenden Widerspruch) und das **Tertium non datur** (Satz vom ausgeschlossenen Dritten):

Nichtwiderspruch: $\neg(p \wedge \neg p)$
Tertium non datur: $p \vee \neg p$

Man kann das auch metasprachlich reformulieren, indem man über **Wahrheitswerte** von Sätzen spricht:

... Jeder Satz hat höchstens einen von zwei Wahrheitswerten.
... Jeder Satz hat mindestens einen von zwei Wahrheitswerten. (Bivalenzprinzip)

In der **intuitionistischen Logik** in der **Mathematik** tritt die **Beweisbarkeit** an die Stelle der Wahrheit und in der **Logik** des **Antirealismus** die begründete **Behauptbarkeit**. Das **Tertium non datur** wird daher preisgegeben, am **Nichtwiderspruchsprinzip** wird aber festgehalten.

Gegen den Antirealismus (AR) ist eingewendet worden (von **Putnam**, der einen Mittelweg zwischen MR und AR gehen wollte – das will ich auch), daß dem AR zufolge Wahrheit **verlorengehen** kann. Am 20.10.10000 v. Chr. konnte jemand, der sich hier aufhielt, feststellen,

ob es regnete oder nicht. Damals also war der betreffende Satz wahr oder aber falsch (begründbar oder widerlegbar). Der Satz oder seine Negation war damals wahr; heute aber nicht mehr. Also ist eine Wahrheit unwiederherstellbar verlorengegangen; die Welt hat ein Seinslücke bekommen, rein durch den Fortgang in der Zeit.

Ferner kann man gegen AR einwenden, daß eine **Revision der Logik** immer ein drastisches Mittel ist, eine ultima ratio. In einer solchen Revision ändern sich die Bedeutungen der logischen Partikeln wie „nicht“, „oder“, „und“ usw. Man muß also zunächst in der klassischen Logik den Vorschlag machen, die klassische Logik preiszugeben; aber von innerhalb der klassischen Logik ist das ein absurder Vorschlag.

Außerdem ist die klassische Logik wunderbar **einfach** und **elegant**. Sie preiszugeben, käme einem Akt der Verzweiflung oder einer großen Narrheit gleich. Also wird nicht jeder Pragmatist Dummetts Vorschlag folgen, sondern viele werden lieber inkonsistent sein und so tun, als könne die klassische Logik auch im Rahmen des Pragmatismus Geltung behalten.

Zum Spektrum der pragmatistischen Wahrheitstheorien gehören auch alle **Kohärenz-** und **Konsenstheorien** der Wahrheit, also insgesamt sehr viele verschiedene Theorien. Sie sind alle mehr oder weniger inkonsistent, außer zwei extremen **Ecktheorien**, die den Pragmatismus bis zum bitteren Ende weiterdenken. Das sind zum einen der **AR** von Michael **Dummett** und zum anderen der sog. „**Ethnozentrismus**“ von Richard **Rorty**, den man aber nicht mehr unter die substantiellen Wahrheitstheorien subsumieren kann (sondern unter die **deflationären** Theorien subsumieren muß).

Dummett nimmt den Wahrheitsbegriff ernst und gibt als Pragmatist lieber die klassische Logik auf; **Rorty** macht es **umgekehrt**: Für ihn ist die klassische Logik eine wunderbar elegante Grundtheorie, aber Wahrheit nur ein vager Begriff, mittels dessen wir Empfehlungen aussprechen. „Das ist wahr“ heißt soviel wie „Glaub's ruhig auch, is' ganz harmlos in seinen Konsequenzen und hat mir auch geholfen“.

Dann gibt es natürlich keine objektive, substantielle Wahrheit mehr, sondern jede Gruppe, jede Ethnie hat ihre eigenen informellen **Standards** der Begründung von Meinungen. Also halte ich mich trivialerweise – sozusagen per definitionem – an die Standards **meiner** Gruppe, **meiner Ethnie**. (Die Ethnie, an deren Standards ich mich halte, ist *ipso facto meine*.)

Rorty meint, seine und meine und unser aller Ethnie sei – um es etwas zugespitzt zu sagen – die **NATO**, die nordatlantische informelle Vertragsorganisation des parlamentarischen Liberalismus. Ich persönlich muß gestehen, mir graust es ein bißchen vor dieser unserer Ethnie. Dann doch lieber ein blander **Wahrheitsrelativismus**, der sich selbst gleich noch mitrelativiert, also die durchgängige **pragmatische Skepsis**!

Ecktheorien des Pragmatismus:

- 1) Dummetts AR (Festhalten am Wahrheitsbegriff, Preisgabe der klassischen Logik)
 - 2) Rortys Ethnozentrismus (Festhalten an der Logik; Preisgabe des Wahrheitsbegriffs)
- Innerpragmatische Alternative zu Rorty: Pragmatische Skepsis, Theorieverzicht.

--- --- ---

Nun wird es Zeit, meine **eigene Lösung** vorzustellen. Ich begründe sie einerseits **direkt**, indem ich zeige, daß sie allen drei Wahrheitsaspekten Rechnung trägt (dadurch ist sie nachgerade definiert ist). Andererseits begründe ich sie **indirekt** insofern, als ich zeigen möchte, daß sie den **Ausweg** aus der schlechten Alternative von 1) MR und realistischer Skepsis, 2) Preisgabe der klassischen Logik oder pragmatischer Skepsis und 3) Mythos des Gegebenen weist.

Der **erste Schritt** für die Lösung ist: anzuerkennen, daß **Abhängigkeit** und **Unabhängigkeit** Grade haben; daß das keine simple Ja/Nein-Angelegenheit ist. Das **Reale** ist unabhängig von jeder einzelnen **Meinung** über es. Gut. Aber es ist nicht völlig unabhängig davon, daß es

überhaupt Meinungen und Wesen mit Meinungen gibt. WIR SIND KEIN ZUFALL. Das Reale braucht – inmitten seiner – solche Realia, wie wir es sind, die Meinungen über es und sich selber haben.

Das ist schon ein **Vorbote** einer These, die ich **Subjektivitätsthese** nennen werde und die besagen wird, daß die Welt nicht ohne verkörperte Subjekte, ohne Personen, möglich ist, die irgendwann und irgendwo in ihr auftreten. Aber damit hat es noch ein wenig Zeit.

Jetzt halten wir nur fest, daß das Reale und unser Meinungssystem nicht **total** unabhängig voneinander sind. Damit wird der Realismus ein wenig **gelockert**, aber nicht preisgegeben. Das Charakteristikum des Realismus ist die **klassische Logik**. An ihr soll festgehalten und auch ihre Geltung soll ein wenig **gelockert** werden. Das *Tertium non datur*, so wollen wir sagen, gilt nicht als ein **konstitutives**, sondern als ein **regulatives** Prinzip. (Das Gleiche läßt sich übrigens auch für das Nichtwiderspruchsprinzip sagen; aber davon später.)

Lockung des Realismus:

Das *Tertium non datur* gilt als regulatives, nicht konstitutives Prinzip.

Die Rede von konstitutiven und regulativen Prinzipien geht auf **Kant** zurück, der sie allerdings nicht auf die Logik bezieht. Ich versuche, die Unterscheidung ein wenig zu erläutern.

Normalerweise geht man davon aus, daß die klassische Logik – überhaupt die Logik – für die **Dinge** selber gilt. Nach dem Nichtwiderspruchsprinzip kann es kein Ding geben, von dem sich etwas aussagen und zugleich auch verneinen läßt:

$$\neg(\exists x)(Fx \wedge \neg Fx)$$

Und nach dem *Tertium non datur* gilt von jedem Ding **entweder** daß es so und so beschaffen ist **oder aber** nicht so und so beschaffen:

$$(x)(Fx \vee \neg Fx)$$

Die logischen Gesetze sind insofern **konstitutiv** für die Dinge; sie haben „**ontische**“ Geltung, d.h., sie gelten für alles, was der Fall ist oder existiert.

Eine **mögliche Gegenposition** wäre, daß die Prinzipien der Logik allein für unser **Denken** gelten, nicht aber für die Dinge, nicht für das Reale selbst. Sie hätten dann nur **doxastische** oder **epistemische** Relevanz, keine **ontische** Geltung. Dann würden unsere Meinungen und das Reale nicht im Erkennen zusammenkommen: Wir würden gemäß der klassischen Logik denken, aber die Dinge wären nicht gemäß der klassischen Logik konstituiert.

Dummetts Gegenposition ist eine andere: Die logischen Prinzipien sind, **sofern** sie gelten, konstitutiv für die Dinge (etwa das Nichtwiderspruchsprinzip); aber das *Tertium non datur* gilt eben überhaupt nicht, weder für unser Denken noch für die Dinge.

Meine eigene **Lösungsposition** besagt demgegenüber, daß die Prinzipien der klassischen Logik – und zwar sowohl das *Tertium non datur* als auch das Nichtwiderspruchsprinzip – als **Normen** gelten, und zwar als Normen für die Dinge selber. Das Reale *soll* gefälligst widerspruchsfrei beschreibbar sein, und es *soll* keine Seinslücken haben. Aber es *ist* nicht widerspruchsfrei und *hat* Seinslücken.

Die Seinslücken sind allerdings prinzipiell **unentdeckbar**; denn wann immer wir auf eine Lücke in der Begründbarkeit eines Satzes und seiner Negation stoßen, könnte es sich ja um eine bloß epistemische, eine bloße Wissenslücke handeln. Das *Tertium non datur* hält uns als ein **regulatives Prinzip** dazu an, weiter nach einer Begründung für den Satz oder seine Negation zu suchen.

Wenn man ein **Aufzählungsverfahren** für eine unendliche Menge hat, so hat man damit noch nicht ipso facto ein **Entscheidungsverfahren**. Ein linguistisches Programm etwa zählt der

Reihe nach alle **wohlgeformten Sätze** einer Sprache auf, von denen es potentiell unendliche viele gibt, weil Sätze im Prinzip beliebig lang sein können. Wenn wir jetzt einen Satzkandidaten haben, von dem wir wissen wollen, ob er wohlgeformt ist, so müssen wir warten, ob das Programm ihn irgendwann ausdrückt. Solange er noch nicht ausgedruckt wurde, gibt es **zwei** Möglichkeiten: Entweder ist er wohlgeformt und kommt noch irgendwann an die Reihe, oder er ist nicht wohlgeformt.

Ähnlich bei den **Seinslücken**. Wenn wir einen Satz nicht begründen und nicht widerlegen können, so gibt es immer zwei Möglichkeiten: Entweder haben wir uns noch nicht genug angestrengt, und es liegt eine bloße **Wissenslücke** vor, oder der Satz hat keinen Wahrheitswert und drückt eine Lücke im **Sein** der Dinge aus.

Das **Tertium non datur** als **regulatives Prinzip** hält uns dazu an, uns nie mit einer echten oder vermeintlichen Seinslücke zufriedenzugeben, sondern so zu tun, als handle es sich um eine bloße Wissenslücke.

Wie steht es mit dem **Nichtwiderspruchsprinzip**? Ich behaupte, man kann zeigen, daß es **verletzt** ist, allerdings in seinem ganz besonderen Fall, den man vielleicht als **Singularität** betrachten kann, der uns aber daran erinnert, daß sich das Nichtwiderspruchsprinzip nicht von selbst versteht und daß auch es kein konstitutives, sondern ein **regulatives Prinzip** ist.

Für die theoretische **Physik** – die Theorie der Raumzeit und der Schwerkraft, also die allgemeine Relativitätstheorie (ART) – ist der Urknall eine **Singularität**, d.h. eine einzelne und einzige Ausnahme von der Geltung der Gesetze der ART. Allerdings läßt sich der Urknall in Gedanken gut **isolieren**: er ist der Anfangszustand oder das Anfangsereignis des Universums.

Die **logische Singularität**, von der ich berichten will, läßt sich weniger gut isolieren, weil ein Widerspruch, der nicht beseitigt werden kann, also eine Antinomie, auf das ganze Denk- oder Theoriegebäude, dem er abgehört, ausstrahlt und es zum Einsturz bringt. Denn aus einem Widerspruch folgt nach den Gesetzen der klassischen Logik **Beliebiges**, d.h. alles, was in der Sprache der betreffenden Theorie überhaupt gesagt werden kann.

Antinomie: unbehebbarer Widerspruch

Widerspruch: bringt eine Theorie zur „Explosion“, weil aus ihm Beliebiges folgt.

Die Antinomie, die ich meine, ist wohlbekannt: der sogenannte **Lügner**. Nennen wir ihn (L):

(L) Satz (L) ist nicht wahr.

Wenn man annimmt, daß Satz (L) wahr ist, dann muß man ihm glauben, und das heißt glauben, daß er nicht wahr ist. Wenn man aber nun annimmt, er sei nicht wahr, dann glaubt man, was er selber aussagt, und muß ihn für wahr halten:

Satz (L) ist wahr dann und nur dann, wenn er nicht wahr ist. [Widerspruch!]

Ich will den Lügner aber nicht einfach am Wegesrand auflesen, sondern ihn systematisch aus allgemeinen Überlegungen zum **Faktum der Wahrheit** herleiten. Wenn man das tut, macht man eine Entdeckung über ihn, die man sonst verpaßt: Die Antinomie, die er ausdrückt, hängt nicht an dem Wort „wahr“, das in ihm vorkommt, sondern viel eher an dem Wort „nicht“. Es handelt sich um eine (oder *die*) **Antinomie der Negation**.

03.11.2011

Wir haben zuletzt die **Antinomie des Lügners** betrachtet, die das Nichtwiderspruchsprinzip (NWP) verletzt und nicht behoben werden kann:

(L) Satz (L) ist nicht wahr.

„(NWP) *ist* verletzt“: Diese Behauptung nenne ich die **Antinomiethese**. (NWP) ist verletzt, obwohl es nicht verletzt werden *soll*. Denn es gilt als ein Prinzip der klassischen Logik und darf nicht preisgegeben werden.

Antinomiethese: (NWP) ist verletzt (durch den Lügner; aber deswegen nicht ungültig).

Der Lügner bezieht sich auf sich selbst, und es **gibt** ihn gar nicht unabhängig von seinem Selbstbezug. Aber er ist nicht der einzige Satz, dessen Sinn sich durch Selbstbezug konstituiert. Und auch nicht der einzige Satz, in dem dieser Sinn die Wahrheit des Satzes, also einen semantischen Sachverhalt, betrifft.

Vielmehr gibt es neben dem **Lügner** noch andere Sätze, die sich (i) in semantischem Aufstieg (ii) auf sich selbst beziehen, zum Beispiel den **Wahrsager**:

(W) Satz (W) ist wahr.

Meine These war, daß in diesen Sätzen das **Wahrheitsprädikat** nur als technisches Hilfsmittel des semantischen Aufstiegs vorkommt und daß die Besonderheit dieser Sätze ihre „Unfundiertheit“ (bzw. ihr Selbstverhältnis) ist, wozu im Falle von (L) noch die Negation hinzukommt, die auf dem Boden der Unfundiertheit die Antinomie erzeugt.

Quelle der Antinomie von (L): die Negation auf dem Boden der Unfundiertheit.
[Unfundiertheit hier erzeugt durch semantischen Aufstieg plus Selbstbezug]

Dies soll nun gezeigt werden, und zwar, wie es sich gehört, ausgehend vom **Faktum der Wahrheit**, das ja den General-Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildet. Dabei werden wir noch eine Reihe anderer unfundierter Sätze betrachten und uns ein wenig auf die **Logik unfundierter Aussagen** einlassen, zu der es meines Wissens keine Literatur gibt.

--- --

Aus der Objektivität unserer Wahrheitsansprüche folgt für die Erkenntnistheorie unsere **Fehlbarkeit** und für die Logik (und Semantik) die **Zweiwertigkeit** unserer Aussagen: Sie sollen wahr und können falsch sein, sind also wahr oder falsch. Diese allgemeine Zweiwertigkeit wird durch das **Nichtwiderspruchsprinzip** und das **Bivalenzprinzip** weiter präzisiert: Jede Aussage soll genau einen von genau zwei Wahrheitswerten haben.

Dann aber läßt sich eine **wahrheitsfunktionale Aussagenlogik** konzipieren: ein Rechnen mit Wahrheitswerten, wie Sie es aus dem Logik-Grundkurs alle kennen.

Rein kombinatorisch kann man sich leicht klarmachen, daß es bei **zwei** Wahrheitswerten **vier** einstellige und **16** zweistellige Wahrheitsfunktionen gibt (dreistellige spielen keine Rolle mehr; alles, was man mit dreistelligen Wahrheitsfunktionen ausdrücken kann, kann man auch mit zweistelligen ausdrücken).

Von den vier einstelligen Wahrheitsfunktionen wird in der Aussagenlogik normalerweise nur die **Negation** eigens (d.h. durch ein eigenes Symbol) bezeichnet und von den 16 zweistelligen Wahrheitsfunktionen nur die **Konjunktion**, **Alternation**, das **Konditional** und das **Bikonditional**, manchmal noch die Negation der Konjunktion (durch den sog. **Sheffer-Strich**).

--- --

Alle vier einstelligen Funktionen seien hier kurz durch ihre **Wahrheitswerttafeln** charakterisiert werden:

p	f(p)	g(p)	h(p)	i(p)
W	W	W	F	F
F	W	F	W	F

Man erkennt die **Negation** leicht daran, daß sie die Wahrheitswerte umkehrt: aus einem wahren Ausgangssatz einen falschen Zielsatz und aus einem falschen Ausgangssatz einen wahren Zielsatz macht; es ist die Funktion h. Statt „h(p)“ schreibt man gewöhnlich „ $\sim(p)$ “. (Die Klammern kann man weglassen, wenn der Bereich der Funktion klar ist: „ $\sim p$ “.)

Die anderen drei einstelligen Wahrheitsfunktionen sind vergleichsweise **uninteressant**. Die Funktion f macht aus beliebigen Ausgangssätzen wahre und die Funktion i aus beliebigen Ausgangssätzen falsche Zielsätze, und g läßt alles, wie es ist. Diese drei Funktionen sind die **Wahrmachefunktion** („Wahrmacher“ jetzt in einem anderen Sinn als in den Wahrmachertheorien!) die **Falschmachefunktion** und die **Identitätsfunktion**. Man sieht leicht ein, warum sie in der Aussagenlogik vernachlässigt werden und keine eigenen Symbole erhalten.

Bei der Charakterisierung der zweistelligen Wahrheitsfunktionen beschränke ich mich auf die **üblichen**, diejenigen, die in der Grammatik der Aussagenlogik eigene Symbole haben.

p	q	f(p,q)	g(p,q)	h(p,q)	i(p,q)	j(p,q)
W	W	W	W	W	W	F
W	F	F	W	F	F	W
F	W	F	W	W	F	W
F	F	F	F	W	W	W

Die gebräuchlichen **Symbolen** (für Konjunktion, Alternation, Konditional, Bikonditional und Sheffer-Strich) schreibe ich zur Erläuterung unter die Wahrheitswertsäulen:

f(p,q)	g(p,q)	h(p,q)	i(p,q)	j(p,q)	
$p \wedge q$	$p \vee q$	$p \supset q$	$p = q$	$p q$	
$p q$		$p \rightarrow q$	$p \leftrightarrow q$	$\sim(p q)$	Varianten der Notation

Theoretisch reicht der **Sheffer-Strich** aus, um alle Wahrheitsfunktionen auszudrücken, auch die einstelligen, zum Beispiel die Negation; denn statt „ $\sim p$ “ können wir ja schreiben: „ $p | p$ “.

So weit ist das alles gang und **gäbe**. Jetzt zu etwas Neuem, was man in der Literatur nicht findet, nämlich zu einer kurzweiligen **Logik unfundierter Aussagen**. Aber bevor ich Ihnen das serviere, muß ich zur **Motivation** noch etwas Bekanntes, wenn auch nicht ganz so Bekanntes wie die gewöhnliche Aussagenlogik, präsentieren, nämlich ein ganz kein wenig Mengenlehre.

Hier das **Programm** im **Überblick**. Wir begannen mit der **Aussagenlogik** als einer Logik fundierter Aussagen.

Nun kommt ein wenig **Mengenlehre**, und zwar näher ein wenig Theorie unfundierter Mengen.

Das ist beides bekannt und kann in Lehrbüchern nachgelesen werden. Aber dann **kombinieren** wir die Aussagenlogik mit dem Gedanken der Unfundiertheit und erhalten eine Logik unfundierter Aussagen

Und diese gibt es meines Wissens in keinem **Lehrbuch**; vielleicht weil man für die üblichen Zwecke wenig damit anfangen kann. Ich brauche die seltsame Logik unfundierter Aussagen ja auch nur um der Antinomie der Negation willen.

— — —

Zunächst also zum **Begriff der Unfundiertheit**, wie er aus der **Mengenlehre** bekannt ist. Ich fasse mich ganz kurz, und dies auch auf Kosten der eigentlich gebotenen Präzision. Eine Menge ist unfundiert, wenn sie eine endlos absteigende **Elementschaftskette** besitzt, wenn also eine Menge M ein Element E hat, das ein Element F hat, das ein Element G hat, das eine Element H hat usw. ins Unendliche.

$$\dots \in H \in G \in F \in E \in M.$$

Wenn hingegen alle Elementschaftsketten einer Menge nach endlich vielen Schritten in einem Urelement oder in der leeren Menge terminieren, ist die Menge **fundiert**. Da es in der reinen Mengenlehre keine Urelemente gibt, müssen hier alle fundierten Mengen letztlich in der leeren Menge fundiert sein. Zum Beispiel:

$$0 \in \{0\} \in \{\{0\}\} \in \{\{\{0\}\}\} \in \{\{\{\{0\}\}\}\}$$

Die Frage, ob es unfundierte Mengen gibt oder ob alle Mengen fundiert sind, wird in der Mengenlehre als offene Frage diskutiert, aber meistens durch das **Fundierungsaxiom** zugunsten der Fundiertheit entschieden: „Alle Mengen sind fundiert“.

Aber es entsteht auch kein Widerspruch zu den sonstigen mengentheoretischen Axiomen (dem System ZFC), wenn man statt dessen (wie es Peter Aczel tut) ein **Antifundierungsaxiom** einführt, das die Existenz unfundierter Mengen und insbesondere die Existenz der unfundierten Einermenge postuliert:

$$\text{Nach AFA existiert } \Omega = [\Omega] = \{\{\Omega\}\} = \{\{\{\Omega\}\}\} = \dots = \{\{\{\dots\}\}\}$$

Ω ist *die unfundierte Einermenge* und ipso facto *die Einermenge-ihrer-selbst*. Als Menge ist Ω ein abstraktes Objekt, bezüglich dessen man sich fragen kann, ob es existiert oder nicht. Wenn aus seiner Existenz ein Widerspruch folgte, würde man natürlich seine Existenz verneinen. Da kein Widerspruch folgt, ist die **Existenzfrage offen**.

(Wenn man ein Objekt annimmt und einen Widerspruch aus der Annahme herleitet, ist das ein **negativer Existenzbeweis**, siehe die Russellsche Menge: $R = \{m \mid m \notin m\}$, die sich dann und nur dann als Element enthält, wenn sie sich nicht als Element enthält – und die es wegen dieses Widerspruchs gar nicht geben kann.)

— — —

Anders als bei **Objekten** verhält es sich bei **Sachverhalten** oder Propositionen oder Inhalten von Aussagesätzen. Für sie gilt: *esse est concipi posse*.

Für Sachverhalte (Propositionen, Satzinhalt) gilt: *esse est concipi posse*.

Wenn man einen Sachverhalt konzipiert hat, hat man ihn (anders als ein Objekt) in die Welt gesetzt, und die Frage ist „nur“ noch, ob er als Tatsache besteht oder nicht. (Wenn man hingegen ein Objekt konzipiert hat, so ist die Frage seiner Existenz erst einmal offen.)

Diese Überlegung bringt uns nun zum Übergang von unfundierten Mengen zu **unfundierten Aussageinhalten** und damit zu unserem eigentlichen Thema.

— — —

Parallel zu dem mengentheoretischen Objekt

$$\Omega = [\Omega] = \{\{\Omega\}\} = \{\{\{\Omega\}\}\} = \dots = \{\{\{\dots\}\}\}$$

konzipieren wir ein aussagenlogisches „Objekt“, nämlich einen Satzinhalt

$$v \leftrightarrow \sim(v) \leftrightarrow \sim(\sim(v)) \leftrightarrow \sim(\sim(\sim(v))) \leftrightarrow \dots \leftrightarrow \sim(\sim(\sim(\dots)))$$

Wenn Ω ein denkbares, konzipierbares Gebilde ist, was ja niemand bestreitet, dann muß auch v ein denkbares Gebilde sein. Da aber v ein Satzinhalt ist, genügt seine Denkbarkeit für seine Existenz.

Wenn nun Ω die unfundierte Einermenge oder Einermenge-ihrer-selbst ist, so ist v die **unfundierte Negation** oder **Negation-ihrer-selbst**. Das Problem mit v aber ist, daß es sich um einen widerspruchsvollen Inhalt handelt, und zwar sogar um einen unbehebbar widerspruchsvollen, also **antinomischen** Inhalt.

Normalerweise, wenn wir uns in einen Widerspruch verwickelt haben, negieren wir eine der beiden einander widersprechenden Seiten oder aber, wenn wir nicht zu entscheiden wissen, welche, jedenfalls den Widerspruch selber:

$$p \wedge \sim p \quad \text{Widerspruch. Also: } \sim(p \wedge \sim p)$$

Aber im Fall der Negation-ihrer-selbst geht das nicht. Denn wenn wir sie negieren, bestätigen wir sie nur, da sie selber ja bereits ihre eigene Negation ist. Wir sind in ihrem Widerspruch **gefangen**.

Allerdings können wir die Negation-ihrer-selbst in unserer endlichen Sprache gar nicht hinschreiben, denn dazu bräuchten wir unendlich viele Negationszeichen (und ggf. Klammern):

$$\sim(\sim(\sim(\dots)))$$

Aber wir können sie denken; das genügt. Und wir können sie auf einem Umweg auch hinschreiben, nämlich als **Lügnersatz**. Jetzt sehen wir, was es mit dem Lügner auf sich hat: Er ist eine Weise, indirekt, nämlich durch sog. **semantischen Aufstieg**², d.h. durch Reden über die Sprache, hier über den betreffenden Satz selber, unter Verwendung des Wahrheitsprädikates, das zu sagen, was wir direkt nicht sagen können, weil wir keine unendlich langen Sätze (keine unendlich lange Reihe von Negationszeichen) bilden können.

Das **Wahrheitsprädikat** kommt im **Lügner** also nur als ein unverzichtbares technisches Hilfsmittel zum Einsatz, um die Negation-ihrer-selbst auszudrücken. Der Lügner ist insofern keine wahrheitstheoretische oder **semantische** Antinomie, sondern viel grundlegender eine **logische** oder **negationstheoretische** Antinomie.

Aus der Denkbarkeit der Negation-ihrer-selbst bzw. aus der Formulierbarkeit des Lügners ist also der Schluß zu ziehen, daß das Denken unbehebbar **widerspruchsvoll, antinomisch** ist.

--- --

Aber ich hatte ja eine **kurzweilige Logik** unfundierter Aussagen versprochen und will auch dazu noch ein wenig sagen. Lassen wir also die Antinomie für eine Weile aus dem Blick und betrachten unfundierte Aussagen **im allgemeinen**. Am Ende werde ich dann wieder auf die unfundierte Negation zurückkommen.

Wir haben kein separates Zeichen für die **Affirmation** eines Satzes; denn es genügt ja, einen Satz auszusprechen oder aufzuschreiben, um ihn zu behaupten. Aber die **doppelte Verneinung** ist der Affirmation äquivalent, und so können wir die **Affirmation ihrer selbst** oder die **unfundierte Affirmation** andeuten, indem wir das Negationszeichen doppelt vor runde Klammern mit drei Punkten schrieben.

An die Stelle der drei Punkte ist der ganze Ausdruck einzusetzen, wie es ja auch bei der unfundierten Negation und bei der unfundierten Einermenge der Fall war. Diesen ganzen Aus-

² Ein Terminus von W.V. Quine.

druck packen wir in **eckige Klammern**, um anzudeuten, was an die Stelle der drei Punkte einzusetzen ist (nämlich alles, was zwischen den eckigen Klammern steht):

(1) [~~(...)]

Satz (1) affirms sich selbst; das ist sein **ganzer Inhalt**. Er besagt also nichts weiter, als daß er selbst **wahr** ist. Deswegen nennt man ihn gewöhnlich **den Wahrsager**.

Wenn wir die Schreibweise der eckigen Klammern und der Einsetzungspunkte vollständig **entwickeln** würden, erhielten wir eine Endlosformel der Art:

$\sim\sim(\sim\sim(\sim\sim(\dots)))$

In einer Sprache mit ausschließlich **endlich langen** Sätzen können wir so etwas nicht aufschreiben. Wir behelfen uns durch **semantischen Aufstieg**, das heißt, wir sprechen in der Umgangssprache *über* den betreffenden Satz und über seine Wahrheit oder Falschheit, und zwar hier *in* dem Satz selber:

Dieser Satz (dessen Satzsubjekt hiermit angeben wurde) ist wahr.

Auf diese **indirekte** Weise, mittels **semantischen Aufstiegs** zum Wahrheitsprädikat, können wir die Aussage von (1) in unserer endlichen Sprache bequem formulieren.

Da sich zwei hintereinandergeschachtelte Negationszeichen neutralisieren oder aufheben, können man die unfundierte Affirmation auch ganz einfach so schreiben:

(1*) [...]

Das ist nur eine Schreibvariante von (1); und es gilt die Äquivalenz:

[...] \leftrightarrow [~~(...)]

[Bei (1*) wissen wir allerdings nicht recht, wie wir diesen Satz ins Unendliche entwickeln sollen. Wenn wir Klammern einfügen, die ja nichts am Sinn ändern: „[...]“], dann vielleicht zu der Endlosformel: „((((...))))“.]

Wie es die Affirmation-ihrer-selbst gibt, so auch (wie wir schon wissen) die **Negation-ihrer-selbst**. Statt einer doppelten Tilde als Zeichen der Affirmation, brauchen wir zu deren Formulierung nur die einfache Tilde als Zeichen der Negation zu benutzen (wir haben es oben ja schon getan):

(2) [~(...)]

Auch die Negation ihrer selbst lässt sich, wie wir schon wissen, umgangssprachlich mittels **semantischen Aufstiegs** ausdrücken: „Dieser Satz (dessen Satzsubjekt hiermit angegeben wurde) ist nicht wahr.“ Der *Lügner*.

Die unfundierte Affirmation und die unfundierte Negation lassen sich durch **Entwicklung** der sie definierenden **Äquivalenzen** in ähnlicher Weise bestimmen wie die unfundierte Einermenge durch die Entwicklung der sie definierenden **Gleichung**. Dabei zeigt sich **Erstaunliches**: Die Entwicklung der Äquivalenzen würde für die unfundierte Affirmation und die unfundierte Negation im **Unendlichen** zu **identischen Formulierungen** führen (denn die Klammern sind hier letztlich überflüssig):

Der Wahrsager und der Lügner, Affirmation und Negation, sind also wohl näher miteinander **verwandt**, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Das ist massiv untertrieben formuliert:

Wahrsager und Lügner – die reine Affirmation und die reine Negation – sind, vollständig entwickelt, **äquivalent**! Plötzlich schwankt der feste Boden der Logik unter unseren Füßen. Es schwankt ohnehin wegen der Antinomie der reinen unfundierten Negation. Aber nun sieht man, daß selbst die heroische Maßnahme des **Parmenides** gar nichts nützen würde: die Negation aus dem logischen Raum zu verbannen und nur das affirmative Sein übrig zu behalten. Denn die Affirmation selber ist in ihrem Kern mit der Negation äquivalent.

Sie ist freilich unter anderer Betrachtung auch nicht äquivalent mit der Negation. Denn andererseits zeigt die Entwicklung der Äquivalenzen auch, daß sich die unfundierte Affirmation nur durch eine massive, **sinnberührende Abstraktion** aus der unfundierten Negation gewinnen bzw. wiederherstellen läßt. Man tut dabei so, als ließen sich unendlich viele Negationszeichen **paarweise** zusammenfassen (was aber nur für **geradzahlig**, also **endlich** viele Negationszeichen möglich wäre).

Plötzlich bekommt der Anfang von Hegels Logik eine unerwartete Brisanz, der besagt:

- (a) Sein = Nichts
- (b) Sein \neq Nichts

--- --

Schauen wir uns nun die zweistelligen Wahrheitsfunktionen an. Wir können ohne weiteres die Konjunktion *ihrer selbst und ihrer selbst*, kurz die **Eigenkonjunktion**, und ebenso die **Eigenalternation** (mit einschließendem „oder“), die **Eigendisjunktion** (mit ausschließendem „o-der“), das **Eigenkonditional**, die **Eigenkontradiktion** und das **Eigen-Tertium-non-datur** bilden:

- | | | |
|-----|---|-------------------------|
| (3) | [...] und [...] | Eigenkonjunktion |
| (4) | [...] oder [...] | Eigenalternation |
| (5) | [entweder (...) oder (...), aber nicht beide] | Eigendisjunktion |
| (6) | [wenn (...), so (...)] | Eigenkonditional |
| (7) | [...] und \sim (...)] | Eigenkontradiktion |
| (8) | [...] oder \sim (...)] | Eigen-Tertium-non-datur |

Neben diesen **total unfundierten** Aussagen gibt es auch **partiell fundierte**, aber nicht **wohlfundierte**, wie etwa die folgenden (wobei der Schemabuchstabe „p“ irgendeinen fundierten Aussagesatz vertritt):

- (9) [...] und p]
- (10) [...] oder p]

--- --

Soweit fürs erste die Beispielsätze. Fragen wir nun nach ihrer **Bewertung** als wahr oder falsch, um herauszufinden, ob **logische Wahrheiten** oder **logische Falschheiten** unter ihnen sind oder ob einige von ihnen paarweise **äquivalent** oder **unverträglich** sind.

Für (1), (3) und (4) – Eigenaffirmation, Eigenkonjunktion und Eigenalternation – ergibt sich ein **unklarer Befund**. Wir können ohne Widerspruch annehmen, daß sie wahr sind, und ohne Widerspruch annehmen, daß sie falsch sind. Aber es gibt keinerlei Grund anzunehmen, **einer** von ihnen sei wahr und **ein anderer** falsch. Mit dem gleichen Recht, mit dem einer von ihnen als wahr (falsch) gelten darf, dürfen sie alle als wahr (falsch) gelten. Sie sind also paarweise **logisch äquivalent**, drücken demnach (bis auf Äquivalenz) dasselbe aus, und was sie ausdrü-

cken, wird man am ehesten die *Affirmation ihrer selbst* oder die *reine Affirmation* nennen können.

Einige **Bemerkungen** über die reine Affirmation sind noch angezeigt.

Erstens. Wir sahen schon, daß es eine Lesart der reinen Affirmation gibt, nach der sie mit der reinen (unfundierten) Negation äquivalent ist. Dann wäre sie, wie wir noch deutlicher sehen werden, antinomisch: wahr dann und nur dann, wenn auch falsch. Es würde gelten:

$$[\dots] \wedge \sim [\dots] \quad \text{unter Verletzung des NWP}$$

Aber diese Lesart ist eben nicht die einzige Lesart. In der anderen naheliegenden Lesart scheint sie weder wahr noch falsch zu sein (wahr, wenn wahr; falsch, wenn falsch).

Zweitens. Es ist aus Ihrem Kreis bei einer früheren Gelegenheit gefragt worden, ob die reine Affirmation (bzw. der Wahrsager, der sie durch semantischen Aufstieg ausdrückt) dann nicht als Verletzung des *Tertium non datur* gelesen werden könne (weil sie eben weder wahr noch falsch sei, sondern eine Wahrheitswertlücke ausdrücke.) Ja, vielleicht auch das. Es würde dann gelten:

$$\sim ([\dots] \vee \sim [\dots]) \quad \text{unter Verletzung des } Tertium \text{ non } datur \quad (?)$$

Drittens hat Mike Stange versucht, Gründe für die Wahrheit der reinen Affirmation zu entwickeln (in seiner Dissertation). Sie entspräche dann (sehr lose gesprochen) ungefähr der Fichteschen „*Tathandlung*“: dem Ich, das sich selbst setzt; der Vernunft, die sich selbst für gültig erklärt; also einer grundlosen oder vielmehr selbstbegründenden Wahrheit.

Man sieht, in welchen Unbestimmtheiten des Denkens uns die reine Affirmation führt!

— — —

Die Sätze (6) und (8) – Eigenkonditional und Eigen-*Tertium-non-datur* – sind auf jeden Fall wahr, **logische Wahrheiten**, also einander äquivalent, und zwar leicht erkennbar äquivalent; denn für (6) hätte man auch schreiben können:

$$(6') \quad [\sim(\dots) \text{ oder } (\dots)]$$

woraus sich durch bloße Umstellung der Alternationsglieder (8) ergibt.

(5) und (7) – Eigendisjunktion und Eigenkontradiktion – sind falsch, **logische Falschheiten**, also äquivalent. Sie drücken den *reinen Widerspruch* aus.³ Ihre Negationen

$$(11) \quad \sim[\text{entweder } (\dots) \text{ oder } (\dots), \text{ aber nicht beide}]$$

$$(12) \quad \sim[(\dots) \text{ und } \sim(\dots)]$$

sind daher **logisch wahr**. (Man beachte, daß das äußere Negationszeichen hier jeweils außerhalb der eckigen Klammern steht und daher nicht an den durch die Punkte markierten Stellen miteingesetzt wird.)

Aus dem **partiell unfundierten** Satz (9) folgt „p“ (oder vielmehr der Satz, der für den Schreibbuchstaben „p“ eingesetzt wird), und der **ebenfalls** partiell unfundierte Satz (10) ist jedenfalls dann wahr, wenn „p“ wahr ist. Folgende Satzschemata drücken daher logische Wahrheiten aus:

$$(13) \quad \text{Wenn } [(\dots) \text{ und } p], \text{ so } p$$

$$(14) \quad \text{Wenn } p, \text{ so } [(\dots) \text{ oder } p]$$

³ Ich ergreife die Gelegenheit zu einer Selbstkorrektur. In meinem *Versuch über Wahrheit und Zeit*, Paderborn 2006, S. 288, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber durch den Kontext der Anschein geweckt, die Eigenkontradiktion sei nicht nur widerspruchsvoll und daher falsch, sondern auch antinomisch wie die Eigennegation. Das war ein bedauerliches Versehen.

- - - -

Nun kommen wir zu guter Letzt wieder zu unserem alten Bekannten, dem **Lügner**, zurück, nämlich hier **Satz (2)**. Bisher ging alles gut. Wir hatten einige logische Wahrheiten: (6), (8), (11), (12), (13), (14), einige logische Falschheiten: (5), (7), und einige logisch unentscheidbare Sätze: (1), (3), (4), (9), (10), und von den logischen Falschheiten konnten wir uns bequem distanzieren, indem wir sie negierten und uns an die Negationen, (11) und (12), hielten.

Doch der **Lügner** verneint sich selbst: „ $\sim[\sim(\dots)]$ “. Wenn er wahr ist, gilt diese Aussage, d.h., es gilt seine Verneinung; also ist er **falsch**. Wenn er aber falsch ist, gilt seine Verneinung, also wiederum er selber; also ist er **wahr**. Gerne würden wir uns von ihm distanzieren, indem wir uns an **seine Negation** hielten:

$$(15) \quad \sim[\sim(\dots)]$$

Aber diese Negation (nicht zu verwechseln mit Satz (1), der Affirmation ihrer selbst) ist mit ihm äquivalent, es gilt also:

$$(16) \quad \sim[\sim(\dots)] \leftrightarrow [\sim(\dots)]$$

Unser Problem ist, daß es keine Möglichkeit gibt, uns von dem widerspruchsvollen Satz (2) oder von seiner ebenso widerspruchsvollen Negation (15) zu distanzieren. Wir haben eine echte **Antinomie**, d.h. einen prinzipiell unbehebbaren Widerspruch gefunden.

Was drückt diese **Antinomie** aus? In ihrer umgangssprachlichen Formulierung („Dieser Satz ist nicht wahr“) ist zwar von einem Satz und von Wahrheit die Rede, aber das dient nur dem semantischen Aufstieg, ist nur äußerer Hilfsmittel des sprachlichen Ausdrucks. Worauf es ankommt, zeigt die Formulierung (2): Die **Lügnerantinomie** drückt (abgesehen vom Hilfsmittel des semantischen Aufstiegs) **reine Negation** oder **Negativität** aus, nichts sonst, also einen rein negativen Sachverhalt unterhalb der Gliederung des Satzes (in Subjekt und Prädikat), einen Sachverhalt, den wir ebensogut **das (reine) Nichts** nennen könnten.

Das **Nichts** (wenn wir denn so reden wollen) verwickelt uns, indem wir es denkend erfassen, in einen unaufhebbaren Widerspruch, eine **Antinomie**.

Wenn der Lügner mittels semantischen Aufstiegs formuliert wird, bietet sich das semantische Prädikat „**ist wahr**“ als die vermeintliche Quelle der Antinomie dar und zieht deswegen seit langem schon das Gros der logischen **Reparaturarbeiten** auf sich. Aber das Wahrheitsprädikat ist nur der **Bote** der logischen Katastrophe, nicht deren **Ursache**, oder vielmehr nur das technische **Hilfsmittel** für ihre sprachliche **Formulierung**. Die Quelle des Ungemachs ist das Zusammentreffen von **Unfundiertheit und Negation**, und dieses Zusammentreffen kann nicht verhindert werden, solange wir einerseits die Negation, etwa in negativen Sätzen, und andererseits unfundierte Strukturen verstehen. Und wir verstehen beides. Und nur weil wir den Lügner **verstanden** haben, können wir ihn furchtbar finden und ihn lieber nicht verstehen wollen.

- - - -

Zu den philosophischen Disziplinen gehört auch die **Metaphysik**. Bei Aristoteles war sie sogar die „Erste Philosophie“, nämlich die Lehre vom Sein des Seienden, während die Physik die zweite Philosophie und die Lehre vom Werden und von der Bewegung des Seienden war. Wenn man heute eine Aufgabe für die Metaphysik sucht, so könnte man ihr diejenige geben, die Topologie des logischen Raumes (LT) zu klären.

Metaphysik heutzutage: klärt die Topologie des LR

Der LR ist die Gesamtheit dessen, was **möglich** und was **denkbar** ist: was sein und was gedacht werden kann. Die Frage, ob **beides dasselbe** ist, ist ihrerseits eine offene Frage bezüg-

lich der Topologie des LR. Man könnte ja die These vertreten, daß auch Unmögliches (zum Beispiel Widerspruchsvolles) denkbar ist. Oder auch umgekehrt, daß manches Mögliche (und vielleicht sogar Wirkliche?) nicht gedacht werden kann.

Wie dem auch sei, im Lauf der **Philosophiegeschichte** sind ganz unterschiedliche Theorien entwickelt worden über das, was ich die **Topologie** des **LR** nenne. (Diese Theorien bezeichneten sich natürlich nicht selber so.) Ich gebe vier markante **Beispiele**: Parmenides, Platon, David Lewis und – als Beispiel für eine **Nichtstandardtopologie** des LR – Hegel. Dabei achten wir von Anfang an auf die Frage: **Welche** Konsequenzen hat die Antinomie des Lügners (bzw. der unfundierten, reinen Negation) für die Topologie des LR? Und wie verhalten sich die vier ausgewählten Philosophen zu dieser Frage?

Parmenides hat in den Abgrund der Antinomie der Negation geschaut und wendet sich mit Grausen ab. **Negatives**, so lehrt er, kann weder gedacht werden noch sein. Das ist freilich selbst eine negative Aussage. Auch sie kann also nicht gedacht werden und nicht wahr, nicht der Fall sein. Man muß sie auch gar nicht denken, sondern sich von diesen Worten dazu inspirieren lassen, nur noch rein affirmativ zu denken: Es gibt nur das **Der-Fall-Seiende** in reiner Affirmativität und Positivität. Und wenn es nicht Negatives gibt, dann auch keine Unterschiede („a ist *nicht* b“) und dann auch kein Werden („erst a, dann nicht a“ – oder umgekehrt). Also gibt es nur das eine, reine, homogene, gediegene Seiende: nur es ist möglich und wirklich und denkbar. Der LR hat eine extreme Topologie: er ist reines, homogenes, ewiges Sein.

Parmenides: Der LR ist reines, homogenes, ewiges Sein (umgeben vom nichtigen Chaos der Negation).

Die **Phänomene**, daß es vieles und daß es Werden und Bewegung gibt, müssen geleugnet bzw. für illusionär erklärt werden.

Platon hingegen will die **Phänomene retten**, *sô;zein ta phainomena* (die Phänomene der Vielheit und des Werdens). In seinem späten Dialog „Sophistes“ lässt er einen Philosophen aus Elea, der Heimatstadt des Parmenides, eine Art „**Vatermord**“ an Parmenides, dem Vater der westlichen Philosophie begehen, nämlich gegen Parmenides den Satz vertreten, daß Nichtseiendes gedacht werden und auch irgendwie sein könne. Ich will auf die Einzelheiten hier nicht eingehen, nur kurz die **Platonische Topologie des LR** skizzieren.

Nach Platon ist der LR der **Kosmos der Ideen**, *ideai*, auch *Formen* genannt (besonders in englischen Texten). Die Ideen sind das eigentlich Denkbare und das eigentlich Seiende, und zwar wie bei Parmenides nicht nur das mögliche, sondern das wirkliche Seiende. Um den Kosmos der Ideen herum hat sich eine Art **Vorhof** gebildet, in dem Seiendes und Nichtseiendes sich mischt. Das ist der **physische Kosmos**, der **physische Raum** des Werdens und der Wahrnehmung.

Platon: Der LR ist der Kosmos der Ideen (umgeben vom physischen Raum des Werdens und der sinnlichen Wahrnehmung als Vorhof).

Die **sinnlich** wahrnehmbaren Phänomene sind hier also nur **halb gerettet** worden. Zur Gänze retten will sie (ohne sich das eigens vorzunehmen) **David Lewis** aus Princeton (1941-2001). In weiten Bereichen der Gegenwartsphilosoph operiert man mit möglichen Welten. Zum Beispiel kann man die **Modalitäten** damit leicht veranschaulichen:

Notwendig ist, was in allen möglichen Welten der Fall ist.

Möglich ist, was in einigen möglichen Welten der Fall ist.

Kontingent ist, was in einigen möglichen Welten der Fall ist und in einigen nicht.

(Wirklich) ist, was in dieser unserer möglichen Welt der Fall ist.)

Aber während die allermeisten Mögliche-Welten-Theoretiker die möglichen Welten als Vorstellungsinhalte (Beschreibungs- oder Imaginationsinhalte) betrachten, hält David Lewis die

vielen Welten für real: für **große konkrete Einzeldinge** (big concrete particulars). Kurz. Lewis ist **Weltenrealist** oder, wie er das nennt, **modaler Realist**. Die vielen Welten sind raumzeitlich und kausal voneinander **isoliert** und bilden in ihrer Gesamtheit den LR.

David Lewis (1941-2001): Der LR ist die Menge aller Welten (die raumzeitlich und kausal isolierte große konkrete Einzeldinge sind).

Wenn die Welten aber isoliert sind, kann man ihre Existenz nicht unabhängig von ihrem philosophischen Nutzen überprüfen und bestätigen (etwa mittels Teleskopen). Woher also weiß man, welche Welten es gibt?

Lewis bietet zur Beantwortung dieser Frage zwei Prinzipien und einen Zusatz an:

1. Mögliche Welten müssen widerspruchsfrei beschrieben werden können.
2. Freie Rekombination wirklicher Eigenschaften ergibt mögliche Welten.
3. Außerdem gibt es alienen Eigenschaften (proprietates alienae).

Ad 1. Widerspruchsvolle Welten wären unmögliche Welten, und unmögliche Welten gibt es nach Lewis nicht, weil wir selber dann in unseren Beschreibungen solcher Widersprüche akzeptieren müßten. Wir könnten also den Widerspruch nicht auf die fernen, unmöglichen Welten beschränkt halten; er würde uns selber und unser Denken infizieren.

Ad 2. Ein Beispiel: In der wirklichen Welt gibt es sprechende Köpfe auf lebendigen Rümpfen. Also gibt es andere Welten mit sprechenden Köpfen ohne lebendige Rümpfe und lebendige Rümpfe ohne Köpfe. Kurz, man darf die wirkliche Welt in Gedanken frei umbauen, und man wird immer eine mögliche Welt erhalten. – Das ist ein **extremer modaler Liberalismus**. Wir werden in der Folge Gründe finden, ihn einzuschränken. Ja, es ist ja auch die Hauptaufgabe der Metaphysik, die Topologie des LR dadurch zu bestimmten, daß bestimmte prima-facie-Möglichkeiten ausgeschlossen werden. Der Lewissche Liberalismus kann nur das erste, nicht das letzte Wort in einer Theorie sein, die die Topologie des LR beschreiben will.

Ad 3. Und Lewis' Liberalismus geht noch einen Schritte weiter: Es gibt in anderen Welten Eigenschaften, die wir aus unserer Welt gar nicht kennen, die wir also auch nicht durch Rekombination der uns bekannten Eigenschaften erreichen können. Auch solche fremdartigen, alienen Eigenschaften müssen in abstracto also als möglich anerkannt werden, obwohl wir in concreto nichts von ihnen wissen können.

An dieser Konstruktion sieht man, daß **Lewis** wie die meisten Philosophen die **Negation** für **unbedenklich** hält. Es gibt nichts Negatives, sondern nur vielerlei verschiedenes Positive. Den Lügner hält er sicher nur für eine semantische Irregularität, die man durch geeignete theoretische Maßnahmen in den Griff bekommen kann. Die Antinomie wir hier anders als bei Parmenides schlicht **verdrängt**. (Die ganze Philosophiegeschichte nach Parmenides kann als eine Geschichte der Verdrängung der Antinomie der Negation betrachtet werden.)

Nun also noch kurz zu **Hegel**, bei dem die Verdrängung weniger stark ausgeprägt oder (wie manche glauben) sogar ganz überwunden ist.

Dr LR bei Parmenides, Platon und Lewis ist **statisch**: etwas Ewiges und Vollendetes: die homogene helle Seinskugel inmitten des dunklen logischen Chaos der Negation oder der unwandelbare Kosmos der Ideen oder die Menge aller Welten. Es liegt nahe unter dem Ausdruck „**Standardmetaphysik**“ eine Lehre zu verstehen, die eine unwandelbare Topologie des LR präsentiert.

Standardmetaphysik: denkt den LR als statisch, ewig (Parmenides, Platon, Lewis, ...)

Wenn das so ist, dann bietet Hegel eine Nichtstandardmetaphysik, nämlich eine Evolutions-theorie des LR an.

Hegels Nichtstandardmetaphysik: Evolutionstheorie des LR

Hegel möchte die **Verdrängung** der **Negativität** beenden (schon bei Kant fing dieser Prozeß an, bei Fichte erreicht er bereits einen Höhepunkt). Die Negativität in ihrem Widerspruch wird anerkannt und **zugelassen** zum LR, aber andererseits auch **domestiziert**, zu einem Haustier gemacht, das nützliche theoretische Arbeit verrichten soll. Der Widerspruch nämlich soll gelten dürfen nicht als zutreffende Beschreibung des **Seins**, wohl aber des instabilen, transitortischen **Werdens**.

Die vermeintlich rein affirmative Seinskugel des Parmenides ist bei Hegel immer schon im einem logischen „**Urknall**“ explodiert, und mit dieser Explosion ist der LR erst entstanden. Sein erster relativ stabiler Zustand ist der des „**Daseins**“ – ein Terminus, mit dem Hegel ein Sein beschreibt, das auf den ersten Blick rein affirmativ aussieht, aber doch von Negativität infiziert ist, die es in Widersprüche und damit in eine logische Entwicklung treibt.

Natürlich gäbe es über Hegels **Nichtstandardmetaphysik** viel zu sagen; aber das ist nicht unser Thema. Es genüge der Hinweis, daß Hegel die Widersprüchlichkeit des Negativen einerseits **anerkennt** und theoretisch einsetzt, damit aber sie zugleich auch **entschärfen** und **zähmen** will. Die Antinomie ist der logische **Tod**, gut und schön; und der logische Tod soll nicht tabuisiert und verdrängt werden. Aber der Tod ist andererseits nicht das letzte Wort, wie man in säkularisierter und vom Leben aufs Denken und Sein übertragener christlicher Lehre sagen könnte. Auf den Karfreitag, den Tod Gottes, folgt im Christentum Ostern, d.h. die Auferstehung. So soll es nach Hegel auch im Logischen sein: Die Entwicklung des LR, angetrieben vom Widerspruch, läuft zwar von Katastrophe zu Katastrophe; aber am Ende steht der gute Ausgang, sozusagen das logische Osterfest.

--- -- --

Mir scheint, daß die Antinomie nicht in dieser Weise gezähmt werden kann. Sie kann überhaupt nicht gezähmt werden. Wir müssen lernen, mit ihr zu leben und zu denken, so gut es geht. Wir müssen versuchen, sie einzuhegen, in logische Quarantäne zu nehmen, unseren lichten logischen Raum gegen sie zu sichern, so gut es geht. Aber dafür gibt es keine effektiven Verfahren und keine Patentrezepte (wie in der mathematischen Naturwissenschaft) und auch keine Garantie eines guten Ausgangs wie bei Hegel.

--- -- --

10.11.2011

Letzte Woche habe ich die **Antinomiethese** begründet, heute möchte ich die zweite Zentralthese dieser Vorlesung vorstellen und begründen, die **Subjektivitätsthese**. Aus diesen beiden Thesen, besonders aber der letzteren, lassen sich dann weitgehende Folgerungen ziehen, die sich zu einer philosophischen Gesamtkonzeption runden sollen.

Ich bin Ihnen letztes Mal die Logik unfundierter Aussagen weitgehend schuldig geblieben, denn ich habe nur die unfundierte Affirmation und die unfundierte Negation mit Ihnen betrachtet:

- (1) $[\sim\sim(\dots)]$ als unfundierte Affirmation, mit der Schreibvariante
- (1*) $[\dots]$ und dann die unfundierte Negation:
- (2) $[\sim(\dots)]$

Auch mit den **zweistelligen** Wahrheitsfunktionen lassen sich unfundierte Sätze bilden und bewerten (als logisch wahr oder logisch falsch, als paarweise äquivalent oder unverträglich usw.) Das können Sie im **Skriptum** von vergangener Woche nachlesen. Ich will Ihnen heute nur noch kurz die dort behandelten Sätze **nennen** (bzw. anschreiben). Statt *unfundierter Affirmation* oder *Negation* kann man auch „**Eigenaffirmation**“ bzw. „**Eigennegation**“ sagen; und so kann man auch von Eigenkonjunktion, Eigenalternation usw. reden:

- | | |
|--|---------------------------------|
| (3) $[(\dots) \text{ und } (\dots)]$ | Eigenkonjunktion |
| (4) $[(\dots) \text{ oder } (\dots)]$ | Eigenalternation |
| (5) $[\text{entweder } (\dots) \text{ oder } (\dots), \text{ aber nicht beide}]$ | Eigendisjunktion |
| (6) $[\text{wenn } (\dots), \text{ so } (\dots)]$ | Eigenkonditional |
| (7) $[(\dots) \text{ und } \sim(\dots)]$ | Eigenkontradiktion |
| (8) $[(\dots) \text{ oder } \sim(\dots)]$ | Eigen- <i>Tertium-non-datur</i> |

Neben diesen **total unfundierten** Aussagen gibt es auch **partiell fundierte**, aber nicht **wohl-fundierte**, wie etwa die folgenden (wobei der Schemabuchstabe „p“ irgendeinen fundierten Aussagesatz vertritt):

- (9) $[(\dots) \text{ und } p]$
- (10) $[(\dots) \text{ oder } p]$

Das war die Liste der näher betrachteten Beispielsätze. Im Skriptum finden Sie, wie gesagt, mehr dazu.

Ferner wollte ich Ihnen nächste Woche noch die **Metaphysik** als die philosophische Subdisziplin präsentieren, die die Topologie des logischen Raumes (LR) klärt. Auch dafür muß ich sie ans Skriptum verweisen.

Jetzt nur so viel. Nach **Parmenides** hat der LR (die Gesamtheit dessen, was sein und gedacht werden kann) eine extreme Topologie: Er ist die homogene, negationsfrei und daher ungegliederte und ewige „**Seinskugel**“. Nach **Platon** ist der LR der **Ideenkosmos**. Nach **David Lewis** (1941-2001) ist er die Menge der **möglichen Welten**. Alle drei genannten Theoretiker begreifen den LR als etwas Statisches, Fixes, Ewiges. Sie betreiben insofern **Standardmetaphysik**, wenn auch jeweils eine ganz unterschiedliche. Hegel hingegen, der mit der Negation

bewußt den Widerspruch in den LR zuläßt, betreibt **Nichtstandardmetaphysik**: Er trägt eine **Evolutionstheorie** des LR vor. Am Anfang steht der **Urknall** des **Werdens**; es resultiert daraus als erster halbwegs stabiler Zustand des LR ein scheinbar affirmatives homogenes Sein- Hegel nennt es das **Dasein** –, das aber doch verdeckt die Negation und den Widerspruch enthält, der die Entwicklung dann vorantreibt.

Das also wäre letzte Woche noch zu sagen gewesen. Heute aber will ich keine Zeit verlieren, sondern gleich zur **Subjektivitätsthese** weitergehen, für die die Lewis'sche Metaphysik der vielen **Welten** ein nützlicher **Ausgangspunkt** ist (wie wir sehen werden).

Aus der **Objektivität** unserer Wahrheitsansprüche folgen unsere Fehlbarkeit und die **Zweiwertigkeit** unserer Aussagen. Aus der Zweiwertigkeit, dem Wahr-oder-falsch-Sein aber folgt die **Zweigliedrigkeit** oder **Bipolarität** der Aussagen, zumindest die Bipolarität der einfachsten Aussagen, der sog. **Elementarsätze**, in denen von einem Subjekt ein Prädikat ausgesagt wird, z.B. „Sokrates sitzt“.

Etwas wird **von** oder **über** etwas anderes ausgesagt: etwas von etwas, griechisch (bei Aristoteles) *ti kata tinos*. Wenn das Prädikat auf das Subjekt zutrifft, ist die Aussage wahr, wenn nicht, ist sie falsch. Aristoteles spricht in diesem Zusammenhang von **Synthesis**: Verbindung oder Zusammensetzung: Ein Subjekt wird mit einem Prädikat zu einer Aussage oder einem Urteil zusammengesetzt, **synthetisiert**. Und das Ergebnis ist dann **zweiwertig**: wahr oder falsch. Wo es Synthesis von Gedankeninhalten zu einem einzigen Inhalt gibt, das herrscht Zweiwertigkeit (sagt Aristoteles). Und umgekehrt: **Zweiwertigkeit** erfordert **Synthesis**.

Man könnte diesen Punkt noch erheblich vertiefen; aber ich möchte zügig zur **Subjektivitätsthese** vorankommen und fasse mich deshalb möglichst kurz.

Mit Objektivität und Fehlbarkeit geht zunächst die Zweiwertigkeit und mit dieser dann eine **Dualität** einher, die sich im Aussagesatz bemerkbar macht, **logisch** als die Dualität von Subjekt und Prädikat (oder singulärem Terminus, ST, und generellem Terminus, GT), **semantisch** als die Dualität von Designation (Referenz, Bezugnahme) und Prädikation (Charakterisierung als so und so).

- | | |
|--------|---|
| Logik: | a) satzexterne Dualität von wahr und falsch
b) satzinterne Dualität von Subjekt (ST) und Prädikat (GT)
im Elementarsatz |
|--------|---|

- | | |
|-----------|---|
| Semantik: | Dualität von Designation (Referenz, Bezugnahme) und Prädikation
(Charakterisierung <u>als</u> so und so) |
|-----------|---|

Nehmen wir den Beispielsatz „Sokrates sitzt“. Mit dem Subjektterminus „Sokrates“ beziehen wir uns auf (oder designieren, bezeichnen) wir ein Einzelding, mit dem Prädikatterminus charakterisieren wir dieses Einzelding als eines, das sitzt.

Wir **prädizieren** etwas **von** etwas: Sitzen von Sokrates; bzw. wir **charakterisieren** etwas **als** etwas: Sokrates als sitzend. Aber das zweifache „etwas“ in „etwas von etwas“ bzw. in „etwas als etwas“ ist auch ein wenig irreführend, weil es die wesentliche **kategoriale Differenz** zwischen dem ersten und dem zweiten Posten unterschlägt: etwas, nämlich Sokrates, ist etwas, nämlich sitzend. Aber Sokrates und Sitzend-Sein (kurz: Sitzen) sind **radikal verschiedene** Sorten von „Entitäten“: Sokrates ist ein **Einzelnding** in Raum und Zeit, und das Sitzen wird von ihm ausgesagt, er wird als sitzend charakterisiert. Wenn man will, kann man sagen, Sokrates sei ein Einzelnes oder Partikulare und das von ihm ausgesagte Sitzen sei ein Allgemeines oder Universale. Das wäre dann eine ontologische Dualität:

- | | |
|------------|---|
| Ontologie: | Dualität von Einzelnen und Allgemeinem
Einzelnes: Partikulare, Pl. -rien; Allgemeines: Universale, Pl. -lien |
|------------|---|

Und da wir schon dabei sind, können wir nach der logischen, der semantischen und der ontologischen noch eine weitere verwandte Dualität hinzufügen, nämlich die **erkenntnistheoretische** (oder **epistemologische**) Dualität von **Einzelvorstellung** und **Allgemeinvorstellung** bzw. von **Anschauung** und **Begriff**:⁴

Epistemologie: Dualität von Anschauung (Einzelvorstellung) und Begriff (Allgemeinvorstellung)

Wichtig ist und bemerkenswert ist es, daß alle genannten Dualitäten **asymmetrisch** sind. Von den beiden **Wahrheitswerten** ist einer der intendierte, positive, der andere der zu vermeiden-de, negative. Und das **Subjekt** ist ein ganz andersartiger Satzteil als das **Prädikat**; beide kön-nen ihre Plätze nicht tauschen. Ebenso sind die semantischen Funktionen der **Bezugnahme** und der **Charakterisierung** grundverschieden und nicht eine durch die andere ersetzbar. Ent-sprechendes gilt für die ontologische Dualität von **Partikularien** und **Universalien** und erst recht für die epistemologische Dualität von **Anschauungen** und **Begriffen**.

Vom **Faktum der Wahrheit** her stellt sich diese Asymmetrie wie folgt dar. Wir beanspruchen, indem wir einen Wahrheitsanspruch erheben, daß dies und das der Fall ist, also ein bestimmtes Der-Fall-Seiendes. Ein Der-Fall-Seiendes ist eine **Tatsache**, ein mögliches Der-Fall-Seiendes ein **Sachverhalt**. Das Der-Fall-Sein oder die Tatsächlichkeit charakterisiert die Aussage als ganze: Wenn sie wahr ist, so ist ihr Inhalt der Fall oder besteht als Tatsache. Wir können also der Aussage das Der-Fall-Sein oder Wahrsein oder veritative Sein oder das Bestehen als Tatsache zuordnen.

Aussage („Sokrates ist weise“): Der-Fall-Sein, veritatives Sein, Wahrsein, Tatsächlichkeit

Dieses Sein – das veritative Sein – ist die **Grundform** des Seins. Aber sie wird in der asymmetrischen Dualität der Aussage auseinandergebrochen in das existentielle Sein und das prädiktive Sein: Die Aussage als ganze **ist** (im Erfolgsfall) **wahr**; das Subjekt (bzw. das vom Subjektterminus bezeichnete Einzelne) **existiert**, und das vom Prädikat Ausgedrückte trifft auf das Subjekt zu:

Subjekt („Sokrates“): existentiales Sein, Existenz
Prädikat: („... ist weise“): prädikatives Sein, So-und-so-Sein

Soviel zur Vorbereitung. Nun zum eigentlichen **Argumentationsgang** für die Subjektivitätsthese.

Ausgangspunkt ist die skizzierte generische **Dualität**, die sich durch Logik, Semantik, Ontologie und Erkenntnistheorie hindurchzieht: diejenige von Subjekt und Prädikat, Bezugnahme und Charakterisierung, Einzelнем und Allgemeinem, Anschauung und Begriff. Da die Dualität aus dem Faktum der Wahrheit folgt, ist sie kein Zufall, sondern **notwendig**. Sie gilt, wie man sagt, für alle **möglichen Welten**. In allen Welten gibt es Einzelne, die unter Allgemeinbegriffe fallen. Und darin liegt ein Problem, ja ein Paradox, beinahe sogar eine **Antinomie**.

Denn durch Begriffe kann ein Einzelnes nicht sicher **individuiert** werden, weil jeder Begriff auf viele Einzelne zutreffen kann. Und selbst wenn ich einen Begriff immer komplizierter und feiner mache, bleibt grundsätzlich die Möglichkeit offen, daß er noch auf Vieles zutrifft.

⁴ In der Präsentation dieser Dualitäten folge ich im wesentlichen Peter Strawson, vgl. den Beginn seines Kantbüchs „The Bounds of Sense“.

Nehmen wir zum Beispiel den Begriff der
Kugel

Es gibt viele Kugeln. Der Begriff *Kugel* individuiert also nicht. Jetzt machen wir den Begriff komplizierter und feiner, wir reichern ihn durch eine weitere Bestimmung an:

Kugel aus Eisen

Zweifellos gibt es viele Kugeln aus Eisen. Also fügen wir noch eine Bestimmung hinzu:

Kugel aus chemisch reinem Eisen

Und wir können auch noch eine Größenangabe machen:

Kugel aus chemisch reinem Eisen von einer Meile Durchmesser

Vermutlich gibt es eine solche Kugel gar nicht. Aber es könnte eine geben. Es könnte auch zwei oder drei oder viele geben. Jeder – noch so angereicherte – Allgemeinbegriff hat **potentiell viele** einzelne Anwendungsfälle.

Man sieht nun noch einmal, wie wichtig es ist, daß wir neben Begriffen noch eine weitere Art von Vorstellungen haben, nämlich **Anschauungen**, durch die uns Einzelfälle als solche gegeben werden können. Mittels Begriffen können wir nämlich Einzelfälle immer nur zufällig herausgreifen. Wir können Glück dabei haben oder auch nicht. Wenn wir sagen

Die Kugel aus chemisch reinem Eisen von einer Meile Durchmesser [gehört Herrn X]
dann mag es zufällig so sein, daß wir damit etwas Reales treffen: wenn es nämlich genau eine solche Kugel im Universum gibt. (Und wenn diese Kugel dann auch noch Herrn X gehört, haben wir etwas Wahres gesagt.) Wenn es aber keine oder mehr als eine solche Kugel gibt, dann geht unsere Beschreibung, die im gegebenen Fall eine bestimmte (definite) Beschreibung oder kurz eine Kennzeichnung ist, ins Leere.

Kennzeichnung: bestimmte (definite) Beschreibung („der/die/das F“)

Ein Satz, der mit einer Kennzeichnung beginnt und dann ein Prädikat hinzufügt

Der/die/das F ist G

z.B. unser Satz über die Eisenkugel, die angeblich Herrn X gehört, ist nach Bertrand **Russell** falsch, wenn die Kennzeichnung ins Leere geht, d.h. wenn es kein oder viele F gibt. Nach Peter **Strawson** ist ein solcher Satz weder wahr noch falsch; denn er ist zwar **grammatisch korrekt** formuliert und insofern verständlich, macht aber keine Aussage, weil die Kennzeichnung kein Einzelding als Satzsubjekt individuiert. Und da nur Aussagen wahr oder falsch sind, ist der Satz, weil er keine Aussage macht, weder wahr noch falsch.

Hier noch einmal die Differenz von Russell und Strawson im Überblick:

„Das F ist G“

- bedeutet (behauptet) nach Russell: „Es gibt genau ein F, und das ist G“.

- setzt nach Strawson voraus: „Es gibt genau ein F“, und mach, wenn die Voraussetzung erfüllt ist, von dem F die Aussage, es sei G.

Strawson verallgemeinert diesen Punkt noch und lehrt, daß jede versuchte Bezugnahme auf ein Einzelnes von Voraussetzungen abhängt, die erfüllt sein müssen, damit die Bezugnahme gelingt und eine Prädikation überhaupt erst möglich wird. Das ist

Strawsons Theorie der (empirischen) Voraussetzungen der Bezugnahme.

Aber die Differenz zwischen Russell und Strawson, die beide in einer längeren Debatte ausgetragen haben, lassen wir hier einstweilen im Hintergrund und wenden uns wieder unserer **Eisenkugel** zu.

Max Black (1909-88, Philosoph aus Aserbeidschan, England USA) hat sich ein Universum bzw. eine mögliche Welt ausgedacht, in der es **zwei** Kugeln aus chemisch reinem Eisen, jeweils von einer Meile Durchmesser, gibt – und sonst gar nichts.

Diese Blacksche Welt erscheint einerseits als **möglich** und muß andererseits als **unmöglich** erscheinen. Ich nenne sie daher eine „**Problemwelt**“. Und nun möchte ich mit Ihnen das Paradox oder gar die **Antinomie** der Problemwelten betrachten.

Einerseits erscheinen sie als **möglich**. Warum? Für Einzeldinge ist definitorisch, daß viele von ihnen unter dieselben Begriffe fallen können. Wenn sie durchweg unter dieselben Begriffe fallen, sind sie qualitativ oder deskriptiv identisch und dennoch numerisch verschieden. Und genau so verhält es sich mit den beiden Kugeln in der Blackschen Welt. Sie sind **qualitativ** identisch, d.h. perfekte **Duplikate** voneinander. Was von der einen gilt, gilt auch von der anderen: Beide sind Kugeln, beide aus Eisen, beide vom selben Durchmesser usw. Sie haben dieselben intrinsischen Eigenschaften.

Duplikate: sind qualitativ identisch, haben dieselben intrinsischen Eigenschaften

Aber nicht nur das. Sie haben auch dieselben äußerlichen oder relationalen Eigenschaften. Denn jede von ihnen hat eine Eisenkugel von einer Meile Durchmesser zur Nachbarin und sonst nichts. Sie sind daher nicht nur Duplikate, sondern auch Ununterscheidbare (David Lewis hat diese beiden Termini eingeführt).

Ununterscheidbare: sind nicht nur qualitativ, sondern deskriptiv identisch, d.h. Duplikate mit denselben äußereren, relationalen Eigenschaften

Zwei qualitativ identische **Billardkugeln**, von denen eine auf einem Billardtisch und die andere unter dem Tisch liegt, sind **Duplikate**, aber keine **Ununterscheidbaren**. Denn sie haben verschiedene Umgebungen, durch die sie unterschieden werden können. Die beiden Blackschen Eisenkugeln haben hingegen keine verschiedenen Umgebungen und sind daher strikt ununterscheidbar.

Dennoch sind sie nach Voraussetzung **numerisch** (d.h. der Zahl nach) **verschieden**: zwei Kugeln, nicht ein und dieselbe. Das ist eben die Art der Einzeldinge! Die Dualität von Einzelnen und Allgemeinem ist unhintergehbar, ein Letztes, und das heißt auch: Ein Einzelnes kann durch Allgemeinbestimmungen nicht sicher (sondern höchstens zufällig, das aber bedeutet: gar nicht) **individuiert** werden. Für Einzelne sind die Begriffe der numerischen und der qualitativen (bzw. deskriptiven) Identität verschieden.

Für Einzeldinge sind numerische und qualitative/deskriptive Identität begrifflich verschieden.

Deswegen sind Problemwelten **von der Art** der Blackschen Welt **im Prinzip möglich**. Wenn die Blacksche Welt selber unmöglich sein sollte (was ich übrigens glaube), dann liegt es nicht (oder nicht unmittelbar) daran, daß in ihr zwei ununterscheidbare Duplikate vorkommen, sondern vielleicht daran, daß es keine Welt gibt, in der nur Eisen vorkommt. Welten mit ununterscheidbaren Einzeldingen sind jedenfalls prinzipiell möglich, und das ist darin begründet, daß für Einzeldinge der Begriff der numerischen Identität und der Begriff der deskriptiven Identität zwei verschiedene Begriffe sind. Für Einzeldinge muß es so etwas geben wie ein

Trennprinzip der numerischen und der deskriptiven Identität

Es ist auch sofort klar, was das ist, jenes Trennprinzip der numerischen und der deskriptiven Identität: Es ist das **Raum-Zeit-System**. In Raum und Zeit kann derselbe Begriff, dieselbe Allgemeinbestimmung viele Male instantiiert sein, kann es also, mit anderen Worten, Wiederholungen und Symmetrien in der Verteilung des Realen oder der Materie geben.

Raum und Zeit sind Trennprinzipien numerischer und deskriptiver Identität.

Als solche Trennprinzipien sind sie zugleich die allgemeinen „Formen der Einzelheit“ (Strawson) bzw. die allgemeinen „Formen der Anschauung“ (Kant). Man könnte sie auch als **Prinzipien vorbegrifflicher Mannigfaltigkeit** bezeichnen.

Soviel also zur Möglichkeit von Problemwelten. In der Blackschen Welt entsteht das Problem durch eine Symmetrie im Raum: Wenn man die Mittelpunkte der Kugeln durch eine gerade Linie verbunden denkt und dann die Linie in der Mitte teilt, so ist der Teilungspunkt ein räumlicher Symmetriepunkt für die Blacksche Welt.

Man kann sich auch eine Welt mit einem zeitlichen Symmetriepunkt denken, etwa eine Welt, die in einem Urknall entsteht und sich dann ausdehnt bis zu einem zeitlichen Symmetriepunkt, um sich dann wieder zusammenzuziehen, und zwar zeitlich exakt spiegelverkehrt zur Ausdehnungsphase.

Oder man könnte sich eine Welt vorstellen, in der periodisch das qualitativ Gleiche wiederkehrt, und zwar seit ewigen Zeiten und in ewige Zeiten. David Lewis nennt dies eine Welt mit ewiger Zweibahnwiederkehr des Gleichen.

Eine solche unendliche Zweibahnwiederkehr kann man sich natürlich auch im Raum vorstellen: ein Welt, deren unendlichem Raum sich qualitativ Identisches immer wiederholt.

Das sind im wesentlichen die vier Sorten von Problemwelten: erstens Symmetrien a) im Raum und b) in der Zeit, zweitens ewige Zweibahnwiederkehr a) im Raum und b) in der Zeit.

Nun aber zur anderen Seite. Warum sind Problemwelten andererseits **unmöglich**? Die Antwort ist ganz einfach: Weil das **Prinzip der Identität des Ununterscheibaren** (die identitas indiscernibilium) eine logische Wahrheit, näher eine Wahrheit der Prädikatenlogik zweiter Stufe ist. Das Prinzip besagt: Wenn von x und y dasselbe gilt, ist x mit y identisch.

(IU) $(f)(fx \leftrightarrow fy) \rightarrow x=y$

(IU) ist ein logisches Prinzip und daher nicht verhandelbar. Man kann sich auch leicht klarmachen, zu welchen **absurden Konsequenzen** es führen würde, wenn (IU) nicht zuträfe. Dann könnten wir nie sicher sein, ob ein Ding, etwa dieses Katheder hier, nicht in Wahrheit zwei oder drei oder viele unterscheidbare Katheder wären.

Natürlich kann man sich auf **Raum** und **Zeit** berufen und sagen: Am selben Ort kann zur selben Zeit höchstens ein Katheder stehen. Aber für die Stellen im Raum und in der Zeit würde sich ja das Problem wiederholen, wenn (IU) nicht zuträfe. Es würde sich sogar noch verschärfen; denn im leeren Raum und in der leeren Zeit ist ein Punkt wie der andere. Man muß daher die Raum-Zeit-Stellen unterscheiden durch das, was sie füllt. Weil hier ein Katheder steht und dort eine Bankreihe, sind die entsprechenden Stellen unterschieden. Und wenn hier 15 ununterscheidbare Katheder stünden, wären dies eben auch 15 ununterscheidbare Raumstellen.

Der Konflikt bzw. die scheinbare Antinomie besteht also zwischen dem logischen Prinzip (IU) auf der einen Seite und der Dualität von Einzelнем und Allgemeinem bzw. dem Begriffsunterschied zwischen numerischer und deskriptiver Identität oder dem Raum-Zeit-System als Prinzip vorbegrifflicher Mannigfaltigkeit auf der anderen Seite.

Die **Lösung** des Konflikts ist ganz einfach, radikal und alternativlos. Wir müssen uns nur fragen, ob die Antinomie bestünde, wenn **unsere** Welt eine Problemwelt wäre, also beispielsweise mit ewiger Zweibahnwiederkehr des Gleichen. Nein, es gäbe keine Antinomie; denn in

unserer Welt würde von diesem Katheder gelten, daß **ich** es sehe, und von den unendlich vielen Duplikaten des Katheders in den anderen Weltepochen würde nicht gelten, daß ich sie sehe (Duplikaten von mir würden sie sehen, aber ich nicht).

Das Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren ist also gewahrt, weil **indexikalische** Wahrheiten von den Dingen gelten: Sie sind hier oder dort, existieren jetzt oder dann usw. Diese indexikalischen Wahrheiten verweisen zurück auf Personen, die ebenfalls in Raum und Zeit, d.h. irgendwo und irgendwann, existieren. Die Eigenschaft der Hiesigkeit gibt es nur relativ zu je mir, je einer Person, die durch ihre eigene Körperlichkeit einen Ort definiert, der für sie der hiesige Ort ist.

Kurz, die Lösung besagt:

Von Einzeldingen müssen indexikalische Wahrheiten gelten. (Dadurch ist ihre Individuation gesichert, auch in Problemwelten.)

Daraus folgt zweierlei:

- a) Unter den Einzeldingen muß es körperliche Subjekte (d.h. Personen) geben.
- b) Die Einzeldinge lassen keinen Blick von nirgendwo (von außerhalb des Raum-Zeit-Systems) auf sie zu. Durch einen solchen Blick wäre (IU) wieder verletzt.

Die Einzeldinge erfordern die Existenz von Subjekten (irgendwo und irgendwann; nicht immer und überall, versteht sich). Das ist die **Subjektivitätsthese**. Und die Subjekte umgekehrt sind keine weltlosen Cartesischen Substanzen, auch – und erst recht – kein göttlicher Verstand, der die ganze Welt umfaßt, sondern innerweltliche, körperliche, endliche Subjekte, und das heißt: Personen. Das ist die **Personalitätsthese**, die einen Aspekt der Subjektivitätsthese bildet.

--- --- ---

17.11.2011

Letzte Woche habe ich die **Subjektivitätsthese** hergeleitet, und zwar als die natürliche Lösung für die Prima-facie-Antinomie der Ununterscheidbarkeit: Weil für Einzeldinge die **numerische** und die **qualitativ-deskriptive** Identität auseinanderfallen, sind **Problemwelten** mit Symmetrien und Wiederholungen möglich, durch die das **logische** Prinzip der Identität des Ununterscheidbaren außer Kraft gesetzt zu sein scheint. Aber wir können an dem Prinzip und ebenso an der Möglichkeit von Problemwelten festhalten, wenn wir unsere Welt als Muster nehmen – unsere Welt, in der es **Subjekte**, nämlich unsereins, gibt – und indem wir folgern, daß zu jeder **möglichen** Welt Subjekte gehören.

Die Existenz von Subjekten hat nämlich zur Folge, daß von **allen Dingen** der Welt indexikalische Eigenschaften gelten: Was immer zu der wirklichen Welt gehört, steht in raumzeitlichen Beziehungen zu dem **hiesigen** Ort und der **jetzigen** Zeit. Dabei wird die Hiesigkeit durch mich definiert, der ich das Wort „hier“ sinnvoll verwenden kann, und zwar durch mich als **körperliches** Wesen. Denn nur als solches bin ich **hier**, an **diesem Ort**. Die **Jetzigkeit** oder **Gegenwart** wird anders definiert, nicht durch mich als körperliches Wesen (denn ich habe eine Vergangenheit und eine Zukunft), sondern eher durch mich als jeweiliges Gegenwartsbewußtsein: Was in meinem Bewußtsein als Wahrnehmungsinhalt vorkommt, ist gegenwärtig.

--- --- ---

Ich wiederhole noch einmal kurz die entscheidenden **Formulierungen** vom letzten Mal.

Die Lösung der drohenden Antinomie der Ununterscheidbarkeit besagte:

Von Einzeldingen müssen indexikalische Wahrheiten gelten. (Dadurch ist ihre Individuation gesichert, auch in Problemwelten.)

Daraus folgt zweierlei:

- a) Unter den Einzeldingen muß es körperliche Subjekte (d.h. Personen) geben.
- b) Die Einzeldinge lassen keinen Blick von nirgendwo (von außerhalb des Raum-Zeit-Systems) auf sie zu. Durch einen solchen Blick wäre (IU) wieder verletzt.

Die Einzeldinge erfordern die Existenz von Subjekten (irgendwo und irgendwann; nicht immer und überall, versteht sich). Das ist die **Subjektivitätsthese**. Und die Subjekte umgekehrt sind keine weltlosen Cartesischen Substanzen, auch – und erst recht – kein göttlicher Verstand, der die ganze Welt umfaßt, sondern innerweltliche, körperliche, endliche Subjekte, und das heißt: **Personen**. Das ist die **Personalitätsthese**, die einen Aspekt der Subjektivitätsthese bildet.

Subjektivität wird gebraucht als Garant der Einzelheit der Einzeldinge. Umgekehrt ist ein Subjekt, das sich auf Einzeldinge beziehen kann, ein Einzelding mitten unter ihnen. Damit ist der Cartesische Dualismus bereits abgewiesen: Subjekte sind **res extensae**, körperliche Wesen in Raum und Zeit.

Subjekte müssen natürlich **keine Menschen** sein, d.h. sie brauchen nicht unserer biologischen Spezies anzugehören. Aber sie müssen Wesen sein – vermutlich **Lebewesen** –, die den **Logos**, die Reden, habe, also *zôia logon echonta*. Denn sie müssen „hier“ und „jetzt“ und „ich“ sagen und denken können, weil nur dadurch indexikalische Eigenschaften in die Welt kommen.

Wir müssen also zwischen unserer biologischen Spezies und unserer logisch-ontologischen Spezies unterscheiden:

- | | | |
|----------------|-------------------------|------------------------------|
| Der Mensch ist | a) biologisch: | der homo sapiens |
| | b) logisch-ontologisch: | das <i>zôion logon echon</i> |

Die **Subjektivitätsthese** besagt, daß in jeder möglichen Welt früher oder später Subjekte, *zôia logon echonta*, auftreten müssen. Das ist eine **metaphysische Notwendigkeit**, die die Topologie des logischen Raumes betrifft, keine **physikalische Notwendigkeit**. Die Physik kann vermutlich nicht beweisen, daß in unserem Universum irgendwann und irgendwo Subjekte, beispielsweise Exemplare der Spezies *homo sapiens*, auftreten mußten. Für die Physik erscheinen wir als **zufällig**; und als Menschen, als Angehörige der Spezies *homo sapiens*, *sind* wird das auch. Aber als **Subjekte**, als Angehörige der Art *zôion logon echon*, sind wir kein Zufall, sondern **notwendig**.

--- --

Hier zeigt sich eine **zweiseitige Wesensabhängigkeit**: Ein Raum-Zeit-System braucht Subjekt innerhalb seiner, und Subjekte brauchen Raum und Zeit, weil sie selber körperliche Wesen in der Zeit sein müssen. Eine wechselseitige Wesensabhängigkeit nenne ich ein **Wechselverhältnis**:

Wechselverhältnis (WV): ein Verhältnis wechselseitiger wesentlicher Abhängigkeit zwischen verschiedenen Gliedern

Nun also kann man folgende **These** formulieren:

Subjektivität und das materielle Raum-Zeit-System stehen in einem WV.

Näher wird das WV durch die **Subjektivitätsthese** und die zu ihr gehörige **Personalitätsthese** beschrieben: Kein materielles Raum-Zeit-System, in dem nicht früher oder später hier oder da Subjekte entstehen; und keine Subjekte, die nicht körperliche Wesen sind, die zeitlichem Wandel unterliegen.

--- --

Von der Subjektivitätsthese aus muß man nun weiter forschreiten zu philosophischer Theoriebildung. **Ausgangspunkt** für dieses Fortschreiten ist die Beobachtung, daß Subjektivität gebraucht wird als das, was die Problematik der Problemwelten auflöst:

Subjektivität ist der Löser der Problemweltenproblematik

Dies ist die Aufgabe der Subjektivität, ihr Beruf, ihre Rolle. Daran muß sie bemessen werden. Und daraus folgt dann vieles.

Zuerst folgt für die Subjektivität selber, daß sie nicht als ein gewöhnliches Einzeling gefaßt werden kann, das der **Anwendungsfall** eines allgemeinen Art- oder Gattungsbegriffs ist. Als Garant der Individuation von Einzeldingen kann ich nicht selber garantiebedürftig sein. Oder anders: Ein insolventer Bürge nützt nichts; und ein Pleittestaat kann keinen anderen Staat vor der Pleite retten. Qua Subjekt bin ich Individuationsprinzip für anderes: **Prinzip**, d.h. Ursprung der Individuation. Meine eigene Individuation muß sich also von selbst verstehen.

Hier bekommen wir unversehens Kontakt zu **Heideggers** These in „Sein und Zeit“, daß das Dasein (so nennt er das, was andere die menschliche Subjektivität nennen würden) kein Fall einer allgemeinen Art oder Gattung ist, sondern sich durch eine ursprüngliche, unhintergehbar Jemeinigkeit auszeichnet. Die Logik von Individuum, Art und Gattung paßt nicht – oder jedenfalls nicht ursprünglich, sondern allenfalls nachträglich – auf Personen.

Subjekte bzw. Personen sind daher nicht miteinander verrechenbar oder präzise aufeinander beziehbar wie die Beobachter in verschiedenen **Bezugsrahmen** in der physikalischen **Relativitätstheorie**. Deren Beobachtungen – bzw. Messungen – lassen sich systematisch von einem Bezugsrahmen zum anderen umrechnen: Wenn Beobachter A in Bezugsrahmen 1 den Wert x mußt, so wird Beobachter B in Bezugsrahmen 2 den Wert y messen müssen. Für das Umrechnen der Meßwerte von einem zu einem anderen Bezugsrahmen gibt es feste Transformations-

gleichungen; für die Newtonsche Physik sind das die **Galilei**-Transformationsgleichungen, für die spezielle Relativitätstheorie die **Lorentz**-Transformationsgleichungen.

Subjekte hingegen machen ihre Beobachtungen und können diese anderen Subjekten zwar mitteilen. Aber dafür gibt es keine präzisen **mathematischen** Regeln, sondern nur ungefähre **hermeneutische** Faustregeln. Physikalische Beobachter sind als solche restlos transparent füreinander. Lebendige Subjekte sind in ihrer Kommunikation nie vollkommen transparent, sondern stets auch undurchdringlich füreinander. Die **Jemeinigkeit** eines Subjektes ist unhintergehbar; und unhintergehbar ist dann auch das Anderssein, die **Alterität**, der anderen für je mich. Übersetzen, Deuten, Interpretieren, **Verstehen** ist grundlegend verschieden vom Berechnen, Umrechnen, Vorherberechnen, **Erklären**. Dies ist der Kern der vielzitierten Dualität von Verstehen und Erklären bzw. von Hermeneutik und Mathematik und von Geistes- und Naturwissenschaften.

Die Subjektivitätsthese-mit-Personalitätsthese sollte daher wie folgt reformuliert werden:

Das materielle Raum-Zeit-System ist wesentlich auf je mich bezogen [mit dem „je“ erkenne ich die unhintergehbare Alterität der anderen an], und je ich bin als körperliches, wandelbares Wesen eingebettet in das materielle Raum-Zeit-System

--- --- ---

Wir haben oben die These aufgestellt

Subjektivität ist der Löser der Problemweltenproblematik.

Insbesondere ist sie der **Symmetriebrecher** in symmetrischen Problemwelten. Warum etwa fällt es uns recht leicht, uns eine Blacksche Zweikugelwelt vorzustellen? Weil wir uns unwillkürlich in sie hinein imaginieren. Wir stellen sie uns von innerhalb ihrer vor: Da vorne rechts ist die eine Kugel und dort links neben ist die andere. Oder: Da oben ist Kugel 1 und da unten Kugel zwei. (Irgendwie so.)

Ganz generell können wir den Raum und auch die Zeit immer nur von innerhalb ihrer vorstellen: indem wir uns als raumzeitliche Wesen in sie hineindenken und dann im nachhinein von uns, zumindest von unserem jeweiligen Körper, wieder abstrahieren. Aber wir sind wesentlich körperliche Wesen, und Subjektivität kann als **Symmetriebrecher** nur fungieren, weil sie selber notwendigerweise **asymmetrisch** ist und weil sie ihre Asymmetrien **a priori** kennt. Dazu aber muß sie **körperlich** sein und muß a priori wissen, daß sie körperlich, und zwar auf asymmetrische Weise körperlich ist.

Ein Subjekt muß aus sich selbst heraus und aus seiner Selbstkenntnis a priori über die epistemischen Ressourcen verfügen, um die vier Dimensionen des Raum-Zeit-Systems und in jeder Dimension zwei Richtungen voneinander zu unterscheiden. Durch zufällige, empirische **Symmetrien** würden die Dimensionen und ihre jeweiligen Richtungen objektiv ununterscheidbar werden, entgegen dem Prinzip (IU). Die Subjektivität ist (angesichts dieser Möglichkeit) der Bürge und Garant für notwendige, a priori erkennbare Unterschiede zwischen den Dimensionen der Raum-Zeit und zwischen den Richtungen in jeder Dimension. Mit anderen Worten: Subjektivität muß sich **a priori** in Raum und Zeit **orientieren**, muß a priori ein informelles raumzeitliches **Koordinatensystem** definieren können, in dem alle Dinge in Raum und Zeit ihre Koordinaten besitzen und dadurch voneinander unterschieden sind.

Wir werden also in der Folge eine **Theorie der Selbstlokalisation a priori** in Raum und Zeit zu entwickeln haben, in deren Verlauf dann auch die in der ersten Semesterwoche umrissenen **Strukturanalogenien** zwischen den Aspekten der Wahrheit und den Dimensionen des Raumes sowie den Modi der Zeit (usw.) wieder in den Blick kommen werden.

--- --- ---

Zuvor aber will ich noch kurz auf das Zusammenspiel der **Subjektivitätsthese** (ST) mit der **Antinomiethese** (AT) hinweisen.

Zur Erinnerung. (AT) besagte:

(AT) Das Denken als solches ist widerspruchsvoll.

Es muß demnach nicht eigens etwas **passieren** – ein Fehler –, bevor wir uns in einem Widerspruch verfangen. Es muß vielmehr eigens etwas passieren, damit wir den Widerspruch eine Zeitlang hinter uns lassen können, der das Denken von Hause aus prägt. Der es prägt, weil zum Realen selber offenbar die **Negativität** gehört. Das Der-Fall-Sein bzw. die Existenz des **Negativen** – das Nichts –, diese antinomische Umgebung des Realen, die ins Reale ständig **einzudringen** droht und auch tatsächlich ständig in es eindringt, machen ein widerspruchsfreies Denken letzten Endes unmöglich.

(ST) war weniger leicht zu formulieren. Sie besagte in erster Näherung und in der Redeweise von möglichen Welten (die aber, wie wir noch sehen werden, gar nicht gut zu ihr paßt):

(ST) In jeder möglichen Welt – d.h. notwendigerweise – existiert mindestens ein Subjekt, das sich denkend und wahrnehmend auf seine Umgebung (und sich selbst) bezieht.

Das Reale ist demnach nicht **epistemisch** in sich **verschlossen**, wie ein schwarzes Loch, aus dem keine Information entweichen kann, sondern offen, **epistemisch zugänglich**, „it grows knowers“ (Jay Rosenberg): Aber offen und zugänglich ist das Reale nicht für einen Standpunkt außerhalb seiner, sondern offen in sich selbst für endliche Subjekte mit je beschränkter **Erkenntnisperspektive**. Das Reale ist an ihm selber so verfaßt, daß es eine überpersönliche, neutrale, aperspektivische oder gar vollständige Erkenntnis seiner nicht zuläßt. Mit der Vollständigkeit käme vielmehr der **Widerspruch** – hier deutet sich schon an, wie (AT) und (ST) zusammenspielen.

Diese Lehre ist keine **Relativitätstheorie**, die ihrerseits auf einem übergeordneten, absoluten Standpunkt formuliert wäre und womöglich so etwas wie **Transformationsgleichungen** anzubieten hätte, mittels deren die Standpunkte der verschiedenen Subjekte ineinander überführt werden könnten. Vielmehr ist (ST) so **standpunktgebunden** wie letztlich alles, was gesagt oder gedacht werden kann. Die Philosophie selbst ist standpunktgebunden.

Natürlich gibt es **Faustregeln** dafür, wie die Standpunkte verschiedener Subjekte aufeinander zu beziehen sind, sonst wäre eine gemeinsame Sprache nicht möglich. Wenn ich einem Kind in einer Wahrnehmungssituation das Wort „Hund“ beibringen will, muß ich eine Vorstellung davon haben, was das Kind gerade sieht. Und wir können uns sowohl in Wirklichkeit als auch in Gedanken an die Stelle anderer Personen versetzen, mit ihnen die Plätze tauschen, um wahrzunehmen, was sie wahrnehmen.

Aber aus prinzipiellen Gründen bleiben die Regeln des sich an die Stelle anderer Versetzens **hermeneutische Faustregeln** (statt mathematischer Gleichungen). Das Anderssein der Anderen, ihre Alterität, läßt sich nicht restlos in epistemisches Wohlgefallen auflösen. Das Reale ist, was es ist, jeweils nur in unhintergehbar perspektivischer Weise.

Dem tragen wir im Sprechen und Denken Rechnung durch indexikalische Ausdrücke, die auf das sprechende Subjekt rückbezogen sind, wie Demonstrativa („dies“), Personalpronomina („ich“), Orts- und Zeitadverbien („hier“, „jetzt“), und das Tempus verbi. Wird ein Bereich der Sprache systematisch von indexikalischen Ausdrucksmitteln gereinigt, wie in mustergültiger Weise die Sprache der **Mathematik**, so eignet sich dieser Teildiskurs nicht mehr als eine **Universalsprache**, in der alles ausgedrückt werden kann, was der Fall ist. Entweder eine Universalsprache, in der der Widerspruch lauert, oder eine unvollständige Sprache, die aber hoffentlich widerspruchsfrei ist. Entweder hermeneutische Faustregeln für die Verständigung

lebendiger Subjekte oder präzise Transformationsgleichungen für die Umrechnung von Meßergebnissen verschiedener abstrakter Beobachter.

Beides zusammen geht nicht. Wohl aber geht beides **getrennt**: Hier die **Philosophie** als eine standpunktgebundene, letztlich hermeneutische Wissenschaft, die der konkreten Natur des Realen Rechnung trägt, und dort die **Physik** als eine standpunktneutrale, mathematische Wissenschaft, die von wesentlichen Zügen des Realen abstrahiert.

— — —

Die beiden skizzierten Thesen – (ST) und (AT) – **ergänzen** einander. Nach der Antinomietheorie ist der Widerspruch kein **Betriebsunfall** des Denkens, ausgelöst durch menschliches Versagen, sondern unvermeidlich. Der Satz vom zu vermeidenden Widerspruch gilt daher nicht im Indikativ, sondern als **Imperativ**. Unsere Vernunft erhebt sich aus der Antinomie durch einen heroischen **Machtspruch**, dessen Umsetzung über ihre Kräfte geht: „Es soll kein Widerspruch sein!“

Indem wir getreu dieser Forderung den Widerspruch, so gut und so lange es eben geht, **meiden**, verhalten wir uns per definitionem **vernünftig**. Nicht vernünftig wäre es hingegen zu sagen: „Da der Widerspruch am Ende unvermeidlich ist, wollen wir lieber gleich in Widersprüchen denken.“ Damit glichen wir solchen, die sagten: „Da der Tod am Ende unvermeidlich ist, wollen wir uns lieber gleich umbringen.“ Im Denken gilt es den logischen Tod zu meiden, wie wir im Leben den wirklichen Tod meiden – solange und so gut es geht.

Zu einem eindrucksvollen **Schutz** gegen die Antinomie haben wir im Laufe der Zeit die **Mathematik** ausgebaut. Zwar hat Gödel bewiesen, daß wir die Widerspruchsfreiheit der Mathematik, wenn sie widerspruchsfrei ist, nicht beweisen können; aber bislang haben wir alle Widersprüche, mit denen wir in der Mathematik, etwa in der Mengenlehre, konfrontiert wurden, beheben können.

Es ist daher kein **Zufall**, daß die einzelnen **Wissenschaften** eine Tendenz zur mathematischen Formulierung ausgebildet haben: Die Mathematik ist ihre **Versicherung** gegen den Widerspruch. Aber Versicherungen sind **kostspielig**, und der Preis der mathematischen ist, wie schon gesagt, die **Abstraktion**, d.h. die Ausblendung bestimmter Aspekte des Realen. Nämlich die Ausblendung all derjenigen Aspekte, die wir in der Theorie der apriorischen Selbstlokalisation betrachten werden, zum Beispiel die Ausblendung des Zeitpfeils.

Außerdem kann unter Umständen eine **Versicherung überfordert** sein; denn sie bleibt eingebettet in die allgemeinen Risiken des Lebens. So bleibt auch die mathematische Sprache eingebettet in unsere natürliche **Hintergrundsprache**, die als selbstbezügliche Universalsprache unheilbar widerspruchsvoll ist.

Freilich können wir **unnötige** Risiken im Denken vermeiden, indem wir darauf achten, nicht zu **universalistisch**, nicht **totalitär** zu denken. Die Antinomie droht nämlich insbesondere dann, wenn wir das Reale in der **Theorie vollständig erklären** oder in der **Praxis vollständig kontrollieren** wollen (im theoretisch-wissenschaftlichen und im praktisch-politischen Totalitarismus).

In diese Richtung weist auch schon die Subjektivitätsthese, denn ihr zufolge ist das Ideal einer **vollständigen Weltbeschreibung** nicht nur unerreichbar, sondern schon als Ideal inkohärent.

Aus (ST) folgt: Das Ideal einer vollständigen Weltbeschreibung ist inkohärent.

Die verschiedenen Erkenntnisstandpunkte lassen sich nicht zu einem neutralen, objektiven Standpunkt aufaddieren; das Reale *ist* nicht so, daß es sich vollständig beschreiben ließe. Mittels der **Antinomietheorie** können wir diese Unmöglichkeit nun als strenge, **logische** Unmöglichkeit

lichkeit interpretieren: Eine (per impossibile) vollständige Weltbeschreibung wäre **widerspruchsvoll**, was sie beschreibe, daher logisch unmöglich:

Mit (AT): Eine vollständige und konsistente Weltbeschreibung ist logisch unmöglich.

Andererseits richtet sich unser Denken wesentlich auch aufs **Ganze** (und **Unbedingte**). Wir haben ja eigens **zwei** wissenschaftliche Disziplinen in dieser Absicht aufgebaut, die **Philosophie** und die **Physik**. Die Physik soll eine Sprache entwickeln, in der das Reale vollständig beschrieben, und eine Theorie, in der es vollständig erklärt werden kann, abgesichert gegen die Antinomie durch die **Mathematik**. Aber der Preis dafür ist eine Abstraktion, die das leitende Ideal der vollständigen Erfassung unerreichbar macht. Die physikalische Theoriebildung kann sich ihm in einer endlosen Folge von physikalischen **Nachfolgertheorien** immer nur weiter annähern, ohne es je zu erreichen.

Die Physik ist wesentlich unterwegs zu einer vollständigen Weltbeschreibung, nie am (imaginären, inkohärenten) Ziel: ein endlose Folge von physikalischen NF-Theorien.

Die **Philosophie** andererseits hält sich fern von der **mathematischen** Abstraktion (und der experimentellen Bestätigung ihrer Thesen). Sie wagt um der Konkretion des Realen willen ein **ungesichertes** Denken in nächster Nachbarschaft der Antinomie.

Und sie ist dabei seit alters ist sie eine **Gratwanderung** zwischen dogmatischer und kritischer Metaphysik. Dogmatische Metaphysik – ein unhaltbarer Dualismus – wäre es zum Beispiel, wenn man das Reale einteilen wollte in einen Bereich, für den die Physik, und einen Bereich, für den eine Hyperphysik oder Naturmetaphysik oder etwas dergleichen zuständig wäre.

Die Subjektivitätsthese ist **antidualistisch** und lässt eine solche Aufteilung nicht zu. Kein **einzelner** Aspekt des Realen entzieht sich der physikalischen Erforschung, nur alle **zusammen**. Eine vollständige Erfassung des Realen wäre widerspruchsvoll, gleichviel ob sie von der Physik oder von der Metaphysik oder arbeitsteilig von beiden angeboten würde.

(ST) und (AT) zwingen uns also zu einem **demütigen** Denken: Wir sind als Wesen, die den Logos haben, zwar kein Zufall, sondern **notwendig**. Wir werden vom Realen gebraucht, damit es existieren kann. Aber wir sind in keiner Weise **Herr** des Realen. Das Reale ist nicht von der Art, daß wir oder sonst jemand es in eine totale Übersicht bringen könnte. Der Preis der Vollständigkeit wäre vielmehr der Widerspruch, die Inkonsistenz, und damit die Trivialisierung unserer Theorie(n).

Soviel zu dem Gesamtrahmen, der durch (AT) und (ST) bereitgestellt wird. Jetzt näher zu den Folgerungen aus (ST), d.h. zu der Theorie der Orientierung a priori in Raum und Zeit.

--- --

24.11.11

Zuletzt habe ich darüber gesprochen, wie (AT) und (ST) zusammenspielen und es erlauben, **limitiative Theoreme** für Theorie und Praxis herzuleiten – limitiative Theoreme, d.h. solche, die unseren Erkenntnismöglichkeiten bzw. unserem praktisch-politischen Planen **Grenzen** ziehen: Eine vollständige Weltbeschreibung wäre inkonsistent, und eine perfekt rationale Staatsform wäre Terrorherrschaft.

Heute will ich nun (ST) für sich betrachten und als Ausgangspunkt für die Entwicklung der angekündigten Theorie der **Orientierung a priori** in Raum und Zeit benutzen.

Weil ich aber letzte Woche mehrmals nach dem ontologischen Status der Einzeldinge gefragt worden bin, die einst existierten, als es noch keine **Menschen** (bzw. noch keine Subjekte) gab, will ich Ihnen in diesem Punkt zuvor noch einen Gedanken zum Besten geben, der mir anlässlich Ihrer beharrlichen Nachfragen kam. Ganz traue ich ihm noch nicht, aber vielleicht erweist er sich ja bei längerem Nachdenken als tragfähig.

Das **Problem** ist folgendes: Einzeldinge kann es nach (ST) nur relativ zu körperlichen Subjekten in ihrer Mitte geben, die sich indexikalisch auf sie beziehen. Also hätte es in vor-menschlicher Zeit vermutlich noch keine Einzeldinge geben können, was doch recht seltsam anmutet. Nun kann man aber sagen, daß die **künftige Subjektivität** auch schon in früheren Weltzuständen **angelegt** war, und zwar ganz unabhängig von (ST).

Gegen Ende seines Buches *Linguistic Representation* schrieb **Jay Rosenberg** 1974:

“[W]e must come to see the physical universe as an integrated physical system which necessarily ‘grows knowers’ and which thereby comes to mirror itself within itself”.⁵

Das physische Universum bringt mit Notwendigkeit Wissende hervor und spiegelt sich so in sich selbst. Rosenberg denkt hier freilich nicht an metaphysische, sondern an **nomologische** (naturgesetzliche) Notwendigkeit, und auch nur an eine **bedingte** nomologische Notwendigkeit: Gesetzt die kontingenzen **Anfangsbedingungen** des Universums, mußten mit **Naturnotwendigkeit** irgendwann wissende Subjekte im Universum entstehen.

Es ist also der ganz normale **Kausaldeterminismus**, der die Weltzustände aller Zeiten miteinander verbindet, und dies in **modal** belastbarer Weise: Wenn die Welt von 150 Millionen Jahren nicht die gewesen wäre, die sie damals war, wenn es also z.B. damals keine Dinosaurier gegeben hätte, dann wäre sie heute nicht so, wie sie eben ist. Vielleicht gäbe es **Lebewesen, die den Logos haben**, *zôia logon echonta*, aber sicher nicht uns gerade so, wie wir sind.

Die Naturgesetze gelten aber in **beiden** zeitlichen Richtungen gleichermaßen. Wenn die Welt heute nicht so wäre, wie sie eben ist, dann wäre sie vor 150 Millionen Jahren nicht die gewesen, die sie damals war. Und auch der Urknall wäre dann nicht ganz der gewesen, der er *de facto* war. – Da nun aber umgekehrt der Urknall war, wie er war, muß heute die Welt mit Naturnotwendigkeit so sein, wie sie ist, einschließlich unserer Existenz. Wir waren also *kraft* Naturnotwendigkeit in allen früheren Weltzuständen immer schon angelegt, auch schon, als es uns *de facto* noch nicht gab.

Die künftigen indexikalischen Eigenschaften der Dinge, die diese mit unserer Existenz erwerben würden, waren **implizit** schon an ihnen vorhanden in Form von nomologischen Modalitäten, die unsere künftige Existenz damals schon notwendig machten. – Wie gesagt, der Gedanke ist noch frisch und neu, und ich traue ihm noch nicht völlig. Aber ich bin guter Dinge, daß sich etwas aus ihm machen läßt. – In modal belastbaren Naturzusammenhängen drückt sich im übrigen das zugrundeliegende allseitige **Wechselverhältnis** der Dinge und Personen aus.

-- -- --

⁵ *Linguistic Representation*, Dordrecht and Boston: Reidel, 1974, p. 144.

Nun aber zum heutigen Thema, zur Theorie der **Orientierung a priori** in Raum und Zeit. Sie ist zugleich eine Theorie der **Voraussetzungen a priori** der Bezugnahme auf Einzeldinge.

Ich habe vorletzte Woche im Vorbeigehen darauf hingewiesen, daß Peter **Strawson** in der Auseinandersetzung mit Bertrand **Russell** eine Theorie der **Voraussetzungen**, und zwar der empirischen Voraussetzungen, der Bezugnahme entwickelt hat: Um ein Einzelding aus der Menge aller Einzeldinge **herauszugreifen**, um es zum Gegenstand eines **Urteils** bzw. einer **Aussage** zu machen, muß man zuvor schon etwas von ihm wissen, wodurch es individuiert wird.

Dabei handelt es sich um Wissen **a posteriori** oder **empirisches** Wissen. Ich **weiß** bereits, und zwar weil ich es **sehe**, daß am dunklen Abendhimmel in der bestimmten Richtung, in die ich schaue, ein besonders heller Himmelskörper zu sehen ist, der einzige von dieser Helligkeit. Dann kann ich ggf. hinzeigen und denken oder auch sagen: „Dieser helle Himmelskörper da ist ein Planet“. Mein spezifisches Wahrnehmungswissen ist in diesem Fall die Voraussetzung dafür, daß ich einen bestimmten Gegenstand als logisches Subjekt in mein Urteil einführen und von ihm eine Aussage machen kann, hier, daß es sich um einen Planeten handelt.

Strawson weist auf folgendes hin: Für die durchgängige Möglichkeit, Einzeldinge in unsere Aussagen einzuführen, ist das einheitliche **Raum-Zeit-System** eine Bedingung der Möglichkeit und ferner auch der Umstand, daß wir selber eine Position im Raum-Zeit-System innehaben, von wo aus wir auf alle raumzeitlichen Einzeldinge bezogen sind, auch wenn sie noch so weit in Raum und Zeit von uns entfernt sein mögen. Auf alle Dinge können wir im Prinzip Bezug nehmen, und zwar durch **indexikalische Ausdrücke** wie Demonstrativpronomina („dies“, „jenes“, ...), Personalpronomina („ich“, „du“, ...), Orts- und Zeitadverbien („hier“, „dort drüben“, „heute“, „gestern“, ...) und das Tempus verbi („war“, „ist“, „wird sein“, ...).

Das empirische Wissen, das wir von einem Einzelding haben und das wir voraussetzen müssen, um es zum Gegenstand unserer Rede machen zu können, formulieren wir auf Nachfrage also typischerweise mit Hilfe von **Indikatoren** (indexikalischen Ausdrucksmitteln). Meine **Behauptung** ist nun, daß diese Fähigkeit ein reichhaltiges **Wissen a priori** voraussetzt. D.h., Strawsons Theorie der **empirischen Voraussetzungen** der Bezugnahme verweist auf ein apriorisches Fundament, das ich in einer Theorie der **apriorischen Voraussetzungen** der Bezugnahme darstellen möchte.

Die je spezifischen empirischen Voraussetzungen der Bezugnahme auf Einzelnes (Strawson) verweisen auf allgemeine apriorische Voraussetzungen, die eine Orientierung a priori in Raum und Zeit möglich machen.

Daß dem so ist und so sein muß, folgt aus der **Subjektivitätsthese**. Denn ihr zufolge kann es Einzeldinge nur geben, wenn indexikalische Wahrheiten von ihnen gelten. (Z.B. könnte von einem bestimmten Dinosaurier die indexikalische Wahrheit gelten, daß er vor genau 150 Millionen Jahren genau 2500 km östlich von hier starb.)

Rein **empirisch** ist die Individuation von Einzeldingen nicht zu garantieren, wie die **Problemwelten** zeigen. Sie muß a priori garantiert werden; d.h., es muß **a priori** dafür gesorgt sein, daß **empirische** indexikalische Wahrheiten von ihnen gelten. Daher muß es Subjekte inmitten der Einzeldinge geben, die sich indexikalisch auf sie beziehen können und die dann natürlich auch alle dafür nötigen Voraussetzungen mitbringen. Es muß a priori garantiert sein, daß Subjektivität alle problematischen **Symmetrien** in Raum und Zeit **bricht** und alle problematischen Wiederholungen unproblematisch macht. Und daher können wir wie folgt räsonieren.

Einzeldinge verlangen indexikalische Wahrheiten.

Indexikal. Wahrheiten verlangen symmetriebrechende personale Subjektivität (SPS).

SPS muß sich a priori im R-Z-System orientieren können.

Die Orientierung a priori ist Voraussetzung a priori der Bezugnahme auf Einzelnes.

Die Voraussetzung der Bezugnahme auf Einzelnes ist Voraussetzung des Einzelnen.

Der letzte Übergang erinnert an **Kant**, der in der transzentalen Deduktion die These begründet hat, daß die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung von Gegenständen Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände selber sind.

Hier haben wir eine strukturell analoge **These**: Die Voraussetzungen der Bezugnahme auf Einzeldinge, also das, was wir a priori wissen müssen, um auf Einzeldinge Bezug nehmen zu können, sind Voraussetzungen der Einzeldinge selber. Mit anderen Worten, wenn die allgemeinen Sachverhalte, die wir für unsere Orientierung a priori in Raum und Zeit voraussetzen, nicht als Tatsachen bestünden und wenn wir nicht überdies a priori wüßten, daß sie bestehen, könnte es keine Einzeldinge und kein Raum-Zeit-System geben.

Und welche sind nun **inhaltlich** diese Voraussetzungen? Was besagt ihrem doktrinalen Gehalt nach die **Theorie der Voraussetzungen a priori**?

Zunächst gilt es festzuhalten, daß dieses Wissen **nicht explizit** sein muß. Explizit gemacht wird es erst in der wissenschaftlichen **Philosophie**. Aber indexikalische Wahrheiten gelten von den Dingen schon dann, wenn jemand sich ganz vorphilosophisch und vortheoretisch in der Wahrnehmung und im Denken auf sie bezieht. Sobald es also ein Wesen gibt, das den Logos hat, gibt es implizites Wissen a priori, das die Orientierung a priori in Raum und Zeit ermöglicht.

Das Wesen, das den Logos hat, trägt (in diesem seinem *Wissen a priori*) die Last der Individuation der Dinge. Das ist sein kosmisch-ontologischer Job; dafür wird es von den Dingen, vom Realen selber, vom Sein gebraucht. Und diesen Job macht es sich **durchsichtig**, indem es anfängt zu **philosophieren**, sich also sein Wissen a priori in der Philosophie eigens vor Augen führt.

Was also muß ich um der Individuation der Dinge willen a priori (und bereits vortheoretisch) wissen? Anders gefragt: Was muß ich in meinem jeweils expliziten empirischen Wissen von den Dingen immer schon implizit mitwissen, damit jenes explizite Wissen und sogar die Dinge selber möglich sind?

Ich muß **erstens** wissen, daß ich **Subjekt** bin, d.h. ein wahrnehmendes, denkendes, wissendes Wesen.

Und ich muß ferner wissen, daß ich als Subjekt eine Symmetriebrecherrolle habe und daher selber **asymmetrisch** verfaßt bin. Wie kann ich aber als Subjekt asymmetrisch verfaßt sein? Nur dadurch, daß mein apriorisches Wissen, das mich als Subjekt definiert, intern **asymmetrisch** und selbst **körperlicher** Natur ist – und daß ich dies weiß. Subjektivität selber, also das Wissen, Fühlen und Wollen, ist körperlich durch und durch. Wenn Subjektivität in der Transzentalphilosophie als reines Wissen betrachtet wird, dann ist das also eine **abstraktive** Betrachtung, genauso abstraktiv wie die Betrachtung des leeren Raumes in der reinen Geometrie. Subjektivität ist mit ihrer Körperlichkeit untrennbar **verwachsen**, deswegen (mit Heidegger) „**Dasein**“.

(In Heideggers **Kunstausdruck** liegt einerseits die Anerkennung, daß alle **dualistischen Reste** von unserer Konzeption menschlicher Subjektivität fernzuhalten sind, und andererseits die Anerkennung, daß je meine Subjektivität als Bezugsrahmen für ein egozentrisches räumliches Koordinatensystem fungiert: In je meinem „**Da**“-Sein wird Räumliches hier und dort erst

epistemisch und praktisch zugänglich. Dasein ist der **Anker** des Systems der räumlichen Indikatoren.)

Ich muß also a priori wissen, daß ich als Subjekt zwar ein denkendes Wesen, aber keine Cartesische unkörperliche Substanz, sondern ein asymmetrischer Körper, ein **Leib** bin. Und da dieser Leib mein **Bezugssystem** für die Verankerung eines informellen egozentrischen räumlichen Koordinatensystems ist, muß ich a priori wissen, daß ich zu diesem Leib einen **besonderen epistemischen Zugang** habe wie zu keinem anderen Ding in der Welt. Nur so ist garantiert, daß ich meinen Leib als mein räumliches Bezugssystem in der Regel nicht verfeheln kann.

Ich muß, anders gesagt, wissen, daß es ein (und *nur ein*) Ding in der Welt gibt, das ich zwar auch wie andere Dinge wahrnehmen kann (ich sehe meine Hände, ich fühle meine rechte Hand in meiner linken, ich höre mich singen usw.), das ich aber darüber hinaus auch noch **von innen fühlen** kann, in meiner inneren **Körperwahrnehmung**. Diese Körperwahrnehmung hat etwas mit **Annehmlichkeit** und **Unannehmlichkeit** mit (empirischer) **Lust** oder **Unlust** zu tun und hat von daher eine interne Beziehung auf mein **Begehren** (anders als nach Kant die Lust am Schönen, die ein interesseloses Wohlgefallen ist und keinen Einfluß auf mein Begehren hat).

Orientierungswissen a priori:

Ich bin Subjekt, asymmetrisch, leiblich, mit innerem Körpergefühl (Lust/Unlust).

Insbesondere muß ich a priori **drei Dimensionen** des Raumes unterscheiden und definieren können und in jeder dieser Dimensionen **zwei Richtungen**. Dazu also wird mir mein Wissen a priori von mir als asymmetrischem leiblichem Subjekt verhelfen müssen.

Da ich als Subjekt sowohl denkendes wie körperliches Wesen bin, und zwar in nahtloser Einheit, müssen meine notwendigen körperlichen Asymmetrien Ausdruck der „Asymmetrien“ bzw. der internen Gliederung meines Denkens sein. Mit anderen Worten, die notwendige Gliederung meines **Denkens**, was immer sie sein mag, etwa die in Begriff, Urteil und Schluß (sie wird sich des näheren aus dem Faktum der Wahrheit herleiten lassen), muß sich räumlich in einer asymmetrischen Gliederung meines **Leibes** ausdrücken. Und auch davon muß ich ein implizites Wissen a priori haben. In der Anerkennung dieses Sachverhaltes wird überhaupt erst Ernst gemacht mit dem **Antidualismus**. Die logische „Struktur“ des denkenden Subjektes findet ihren Ausdruck in der körperlichen Struktur eben dieses Subjektes. D.h., die **Evolution der Arten** war von Anfang an darauf angelegt, diejenige asymmetrische organische Struktur hervorzubringen, in der sich das diskursive Denken ausdrücken kann.

Da mein **Leib** mein Bezugssystem für indexikalische Bezugnahmen ist, da durch ihn also definiert wird, was es für mich heißt, das etwa **hier** ist, bin ich als leibliches Wesen jeweils **mitten** im Raum. Die beiden **Richtungen** in jeder der drei räumlichen **Dimensionen** weisen also jeweils von mir weg. Und so gibt es in jeder der drei Dimensionen je drei **Gegenden**:

Drei Dimensionen des Raumes mit je drei Gegenden:

- | | | | |
|----|-----------|---------------------------------|-----------|
| 1) | a. oben | b. hier (auf normaler Höhe) | c. unten |
| 2) | a. vorn | b. hier (auf halber Strecke) | c. hinten |
| 3) | a. rechts | b. hier (in mittlerer Position) | c. links |

Diese **enneadische** Struktur (Neunerstruktur) des Raumes muß mir a priori geläufig sein und muß in interner Beziehung stehen zu einer enneadischen Struktur meines diskursiven Denkens.

Bei alledem haben wir bisher noch gar nicht die **Zeit** berücksichtigt, die ich ja ebenfalls a priori von den drei räumlichen Dimensionen und in der ich ebenfalls zwei Richtungen und ipso facto drei Gegenden unterscheiden können muß.

Mit den Charakteristika der Zeit und ihrem Unterschied zu den räumlichen Dimensionen soll die eigentliche Untersuchung nun begonnen werden, bevor wir uns dann den Differenzen zwischen den räumlichen Dimensionen wieder zuwenden wollen.

--- --

Wenn wir uns gegen die **Differenz** von **Raum** und **Zeit** um der sauberen Methode willen zunächst dumm stellen, so müssen wir **vier** Dimensionen der einheitlichen **Raum-Zeit** a priori voneinander unterscheiden können. Und da zeigt es sich dann, daß eine dieser vier Dimensionen schon auf rein **phänomenaler** Ebene aus dem Rahmen fällt und dazu einlädt, das fällige Unterscheidungswerk mit ihr zu beginnen, nämlich eben gerade die Zeit. Ihre fundamentalen **Spezifika** laden dazu ein, sie als Inhalte demjenigen Wissen a priori zuzuordnen, das uns erlaubt, uns a priori in Raum und Zeit zu orientieren und das wir a priori voraussetzen, wenn wir uns auf Einzeldinge beziehen.

Zu jenen fundamentalen Charakteristika der Zeit gehört, daß unser **Leib** als Bezugsrahmen für unser informelles zeitliches Koordinatensystem **ausfällt**. Die Zeit muß selber schon eine **interne Asymmetrie** und eine **interne** Auszeichnung einer **Mitte** zwischen ihren beiden Richtungen mit sich bringen. Die drei Gegenden der Zeit

- a. Zukunft
- b. Gegenwart
- c. Vergangenheit

müssen anders als durch unseren Leib, aber dennoch in wesentlicher Beziehung auf unsere **Subjektivität**, a priori voneinander unterschieden werden können. Und dadurch, durch diesen unterscheidenden Sachverhalt, ist die Zeit dann ipso facto vom Raum und von jeder der drei räumlichen Dimensionen unterschieden.

--- --

Den wesentlichen **Unterschied** der Zeit vom Raum hat **Sellars** einmal wie folgt beschrieben:

Eine Person kann denselben Ort zweimal mit „hier“ bezeichnen, aber nicht denselben Zeitpunkt zweimal mit „jetzt“ (W. Sellars).

Man kann sich diesen Sachverhalt veranschaulichen anhand von **Raum-Zeit-Diagrammen** und von Kurven, die die Wege von Beobachtern in der Raum-Zeit darstellen. Solche Kurven können keine zeitlichen Wendepunkte haben; denn es gibt keine Umkehr in der Zeit. Und sie können auch nicht waagerecht, nicht parallel zur (räumlichen) x-Achse verlaufen; denn nichts kann sich mit unendlicher Geschwindigkeit bewegen.

[Tafelbild]

De facto gibt es nach der speziellen Relativitätstheorie (**SRT**) sogar eine Obergrenze für die Geschwindigkeit realer Bewegungen, nämlich die konstante **Lichtgeschwindigkeit** c . Wenn man $c = 1$ setzt und zwei Photonen betrachtet, die den Ursprung des Raum-Zeit-Koordinatensystems in entgegengesetzter Richtung passieren, erhält man den bekannten Lichtkegel, außerhalb dessen das kausal unerreichbare sog. „**absolute Anderswo**“ zu finden ist. Aber von den Besonderheiten der SRT können wir hier bis auf weiteres absehen.

Wenn wir an den möglichen Raum-Zeit-Kurven Maß nehmen, müssen wir jedenfalls folgendes festhalten, daß **Umkehr** im Raum ist möglich ist, in der Zeit nicht.

Das ist ein „**hartes**“ Faktum, das in **physikalischer** Theoriebildung beschrieben (wenn auch nicht erklärt) werden kann, beschrieben eben durch die Formulierung von Bedingungen für Raum-Zeit-Kurven von Objekten. Und es hat offenkundig zu tun mit Sellars' Beobachtung,

daß man denselben Zeitpunkt nicht mehrmals „jetzt“ nennen kann, wohl aber denselben Ort mehrmals „hier“.

Davon unterschieden ist ein weiteres „hartes“ Faktum, das in physikalischer Theoriebildung beschrieben, aber nicht erklärt werden kann: die **asymmetrische** Struktur der Zeit, ihr sogenannter **Pfeil**.

Die beiden Richtungen der Zeit unterscheiden sich offenbar ganz fundamental voneinander; aber in der fundamentalen physikalischen Theorie, der **Quantenmechanik**, kommt dieser Unterschied nicht vor. (Das ist auch kein Zufall; denn ein Determinismus nach Naturgesetzen – und sei es auch nur ein probabilistischer Determinismus – gilt in beiden zeitlichen Richtungen zumal: Vergangenheit und Zukunft determinieren einander gleichermaßen.)

Physikalisch **beschreiben** läßt sich die Asymmetrie oder der Pfeil der Zeit in einer **nachgeordneten** (nichtfundamentalen) Theorie, nämlich in der **Thermodynamik**, als ein statistischer Trend: als die tendenzielle Zunahme der kosmischen Unordnung, d.h. der **Entropie**. Aber dieser Trend ist unerklärlich. Die Elementarteilchen kennen je für sich keinen Zeitpfeil, siehe die Quantenmechanik, aber alle zusammen erzeugen einen Trend hin zu mehr Unordnung im zukünftigen Universum. Warum?

Wenn es denn der Zufall so will, daß die Entropie **gegenwärtig** sehr **gering** ist, so müßte sie nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit in **beiden** zeitlichen Richtungen größer sein als heute. Sie ist aber größer nur in Richtung Zukunft. Was also hat die Zukunft mit der Entropie? Was hat die Zukunft, das die Vergangenheit nicht hat, oder umgekehrt? Wir wissen es nicht, und die Physik kann es uns nicht sagen.

Wir können also **zwei** „harte“, physikalisch beschreibbare, aber rätselhafte, physikalisch nicht erklärbare **Charakteristika** der Zeit festhalten:

Physikalisch beschreibbare (aber nicht erklärbare) Charakteristika der Zeit:

- 1) Es gibt keine zeitlichen Wendepunkte.
- 2) Die Zeit hat einen Pfeil.

Diese beiden Charakteristika sind prima facie **unabhängig** voneinander. Prima facie könnte die Zeit **sowohl** Wendepunkte **als auch** einen Pfeil haben. Dann gäbe es, bildlich gesprochen, die Möglichkeit zu Reisen in die Vergangenheit; aber die Vergangenheit wäre trotzdem noch grundverschieden von der Zukunft. Oder die Zeit könnte **weder** Wendepunkte **noch** einen Pfeil haben. Dann müßte alles seine einmal eingeschlagene zeitliche Richtung beibehalten, gleichviel ob von der Vergangenheit in die Zukunft oder umgekehrt von der Zukunft in die Vergangenheit.

— — —

01.12.11

Ich habe auf den Determinismus nach Naturgesetzen verwiesen, um die These schmackhaft zu machen, daß frühere Weltzustände das Auftreten des homo sapiens bereits nomologisch impliziert haben, was der Subjektivitätsthese mehr intuitive Plausibilität verleihen sollte. Aber nach der letzten Vorlesungsstunde bin ich gefragt worden, wie sich denn dieser Determinismus mit den Unbestimmtheiten der QM verträgt.

Dazu möchte ich einige **Anmerkungen** machen (vier sind es geworden), die auch von allgemeinerem Interesse für das Thema der Vorlesung sind.

I) QM besteht (sofern ich als Laie das beurteilen kann und sagen darf) aus zwei Teilen: der **Wellenfunktion** (oder Ψ -Funktion) und dem **Meßpostulat**. Die Wellenfunktion ist die Grundlage; sie beschreibt den Zustand von Elementarteilchen und ermöglicht es, deren **Aufenthalts wahrscheinlichkeiten** im Raum zu ermitteln. Diese Wellenfunktion entwickelt sich streng deterministisch, und insofern wäre mit QM alles in bester klassischer Ordnung. Nun gibt es nach der Wellenfunktion aber sog. **Überlagerungen** quantenmechanischer Zustände: Ein Teilchen mit bestimmten Aufenthalts wahrscheinlichkeiten an bestimmten Orten ist sozusagen ein bißchen hier und auch ein bißchen da (sehr plakativ gesprochen), sein genauer Aufenthalt ist probabilistisch „**verschmiert**“ – so lange, bis eine Messung durchgeführt wird. Mit der Messung wird der **Eigenzustand** des Teilchens bestimmt, im gegebenen Fall ein genauer Ort, und die Überlagerungen verschwinden. Dies eben ist der Inhalt des Meßpostulats: Wenn eine Messung gemacht wird, **kollabiert** die Wellenfunktion, die relevanten Überlagerungen verschwinden und ein **wohlbestimmter** Zustand tritt ein, der aber nicht eintreten mußte, sondern der nur mit einer bestimmten **Wahrscheinlichkeit** eintreten mußte. Genau an diesem Punkt stößt der Determinismus an seine Grenzen.

Schrödinger hat das Phänomen der Überlagerung im Gedankenexperiment des **Katzenkastens** ins Makroskopische verstärkt: In einem verschlossenen Kasten befindet sich eine Katze und eine **Tötungsapparatur**, die aus einem radioaktiven Atom und einem Giftbehälter besteht, der sich öffnet, wenn das Atom zerfällt, so daß dann das Gift die Katze tötet. Der Zustand des Atoms wird durch die **Wellenfunktion** beschrieben; er ändert sich mit der Zeit; denn mit der Zeit nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, daß das Atom zerfallen und die Katze tot ist. Solange aber keine Messung durchgeführt wird, überlagern sich Zerfall und Nichtzerfall des Teilchens und somit auch das Totsein und das Lebendigsein der Katze.

Unmittelbar bevor gemessen wird, kann man sagen, daß die Wahrscheinlichkeit, daß die Katze tot ist, jetzt genau, sagen wir, $\frac{1}{2}$ beträgt. Dann öffnet man den Kasten, und siehe da, die Katze lebt. Die Wellenfunktion ist kollabiert, die Überlagerung von Tod und Leben ist aufgehoben, und zwar in diesem Fall zugunsten des Lebens. Immer wenn eine Messung gemacht wird, kommt also ein Element von **Indeterminismus** zum Tragen. Solange keine Messung gemacht wird, herrscht eine strenge Determination in der Entwicklung der Wellenfunktion.

Wer oder was aber macht **Messungen**? Offenkundig – um nicht zu sagen: per definitionem – **Subjekte**. (Ob schon die Katze selber ein Subjekt im relevanten Sinn ist, mag offenbleiben). Bis zum Auftreten von Subjekten geht also alles streng deterministisch zu in der Welt. Also könnte man vielleicht sagen: Die Welt lief mit strenger Notwendigkeit auf einen Zustand hinaus, in dem Subjekte auftreten und Messungen vornehmen und damit die strenge Notwendigkeit aufweichen würden. Dann würde also die Behauptung ihre Gültigkeit behalten: Das Universum hat mit bedingter nomologischer Notwendigkeit Subjekte hervorgebracht.

Allerdings ist die Sache sehr **vertrackt**. Denn Subjekte gibt es nur, sofern bereits Messungen gemacht und die relevanten Überlagerungen aufgehoben worden sind. Ja, man kann noch weitergehen und sagen: Makroskopische Objekte gibt es nur, sofern Messungen durchgeführt und Überlagerungen aufgehoben wurden.

Denn makroskopische Objekte sind nicht einfach Partikelschwärme. Elementarteilchen sind wesentlich **farblos**, ihre Schwärme also auch. Kein massives, farbiges, kontinuierliches Objekt, wie etwa der Wilfrid Sellars' berühmter rosa **Eiswürfel**, kann aus Elementarteilchen bestehen. Die **Makrowelt** (Lebenswelt, manifeste Welt) ist, wie Sellars gezeigt hat, nicht auf die **Mikrowelt** (Welt der Physik) reduzierbar. Die Makrowelt ist, wie Sellars ebenfalls lehrt, wesentlich Erscheinung, d.h. sie verweist auf Subjektivität, der sie erscheint. Ich würde aufgrund der Subjektivitätsthese aber hinzufügen: Die Makrowelt ist **objektive** Erscheinung (und die Mikrowelt ihre wesentlich abstrakte Grundlage).

Die Makrowelt kann auch die abstrakte Mikrowelt nicht reduziert werden, und sie konnte aus ihr nicht gesetzmäßig hervorgehen. Denn Makroobjekte setzen Messungen und Messungen setzen Makroobjekte voraus. Dieser **Zirkel** muß aber nicht vitiös, fehlerhaft, sondern kann der gutartige Zirkel der **Unfundiertheit** sein. Die Einermenge ihrer selbst, Ω , setzt sich ebenfalls selbst voraus, und so auch die Negation ihrer selbst.

Was in der Makrowelt hinzukommt zu der abstrakten physikalischen Mikrobasis, ist ihre wesentliche Subjektbezogenheit, kurz ihre **Subjektivität**. Und Subjektivität ist ein **unfundierter** Sachverhalt; sie setzt sich selbst voraus; es gibt sie nur für sich selbst. – Und das bringt mich nun zu meiner zweiten Anmerkung.

-- Fragen? --

II) Subjektivität ist mit der raumzeitlichen Natur „**verwachsen**“, ist leibliches „**Dasein**“. Aber in Gedanken kann man sie von ihrer Materialität **abtrennen**, allerdings nur um den Preis, sie dadurch zu **verzeichnen**, sie systematisch zu vereinfachen. Dies geschieht in der **Transzendentalphilosophie** (TrPhil). Die TrPhil löst in Gedanken die Subjektivität von den Dingen ab und betrachtet sie für sich.

Die TrPhil ist eine Erfindung **Kants**. Das Transzendentale ist bei ihm das, was Erkenntnis a priori möglich machen soll, und es ist zweitens „**rein**“, d.h. frei von allen empirischen Zutaten. Deswegen ist die **praktische** Philosophie für Kant keine TPhil, sie ist nämlich im Begriff der **Pflicht** wesentlich (wenn auch negativ) bezogen auf empirische Lust und Unlust. Die Kritik der reinen Vernunft hingegen ist TrPhil.

Die TrPhil beschreibt keine mögliche Welt, sondern den kontrapossiblen Grenzfall aller möglichen Welten. Das transzental Notwendige ist also metaphysisch unmöglich!

Transzental notwendig: gilt für den kontrapossiblen, reinen Grenzfall jeder Welt
Metaphysisch notwendig: gilt in jeder Welt

These: Das transzental Notwendige ist metaphysisch unmöglich.

(ST) zufolge gehört zum materiellen Raum-Zeit-System notwendig leibliche Subjektivität. In der TrPhil bleibt von der Materialität des R-Z-Systems und der Leiblichkeit der Subjektivität aber nichts mehr übrig. Übrig bleibt ein als **leer** imaginiertes, „**reines**“ R-Z-System, sozusagen als verlängerter Arm der denkenden Subjektivität oder als die nach außen in eine reine Stellenmannigfaltigkeit gewendete und darin verlorene denkende Subjektivität. So beschreibt es Kant in der transzendentalen Ästhetik (TÄ) und der transzendentalen Logik (TL). Zur reinen transzendentalen Subjektivität gehören nach jener (der TÄ) **Raum** und **Zeit** als die allgemeinen **Formen** aller Anschauungsinhalte und nach dieser (der TL) ein System von reinen **Verstandesbegriffen**, die als **Kategorien** auf alle Objekte in Raum und Zeit zutreffen sollen.

Die so konzipierte Subjektivität mit ihren Anschauungsformen und Kategorien ist transzendentales, reines **Gerüst** für jede mögliche Welt. Aber die Rede von einem Gerüst ist eine unpassende Metapher; denn ein Gerüst, etwa an einer Hauswand, ist etwas Reale, zusätzlich zur Hauswand. Wenn man die Hauswand einreißt, kann das Gerüst für sich stehenbleiben. Die transzendentale Subjektivität jedoch ist für sich betrachtet unreal. Sie ist eher einem **Virus** als

einem Gerüst vergleichbar. Ein Virus nämlich ist eine DNS-Struktur ohne eigenen Organismus und eigenen Stoffwechsel. Das Virus braucht also einen **Wirt**, von dessen Stoffwechsel es zehrt. Ähnlich die reine, transzendentale Subjektivität: Sie braucht das **Reale** als einen Wirt, an dem sie gedeihen kann und von dem sie zehrt.

Ein lebendiger Organismus braucht vermutlich keine Viren, um zu überleben; aber das Reale braucht die Subjektivität, um zu **sein**: der Fall zu sein bzw. zu existieren. Nur dank dem nichtigen „Gerüst“ der Subjektivität tritt es heraus aus ontologischem Chaos und epistemischer Dunkelheit in die wirkliche Existenz. Das folgt aus (ST), der zufolge alles Reale auf je meine Subjektivität hin angeordnet ist. Und es stimmt mit **Heideggers These** überein, daß es das **Sein** nur gibt, solange **Dasein** ist. Mit anderen Worten: Das Reale wird nur seiend und tritt heraus in Raum und Zeit, solange leibliche Subjektivität existiert; denn nur dann kommt an ihm, dem Realen, als unverzichtbarer Parasit das nichtige „Gerüst“ der Subjektivität vor.

Aber noch einmal zu **Kant**. Er beweist eine Reihe von Theoremen über das nichtige Gerüst der Subjektivität. Zunächst einmal ist die transzendentale Subjektivität konzipiert als völlig transparent für sich selbst und unveränderlich: Das transzendentale Subjekt erkennt sich und seine Strukturen **a priori**.

Transzendentale Subjektivität ist das, als was sie sich **a priori** weiß.

Diese Selbstkenntnis **a priori** der transzentalen Subjektivität buchstabiert Kant in seinen **Lehrsätzen** aus. Ich referiere einige von ihnen (über Raum, Zeit, Kausalität, Substanz):

Kant über die transzendentale Subjektivität als „Gerüst“ des Realen:

Der reine Raum ist ein 3-dimensionales, „flaches“ (euklidisches) Kontinuum.

Die reine Zeit ist ein 1-dimensionales, „flaches“ (euklidisches) Kontinuum.

Die reine Zeit ist kategorial vorpräpariert für einen Determinismus nach Naturgesetzen

Die reine Zeit ist kategorial vorpräpariert für strenge physikalische Erhaltungssätze.

Was Kant indessen **nicht bedacht** hat, ist folgendes. Das transz. Gerüst der Subjektivität ist für sich genommen **nichtig**, wie ein Virus ohne Wirt. Und in dieses nichtige Gerüst paßt nichts Reales hinein. Alles, was sich im Gerüst der Subjektivität vorfindet, ist ebenso nichtig wie diese. – Wenn also Reales ins Gerüst der Subjektivität eintreten und ipso facto Sein gewinnen soll, dann wird es das Gerüst realisieren und das heißt auch, realiter mit ihm interferieren müssen.

Limitatives Theorem für die TrPhil:

Die Realisierung des transz. „Gerüstes“ schließt Interaktion mit Realem ein, die das „Gerüst“ aus seiner reinen Grundstellung bringt.

Also: Reale Massen **krümmen** den Raum und die Zeit, fügen vielleicht noch ein paar kleine, parasitäre **Extradimensionen** hinzu, und **quanteln** die reine kontinuierliche Struktur, so daß der Raum körnig wird und die Zeit tropft; und reale Ereignisse weichen den strengen nomologischen Determinismus probabilistisch auf; dies alles aber nicht auf chaotische und willkürliche, sondern auf erkennbare und berechenbare Weise.

Und je weniger reale Masse im Raum-Zeit-System anwesend ist, um so mehr nähert sich dieses seinem transzentalen Grenzfall an. Im Moment des vollständigen Verschwindens des Realen (wenn es denn verschwinden könnte) wären Raum und Zeit dann vollkommen euklidisch (d.h. flach und kontinuierlich) und wäre die Zeit für den nomologischen Determinismus und die Erhaltung von etwas Substanziellem streng vorpräpariert.

Der strenge Determinismus gehört zur Struktur der Zeit und gilt für die Ereignisse in der Zeit um so unerbittlicher, je weniger es von ihnen gibt. Vollkommen gilt er paradoixerweise erst

dann, wenn es nichts mehr gibt, wofür er gelten könnte. Und ähnlich für die Topologie des Raumes und der Zeit.

Man kann und muß solche limitativen Theoreme, über Kant hinausgehend, nicht nur für die TÄ und die TL, sondern auch für die **formale Logik** aufstellen. Damit wird dann auch die Rede davon klarer, die Grundsätze der klassischen Logik seien **regulative**, nicht **konstitutive Prinzipien**:

Die klassische Logik (Nichtwiderspruch, tertium non datur, identitas indiscerniblum) gilt für den reinen, transzentalen, kontrapossiblen Grenzfall jeder Welt, im übrigen aber nur „näherungsweise“ in allen Welten.

(Das erklärt auch, wieso sich keine Klasse von **logischen** Wahrheiten, **analytischen** Wahrheiten, Wahrheiten **a priori** auszeichnen lässt. W.V. Quine hat auf diesen Sachverhalt mit überzeugenden Gründen aufmerksam gemacht. Logische Wahrheiten würden in der reinen Grundstellung der Welten gelten, und demnach nur „kontrapossibel“. Für das Reale gibt es hingegen nur annähernd logische oder annähernd analytische Wahrheiten, und diese lassen sich von den synthetischen Wahrheiten nicht sauber trennen.)

-- Fragen? --

III) Vor diesem Hintergrund lassen sich einige zentrale Thesen **Heideggers**, vor allem aus seiner **Spätphilosophie**, besser verstehen und einordnen. Heidegger diagnostiziert bekanntlich eine seit Jahrhunderten zunehmende „Seinsvergessenheit“. Man hält das Seiende in Gedanken fest und vergißt das Sein und damit genau denjenigen Aspekt des Seienden, der in Gedanken als das reine „Gerüst“ der transzentalen Subjektivität isoliert werden kann. Das Seiende aber ohne dieses Gerüst des Seins regrediert zu dem, was Heidegger als bloßen „**Bestand**“ faßt. In der mathematischen Naturtheorie wird diese Abstraktion für unser Erkennen, also **epistemisch**, vollzogen, und in dem technischen Zugriff auf den Planeten wird sie **technisch-praktisch** vollzogen. Natürlich *ist* das Seiende kein bloßer Bestand, ohne jeden Subjektbezug und vollständig in Übersicht zu bringen (etwa mittels einer mathematisch-physikalischen Weltformel). Denn das Reale braucht die Subjektivität (und ipso facto das Sein) zum Existieren wie umgekehrt die Subjektivität das Reale zu ihrer Realisierung. Aber im technischen Zugriff vergessen wir das und „entbergen“ das Seiende als Bestand, d.h. so, als wäre es Bestand.

IV) Die reine transzendentale Subjektivität ist für sich genommen **nichtig**, irreal, eine Erfahrung und zwar eine **Erfindung ihrer selbst**. Sie erfindet oder erdenkt sich selbst. Sie ist gar nichts anderes als ihr Sicherdenken. Sie ist nur **für sich selbst**, nicht an sich, nicht für eine objektivierende Betrachtung von außen. Reine Subjektivität ist das, als was sie sich denkt, und denkt sich als das, was sie ist.

Wir haben früher Verhältnisse der Unfundiertheit bei der **Mengenbildung** und bei den **aussagenlogischen Operationen** vorgefunden und näher betrachtet. Man kann Unfundiertheit aber auch für die Operation des **Denkens** in Ansatz bringen. Ein auftretender („okkurrenter“) Gedanke ist ein Akt mit einem Inhalt. Der Inhalt ist normalerweise vorgegeben: irgendein Sachverhalt, der als Tatsache gedacht wird.

Aber im unfundierten Grenzfall ist der gedachte Inhalt gerade der Sachverhalt, daß dieser Inhalt gedacht – in dem betreffenden Akt erfaßt – wird. Das meint **Fichte**, wenn er davon spricht, daß das **absolute Ich** sich selber in einer „**Tathandlung**“ setzt, d.h. sich selbst als einen bestehenden Sachverhalt behauptet und damit eben gerade sich bzw. jenen Sachverhalt erst ins Bestehen bringt.

Subjektivität: ein Denken, das dadurch in die Welt kommt, daß es sich selber zum Inhalt hat, sich selber als Tatsache (besser: „Tathandlung“) behauptet („setzt“).

Die Subjektivität ist insofern *causa sui*, Ursache ihrer selbst. Aber es handelt sich um eine nichtige, irreale, ohnmächtige *causa sui*, die das Reale als „Wirt“ braucht, um an ihm existieren zu können.

Das alles ist transzentalphilosophisch gesprochen. Wenn man die Subjektivität gar nicht erst vom Realen abtrennt, ist kein Platz für die reine, transzendentale, sich selbst erdenkende, aber auf das Reale als Wirt angewiesene Subjektivität.

-- Fragen? --

Nun zurück zu der Theorie der **Orientierung a priori** in Raum und Zeit bzw. zur Theorie der **apriorischen Voraussetzungen** der Bezugnahme auf Einzelnes.

Wir hatten aus (ST) und (AT) gefolgt, daß die Physik ob ihrer mathematischen Darstellungsform von wesentlichen Zügen des Realen **abstrahiert**. Für diesen allgemeinen Sachverhalt haben wir letzte Woche ein konkretes Beispiel gefunden. Die Zeit ist **grundverschieden** vom Raum (von jeder räumlichen Dimension), und diese Grundverschiedenheit ist uns vortheoretisch, in unserem **Alltagsbewußtsein**, auch bekannt und geläufig; aber in der physikalischen Theoriebildung bleibt nicht viel von ihr übrig; nur die beiden betrachteten ebenso „hatten“ wie blassen und abstrakten Fakta, daß die Zeit **keine Wendepunkte** und einen **Pfeil** hat.

Die Zeit hat a) keine Wendepunkte und b) einen Pfeil.

Diese Fakta sind aber, bildlich gesprochen, nur zwei Spitzen eines Eisbergs der Besonderheit der Zeit. – Zu unserem Alltagswissen von der Zeit gehört ein Grundsachverhalt, der vom Standpunkt der Physik aus als **Illusion** erscheinen muß: daß die Zeit nicht stillsteht, sondern vergeht, daß sie **fließt**. Dies muß vom physikalischen Standpunkt als Illusion erscheinen, weil die physikalische Zeit gerade der **Parameter** ist, relativ zu dem irgend etwas sich bewegen, vergehen, entstehen oder eben fließen kann.

Die physikalische Zeit ist – schon Aristoteles definiert sie so – das **Maß** oder die **Zahl** der Bewegung oder Veränderung. Sie selber bewegt oder verändert sich daher (wie auch Kant betont) **nicht**; denn sonst bräuchte man ein Maß für die Veränderung der Zeit, also vermutlich eine **Hyperzeit** oder **Metazeit** oder dergleichen. Dann müßte man also **zwei Zeiten** unterscheiden, oder man müßte **zwei Dimensionen** der einen und selben Zeit in Ansatz bringen: eine Dimension, in der sich der Weltzustand ändert, und eine zweite Dimension, in der sich jene erste Dimension selber ändern kann (was immer das dann heißen mag).

Unser Alltagswissen von der Zeit kennt keine zweite, keine **Hyperzeit**, wohl aber den **Fluß** der Zeit, ihr ständiges Vergehen. Das ist recht bemerkenswert. Wir scheinen im Alltagsbewußtsein anzuerkennen, daß die Zeit das eindimensionale Maß der Veränderung ist, und dennoch zu unterstellen, daß man sie zweidimensional betrachten und dann sagen kann, daß (a) sie selber sich (b) in ihr selber verändert. **Die Zeit verändert sich in und mit der Zeit.** Das ist die seltsame Position unseres Alltagsbewußtseins von der Zeit.

Was aber an der Zeit **verändert** sich da mit der Zeit, und was bleibt **konstant** (zu allen Zeiten gleich)? Nun, vermutlich stellen wir es uns so vor: Die Zeit als Maß der Bewegung bleibt konstant: eine Linie, auf der Zeitspannen abgetragen werden können, die durch Zeitpunkte gegeneinander begrenzt werden. Das ist **invariant**, gleich zu allen Zeiten. Was sich hingegen ändert, ist, daß jeweils ein bestimmter Zeitpunkt **gegenwärtig** ist und dann nicht mehr. Die Zeitpunkte oder auch kleine Zeitspannen (Zeitquanten) konkurrieren miteinander um den Status der Gegenwart in einer Art Verdrängungswettbewerb, allerdings ganz geregelt und ganz gerecht: Jeder Moment kommt einmal an die Reihe, der gegenwärtige zu sein, und dann nie wieder.

08.12.2011

Wir betrachten die Grundcharakteristika der Zeit. **Physikalisch** läßt sich erfassen, wenn auch nicht erklären, daß es **keine Wendepunkte** in der Zeit gibt (für Raum-Zeit-Kurven von physikalischen Objekten) und daß die Zeit einen **Pfeil** hat, der in die Richtung zeigt, in der die Entropie zunimmt. In unserem **Alltagsbewußtsein** ist das Hauptcharakteristikum der Zeit, daß sie nicht stillsteht, sondern vergeht oder **verfließt**. Der **Fluß** der Zeit muß jedoch vom physikalischen Standpunkt aus als eine **Illusion** erscheinen.

Daß er keine Illusion ist, folgt aus (ST); denn (ST) zufolge brauchen wir fundamentale, a priori erkennbare Unterschiede der Zeit zu den Dimensionen des **Raumes** und einen fundamentalen, a priori erkennbaren **Symmetriebruch** in der Zeit selber, durch den die Zukunft von der Vergangenheit unterschieden ist. Schon daß die Zeit keine Wendepunkte zuläßt und einen Pfeil hat, kann physikalisch nicht erklärt werden. Auch diese beiden Sachverhalte müssen a priori erkennbar sein und in einem wesentlichen Zusammenhang mit der **Subjektivität** stehen. Sie sind insofern dem Fluß der Zeit in ihrem Realitätsgehalt prima facie gleichgeordnet.

Der Vorstellung vom Fluß der Zeit zufolge ändert sich die Zeit selber in (und mit) der Zeit. Was sich dabei an der Zeit verändert, sind, mit den Worten des englischen Philosophen J.M.E. McTaggart (1866-1925), ihre **A-Charakteristika**.

McTaggart unterschied zwischen einer **A-Reihe** und einer **B-Reihe** der Ereignisse. Es handelt sich dabei um dieselben Ereignisse, angefangen vom Urknall über die Gründung Roms und die Geburt Jesu bis hin zur künftigen Ausdehnung unserer Sonne und ihrem anschließenden Kollaps zu einem weißen Zwerg. All diese Ereignisse sind zweifach aufgereiht, **einmal** als (mehr oder weniger) zukünftig, gegenwärtig und (mehr oder weniger) vergangen, **zum anderen** als Glieder der Relation des Früher-Seins-als-... (oder umgekehrt des Später-Seins-als-...).

Ersteres ist die **A-Reihe** der Zeit, letzteres die **B-Reihe**. Im ersten Fall ist die Zeit die **A-Skala** für Ereignisreihung, im zweiten Fall ist sie die **B-Skala**.

A-Reihe: ... vergangen ... gegenwärtig ... zukünftig ...
 B-Reihe: ... früher ... später ...

Wir können noch eine **C-Reihe** hinzufügen, die des physikalischen **Parameters *t***, also eine Reihe, in der keine Richtung ausgezeichnet ist:

C-Reihe: ... zeitlich „mehr links“ zeitlich „mehr rechts“

(Aber die Rede von *links* und *rechts* konnotiert neben der gewünschten Symmetrie doch auch einen subtilen Symmetriebruch durch ein Subjekt, daß sich *hier*, also zwischen der von ihm aus linken und der von ihm aus rechten Seite, befindet. Insofern sind die Ausdrücke „links“ und „rechts“ für die Beschreibung der C-Reihe auch wieder unpassend.)

Die **A-Reihe** kommt in unserem Alltagsbewußtsein vor, die **B-Reihe** auch, und sie wird außerdem auch in der Physik anerkannt (aber nicht verstanden). Doch es wäre ziemlich absurd zu sagen, daß die A-Reihe nur **subjektiv** oder gar **illusionär** sei. Es ist zwar kein physikalisches, wohl aber ein hartes, objektives Faktum, daß es *jetzt* gerade die und die Zeit (und nicht eine andere Zeit) ist. Auf die Frage: „Wie spät ist es jetzt?“ gibt es eine objektiv zutreffende Antwort. *Jetzt* – beispielsweise – leben wir alle noch, in hundert Jahren sind wir tot. Daß heute erst der 8.12.2011 und nicht schon der 8.12.2111 ist, ist ein **objektives Faktum**, daß wir alle (oder doch die meisten von uns) sehr begrüßen werden.

Die Zeit selber also ändert sich in der Zeit bezüglich ihrer A-Charakteristika: Mehr und mehr Ereignisse werden von zukünftigen zu vergangenen Ereignissen und passieren dabei jeweils durch die Gegenwart. Wenn wir die **Gegenwart** einmal als die **Mitte** der Zeit bezeichnen, so hat die Zeit jeweils eine andere Mitte.

Die A-Charakteristika der Zeit und die A-Reihe der Ereignisse sind ebenso real wie rätselhaft. Wenn uns nun die Physik oder überhaupt irgendeine empirische oder experimentelle Wissenschaft das Rätsel nicht lösen kann, dann müssen wir annehmen, daß das betreffende Wissen ein **Wissen a priori** ist, das also die **Philosophie** auszubuchstabieren hat.

Diese Überlegung trifft sich mit einer ganz anderen, völlig **unabhängigen**. Wir wissen nämlich dank (**ST**) bereits, daß wir die Grundcharakteristika, durch welche sich die beiden zeitlichen Richtungen voneinander und ipso facto auch Zeit und Raum unterscheiden, **a priori kennen** müssen. Wir müssen a priori zwischen Zukunft und Vergangenheit und zwischen der Zeit und jeder räumlichen Dimension **unterscheiden** können und müssen a priori **wissen**, daß der Augenblick, in dem wir jeweils wahrnehmen, denken, leben, der **gegenwärtige** ist und daß er die **Grenze** und zugleich die **Verbindung** von Vergangenheit und Zukunft bildet.

Unser Alltagswissen von der Zeit sollte sich also in **apriorischer Theoriebildung** nachzeichnen lassen, und dabei werden **drei Stufen** der apriorischen Theoriebildung zu unterscheiden sein. Diese drei Stufen lassen sich leicht anhand dessen auseinanderhalten, was in den vorigen Stunden über (AT) und (ST) gesagt wurde.

Auf der **ersten** und untersten Stufe der philosophischen Theoriebildung wird weder (AT) noch (ST) anerkannt. Dies ist die Stufe der **Metaphysik** oder **Standardmetaphysik** (z.B. Leibniz oder David Lewis). Auf der zweiten Stufe wird (AT) anerkannt: die Stufe der **Dialektik** (dialektischen Philosophie) oder der **Nichtstandardmetaphysik** (z.B. Fichte, Hegel, Priest). Auf der dritten Stufe wird sowohl (AT) als auch (ST) anerkannt: die Stufe der **Hermeneutik** (der hermeneutischen Philosophie) oder des Perspektivismus (z.B. Heidegger).

Stufen der philosophischen Theoriebildung:	z.B.:
1) (Standard-) Metaphysik	Leibniz, Lewis
2) Dialektik, Nichtstandardmetaphysik: (AT)	Fichte, Hegel, G. Priest
3) Hermeneutik, postmetaphys. Phil. (AT und ST)	Heidegger

Auf dem Weg über diese drei Stufen kommt man dem Wesen der Zeit schrittweise näher. Die **Metaphysik** expliziert immerhin schon unser vortheoretisches apriorisches Wissen, daß die Zeit eine naturgesetzliche **Determinationsachse** für den Kosmos ist: Längs der Zeitachse hängen die Ereignisse nach **Naturgesetzen** miteinander zusammen (die Zeit ist kategorial präpariert für einen strengen nomologischen Determinismus).

Dies gilt für die Dimensionen des Raumes **nicht**; es gibt keine Naturgesetze, die es uns erlauben, von einem Ort auf einen anderen zu schließen. Als Gott die Welt schuf, konnte er die Materie beliebig im Raum verteilen. Aber die Naturgesetze (ob er nun auch diese geschaffen oder aber bereits vorgefunden hat) legen fest, wie die einmal geschaffene Welt sich entwickelt: Die **zeitlichen Schnitte** durch den Kosmos hängen nach Naturgesetzen miteinander zusammen, nicht aber die Schnitte in den verschiedenen räumlichen Dimensionen.

Halten wir fest: Die **Metaphysik** betrachtet a priori diejenigen Aspekte der internen Struktur der Zeit, kraft deren sie eine **nomologische Determinationsachse** für den Kosmos ist.

Die dialektische **Nichtstandardmetaphysik** erkennt (AT) an und damit die Realität des widerspruchsvollen Werdens und Wandels. Im **Moment des Wandels** gelten **widersprüchliche** Beschreibungen; wenn ein Ball auf eine Wand trifft, so berührt er im Moment des Treffens die Wand **noch nicht** und auch **schon**. Dieser **Widerspruch** des Werdens drängt zur **Auflösung**, und dies verleiht dem Werden (und der Zeit als dem Maß des Werdens) eine ausgezeichnete Richtung, einen „Pfeil“: Der Pfeil zeigt in diejenige Richtung, in welcher sich die Widersprüche des Werdens auflösen, d.h., wenn wir uns als **Hegels Logik** orientieren, in die Richtung der Evolution des logischen Raumes.

Aber was es heißt, daß jeweils **ein Stand** der Prozessualität der gegenwärtige ist, und was es heißt, daß **wir jetzt** auf dem und dem Stand angekommen sind, bleibt dabei unerklärt. Dieser Frage – der Frage nach dem Charakter der Gegenwart als solcher – nimmt sich ernsthaft erst die **hermeneutische Philosophie**, auf der dritten Stufe der apriorischen Theoriebildung, an.

(Wobei man bei dem Wort „**Hermeneutik**“ nicht an Dilthey, Heidegger und Gadamer denken muß. Jede Philosophie, die die Subjektivitätsthese anerkennt, und sei sie in ihren Argumentationsweisen noch so „analytisch“, ist hermeneutische Philosophie im hier umrissenen Sinn. Und jede Philosophie, die den Widerspruch als unvermeidlich anerkennt, ist bereits **dialektisch** im hier umrissenen Sinn. Was ich Ihnen vortrage, ist also hermeneutische und dialektische, dabei aber im Detail recht „analytisch“ aussehende Philosophie.)

Die Zeit ist

- 1) **Determinationsachse**, Rahmen der Naturgesetzlichkeit (Metaphysik),
- 2) **asymmetrische Skala** des Werdens, Rahmen der Kausalität (Dialektik),
- 3) **je gegenwärtiger Augenblick**, Rahmen aus Z, G, V (Hermeneutik).

Determination, Pfeil, Augenblick – in diesen drei Stichworten läßt sich die a priori erkennbare Grundverschiedenheit der Zeit von den Dimensionen des Raumes zusammenfassen. Der Fluß der Zeit ergibt sich dann daraus, daß die **Gegenwart** in strenger Determination in eine ausgezeichnete Richtung von einem Augenblick zum nächsten wandert. Man kann sich die Zeit also als eine **Kette von Augenblicken** vorstellen, in der von links nach rechts einer nach dem anderen jeweils kurz **aufleuchtet**.

Oder man kann sich vorstellen, daß wir an der Kette der Zeit entlangfahren und daß die Gegenwart eine Art **Bullauge** oder **Fenster** ist, durch das jeweils ein Zeitpunkt oder eine kurze Zeitspanne sichtbar ist: Das Zeitfenster der Gegenwart fährt an der Kette oder Linie der Zeit mit gleichförmiger Geschwindigkeit entlang. – Aber das ist natürlich nur ein Bild. Die zugrundeliegende Realität ist die Zeit als (kurz und bündig gesprochen) **Determination, Pfeil** und **Augenblick**.

-- Fragen? -- --

Nun wollen wir uns **zunächst** fragen, wie denn die Zeit zu diesen Grundcharakteristika kommt. Und **danach** müssen wir uns fragen, wie die Grundcharakteristika es uns ermöglichen, ein informelles zeitliches **Koordinatensystem**, ausgehend vom jeweils gegenwärtigen Augenblick zu definieren, d.h. es a priori in einem passenden Realen zu verankern (so, wie wir unser räumliches informelles Koordinatensystem im je eigenen Körper verankern).

- 1) Wie kommt die Zeit zu ihren Grundcharakteristika (Det., Pfeil, Augenblick)?
- 2) Wie ermöglichen diese ein zeitliches Koordinatensystem?

Da wir die Grundcharakteristika **a priori** kennen (indem wir die Zeit a priori vom Raum unterscheiden), werden sie mit **uns**, der verkörperten Subjektivität, zu tun haben müssen, denn wir sind es ja, die als **Symmetriebrecher** für Raum und Zeit gebraucht werden. Teilweise also werden jene Grundcharakteristika **mit** oder **durch** uns in die Welt kommen, teilweise werden sie so **wesentlich** auf uns bezogen sein, daß wir sie a priori, d.h. aus der Reflexion auf unser eigenes Wesen, erkennen können.

Unserem eigenen **Wesen** nach sind wir das Lebewesen, das die **Rede** hat und redend das Faktum der **Wahrheit** vollzieht. Dies ist die **reale** (nicht die transzendentale) **Subjektivität**, und darin müssen alle Erkenntnisse a priori enthalten sein, über die wir verfügen. Wenn wir also die Grundcharakteristika der **Zeit** a priori kennen, so muß die Zeit in einem Wechselverhältnis zum Faktum der Wahrheit stehen, und ihre Charakteristika müssen sich in Beziehung auf den Wahrheitsbegriff explizieren lassen.

Die Zeit ist **Determinationsachse**, und das bleibt sie auch, insofern sie einen **Pfeil** hat. Und sie hat ihren Pfeil auch noch, insofern sie ist **Augenblick** (oder vom Augenblick geprägt) ist. Der Augenblick selber hat einen Pfeil bzw. ist intern **asymmetrisch** – gerade wie die Gelegenheit, die man bei **Schopf** packen muß, weil sie fronte capillata, sed post calva (vorn behaart, aber hinten kahl) ist. Fangen wir also bei der Struktur des Augenblicks an: Er ist gegenwärtig und grenzt vorn an die Zukunft und hinten an die Vergangenheit. Dies – Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit – sind die drei **Modi** oder **Gegenden** der Zeit. Sie also müssen sich aus bestimmten Aspekten der **Wahrheit** verständlich machen lassen.

Und umgekehrt; denn ein **Wechselverhältnis** nie einseitig. Wir werden also auch umgekehrt besser verstehen, was Wahrheit eigentlich ist, wenn wir die Struktur der Wahrheit auf die Struktur der Zeit beziehen.

Vom Wechselverhältnis der Wahrheit und der Zeit jedenfalls zehrt unser ursprüngliches, vortheoretisches (und dann auch unser philosophisches) Verständnis sowohl der einen wie der anderen. Denn es steht ja schon außer Zweifel, daß wir den Begriff der Zeit nicht aus **Res-sourcen** bilden können, die uns die **mathematische Naturbetrachtung** zur Verfügung stellt. Die mathematische Kopula **abstrahiert** von der Zeitlichkeit, und die grundlegenden Naturgesetze lassen keine zeitliche Asymmetrie und erst recht keine prinzipielle Auszeichnung der jeweiligen Gegenwart vor anderen Zeiten erkennen.

Insofern zehrt unser ursprüngliches Zeitverständnis von unserem Verständnis der drei **Wahrheitsaspekte**. Umgekehrt würden uns die Wahrheitsaspekte in die getrennten Begriffe der Korrespondenz, der Behauptbarkeit und der Unverborgenheit **zerfallen** – was sie in der gewöhnlichen philosophischen Theoriebildung tatsächlich tun –, wenn nicht die **Einheit der Zeit** in ihren drei Modi sich als eine **Klammer** auch für die Aspekte der Wahrheit erwiese, sofern diese nämlich intern auf die Modi der Zeit bezogen sind. Und zwar in folgender Weise.

Erstens, die Gegenwart: Der zeitliche Modus der Gegenwart, um mit ihm zu beginnen, fällt zusammen mit der **Unverborgenheit** des Realen und demnach mit dem **phänomenalen** Aspekt der Wahrheit und des Der-Fall-Seins.

Dieser verweist seinerseits auf einen der drei Aspekte unseres bewußten Lebens oder bewußten In-der-Welt-Seins (bzw. unserer Subjektivität als solcher), die in der Tradition als **Seelenvermögen** firmieren: als das Erkenntnisvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust und das Begehrungsvermögen. Ich nenne sie den **kognitiven**, den **affektiven** und den **voluntativen** Aspekt des bewußten Lebens oder In-der-Welt-Seins oder auch der **Subjektivität**. Der **phänomenale** Aspekt der Wahrheit verweist auf den erstgenannten, den **kognitiven** Aspekt der Subjektivität.

Gegenwart – phänomenaler Aspekt der Wahrheit – kognitiver Aspekt der Subjektivität

Aus der **Vorrangstellung**, die wir de facto dem kognitiven Aspekt der Subjektivität einräumen, wenn wir unser In-der-Welt-Sein konzipieren, läßt sich der Vorrang des **Tempus Präsens** im System der Tempora verstehen und in der Folge auch die von Heidegger diagnostizierte Tendenz der **Griechen**, das **Sein überhaupt** – das ganze Der-Fall-Sein – als **Anwesenheit**, d.h. einseitig von seiner epistemischen Zugänglichkeit, seinem phänomenalen Aspekt her zu denken – gegen die Warnung Heraklits, daß die Physis es liebt, sich zu verbergen.

(Unheraklitische) Tendenz im griechischen Denken:

(Der-Fall-)Sein ist Anwesenheit [der phänomenale Aspekt des Der-Fall-Seins].

Zweitens, die Vergangenheit: Sofern zweitens das Reale **objektiv** ist, d.h. unabhängig von unseren Meinungen, Wünschen und Normen, entspricht es der **Vergangenheit**, die wir nicht mehr beeinflussen können, obwohl umgekehrt sie uns noch immer beeinflußt. Ferner entspricht das Reale dem **affektiven** Aspekt der Subjektivität: Indem wir immer schon in der

Welt sind, in apriorischem Perfekt, finden wir uns so oder so gestimmt, so oder so emotional affiziert vor.

Vergangenheit – realistischer Aspekt der Wahrheit – affektiver Aspekt der Subjektivität

Drittens, die Zukunft: Was schließlich drittens im Einflußbereich unserer Meinungen, Wünsche und Normen liegt, ist das **Zukünftige**, das daher dem **pragmatischen** Wahrheitsaspekt und ferner dem **voluntativen** Aspekt des Bewußtseins zuzuordnen ist, kraft dessen wir planvoll auf das Reale einwirken, also dem **Begehrungsvermögen**, das als unteres vom Gefühl der Lust oder Unlust affiziert wird und das als oberes, als vernünftiger Wille, unter rationalen Normen steht.

Zukunft – pragmatisches Aspekt der Wahrheit – voluntativer Aspekt der Subjektivität

--- --- ---

Die **Gegenwart** als Gegenwart ist uns **primär kognitiv**, durch Wahrnehmung und Meinungen, erschlossen, die **Vergangenheit** als Vergangenheit **primär affektiv**, durch Stimmung und Gefühl, die **Zukunft** als Zukunft **primär voluntativ**, durch Wunsch und Willen.

Die Gegenwart als Gegenwart muß aber vom jeweils **Gegenwärtigen**, die Vergangenheit als Vergangenheit vom jeweils **Vergangenen** und die Zukunft als Zukunft vom jeweils **Zukünftigen** unterschieden werden.

Die Gegenwart als Gegenwart ist uns *kognitiv* erschlossen, aber das Gegenwärtige natürlich sowohl kognitiv als auch affektiv als auch voluntativ. Und entsprechend für Vergangenheit und Zukunft. Weil die Modi der Zeit und ebenso die Aspekte der Subjektivität wesentlich zusammengehören, ist uns die **Vergangenheit sekundär** (nämlich das Vergangene) auch kognitiv erschlossen, durch Erinnerung und Erzählung, und **voluntativ** zum Beispiel durch Reue. Die **Gegenwart** ist uns **sekundär** durch Behagen oder Unbehagen **affektiv** und durch Zufriedenheit oder Unzufriedenheit **voluntativ** erschlossen, die **Zukunft** **affektiv** durch Vorfreude oder Furcht und **kognitiv** durch prognostische Imagination.

Gegenwart primär kognitiv erschlossen: Wahrnehmung und Meinung
 sekundär affektiv: (Un-)Behagen; voluntativ: (Un-)Zufriedenheit

Vergangenheit primär affektiv erschlossen: Stimmung und Gefühl, (Un-)Lust
 sekundär kognitiv: Erinnerung, Erzählung; voluntativ: z.B. Reue

Zukunft primär voluntativ erschlossen: Wunsch und Wille
 sekundär affektiv: Furcht und Vorfreude; kognitiv: Prognose

Das betrifft epistemische Seite; also unser Wissen von G, V und Z. Darüber hinaus sind aber auch diese zeitlichen **Modi** schon **selber** – also ontologisch – miteinander verflochten, nicht erst die Weisen ihrer epistemischen **Zugänglichkeit**.

Denn in der **Gegenwart** hängen ja Vergangenheit und Zukunft als in ihrer gemeinsamen **Grenze** zusammen. Andererseits ist die Gegenwart als **reale** Gegenwart **nicht punktuell** – weil sie dann nichtig wäre –, sondern selbst eine in sich asymmetrische, also von Vergangenheit und Zukunft als entgegengesetzten Polen geprägte **Dauer** (eben der **Augenblick**).

Ganz entsprechend sind auch in jedem der drei **Wahrheitsaspekte** die beiden jeweils anderen repräsentiert:

a) Zum **Realen** als dem Objektiven (dem realistischen Aspekt) gehört die Unverborgenheit des Realen (als phänomenaler Aspekt), die ihrerseits nicht unmittelbar, d.h. nicht ohne Tätigkeit von Subjekten (pragmatischen Aspekt) eintritt.

b) Die **Unverborgenheit** als phänomenaler Aspekt ihrerseits ist immer eine solche, die einem unabhängigen Realen tätig abgerungen wurde.

c) Die **Praxis der Begründungen** – des Gebens und Forderns von Gründen – schließlich liefe leer, wenn sie nicht in Beziehung auf objektive Phänomene stattfände, d.h. in Beziehung auf Objektives, das sich uns in der Wahrnehmung zeigt.

So muß also auch das **veritative Sein** oder Der-Fall-Sein aus allen drei Zeitmodi zumal und darf nicht einseitig aus dem Modus einer abstraktiv konzipierten Gegenwart als reine Anwesenheit verstanden werden.

-- Fragen? --

Eines ist es, den Modi der Zeit die Aspekte der Wahrheit zuzuordnen und damit jenen begrifflichen **Gehalt** und diesen **Einheit** zu geben. **Ein anderes** ist es, für unser informelles zeitliches Koordinatensystem eine **Verankerung** in einem **realen Bezugssystem** zu finden, wie wir für die Verankerung unseres informellen räumlichen Koordinatensystems den je eigenen Körper gefunden haben. Es wird sich zeigen, daß es dazu eines **Zeitfensters der Gegenwart** bedarf, also einer ausgedehnten Gegenwart, zu der wir einen besonderen kognitiven Zugang haben müssen (der natürlich mit dem phänomenalen Wahrheitsaspekt zu tun haben wird).

Räumliche Indikatoren wie „hier“, „dort“, „da oben rechts“ usw. bedürfen der **Verankerung** in einem **egozentrischen** Koordinatensystem und letztlich in einem **realen Bezugsrahmen**, durch den der **Ursprung** („hier“), die **Ausrichtung** der Ordinaten des Koordinatensystems („vorn“, „unten“, „rechts“) sowie räumliche **Entfernungsmaße** (Spanne, Elle, Fuß, Schritt) festgelegt werden. Dieser Bezugsrahmen muß vor aller indexikalischen Bezugnahme und vor aller Beschreibung durch Allgemeinbegriffe, also in diesem Sinn a priori gegeben sein, und zwar in einem Wissen a priori, das wir jeweils von uns als einer **Person** haben. Denn die jeweilige leibliche Person ist der gesuchte Bezugsrahmen.

Die leibliche Person als realer Bezugsrahmen ermöglicht ein ego-zentrischer räumliches Koordinatensystem: a) Ursprung (Nullpunkt), b) Achsen mit Richtungen, c) Entfernungsmaße.

Zeitliche Indikatoren wie „jetzt“, „nachher“, „soeben“ und die Tempora verbi bedürfen gleichfalls der **Verankerung**, diesmal in einem **zeitlichen** Koordinatensystem und demnach letztlich in einem **realen Bezugsrahmen**, durch den der **Ursprung** („jetzt“) und die **Ausrichtung** der einen Ordinate des Systems („künftig“) sowie ein **zeitliches Urmaß** (etwa die Dauer der ausgedehnten Gegenwart) festgelegt werden.

Dieser reale Bezugsrahmen entgeht der theoretischen **Physik**; denn ich als körperliches Wesen bin es diesmal **nicht**. Was aber ist es dann? Ein Name ist dem gesuchten Rahmen schnell gegeben: Nennen wir ihn den **je gegenwärtigen Augenblick**.

Der Augenblick als realer Bezugsrahmen ermöglicht ein nunc-zentrisches zeitliches Koordinatensystem: a) Ursprung (Nullpunkt), b) Achse mit Richtungen, c) Zeitmaß.

Aber was genau soll unter dem (je gegenwärtigen) Augenblick verstanden werden? Was für eine Realität soll das sein?

Die **Analogie** zum Raum weist uns den Weg. Meinen **egozentrischen** räumlichen Bezugsrahmen, d.h. meinen Körper betrachte ich, wenn ich ihn als Bezugsrahmen benutze, als **ruhend**: Er ist (bzw. ich bin) zu **jeder** Zeit **hier**, und alle anderen Dinge im Raum sind in Bewegung oder in Ruhe relativ zu meinem Körper. (Natürlich weiß ich, daß diese Betrachtungsweise nur eine von vielen möglichen ist, daß es, mit anderen Worten, keine **absolute Ruhe** und **Bewegung** gibt. Aber ich brauche eben irgendein räumliches Koordinatensystem.)

Ebenso kann ich den gegenwärtigen Augenblick als **fix** betrachten, als das nämlich, was zu allen Zeitpunkten **jetzt**, d.h. **zeitlich invariant** ist. So fixiert, ist der gegenwärtige Augenblick der zeitliche Bezugsrahmen in Beziehung auf den **Fluß** der Zeit.

Wir haben also einerseits den Augenblick, dessen Realität uns noch recht dunkel ist, und andererseits die an ihm vorbei- oder durch ihn hindurchfließende Zeit. Also etwa die C-Skala, die sich relativ zum Augenblick gleichförmig bewegt.

Was ist aber denn die C-Skala der Zeit, wenn wir sie einmal als ein Seiendes eigenen Rechtes betrachten, wenn wir sie also ein wenig verdinglichen? Nun, dann ist sie wohl (wie Sellars es für die Zeit überhaupt lehrt) eine **quasitheoretische** Entität, bestehend aus Zeitpunkten als quasitheoretischen Einzelnen.

C-Skala der Zeit: quasitheoretische Entität, aus Zeitpunkten als quasitheoret. Entitäten

Theoretische Entitäten sind die Setzungen der Physik: Moleküle, Atome, Elektronen, Photonen usw. Diese gehören zum Inhalt der realen Welt. Die Zeit hingegen als eine quasitheoretische Entität ist kein Bestandteil des **Inhalts** der realen Welt, sondern ein metrischer **Rahmen** für diesen Inhalt in seinem Werden.⁶

Die Zeit als quasitheoretische Entität, bestehend aus Zeitpunkten, ist ein metrischer Rahmen für die Ereignisse.

Sie ist eine **Skala** zum Messen der Ereignisse, nicht die Reihe der Ereignisse selber. Aber immerhin hat die Zeit eine Grundlage in der **Form** der Welt; sie ist nämlich die zum metrischen Rahmen weiterentwickelte Form der **Einzelheit** bzw. Form der **Anschauungsinhalte** (vgl. Kant und Strawson).

Doch wenn wir nun die Zeit als eine quasitheoretische metrische Entität betrachten, die aus vielen – überabzählbar unendlich vielen – **Zeitpunkten** besteht, so ist damit noch nicht der **Pfeil** der Zeit und auch noch nicht der spezifische Charakter der **Gegenwart** ins Bild gekommen oder gar erklärt. Die Zeit ist zunächst nur eine **C-Skala** für die symmetrische C-Reihe der Ereignisse, noch keine **B-Skala** für die asymmetrische B-Reihe und erst recht noch kein **A-Skala** für die A-Reihe, in der jeweils ein Zeitpunkt als der gegenwärtige ausgezeichnet ist. Im Überblick:

Die Zeit als ...

C-Skala der Ereignisse:	$\leftarrow \dots \rightarrow$	Parameter t der Physik
B-Skala der Ereignisse:	$\dots \rightarrow$	Zeit der Thermodynamik
A-Skala der Ereignisse:	$\dots \bullet \rightarrow \dots$	Konkrete Zeit

Beides auf einmal, den Pfeil und die Gegenwart (die B- und A-Charakteristika), bringen wir ins Bild, wenn wir uns vorstellen, daß die vielen Punkte der Zeitreihe wie kleine Lämpchen **aufleuchten**, und zwar jeweils ein Punkt (oder ein kleines Punkteintervall) nach dem anderen, so daß der Eindruck einer **gleichförmigen Bewegung** eines **Lichtes** längs der Zeitgeraden, sagen wir von links nach rechts, entsteht.

Das **Licht** repräsentiert in diesem Bild den gesuchten Charakter der **Gegenwart** und seine gleichförmige Bewegung den **Fluß** der Zeit in Richtung des Zeitpfeils. Dieses Bild läßt jedoch ein wesentliches Desiderat: Es bietet nichts Konstantes, strikt Identisches, Reales als Analogon der *Gegenwart als solcher* an. Das momentane Aufleuchten eines Zeitpunktes ist ja numerisch verschieden vom Aufleuchten jedes anderen Zeitpunktes, so daß nur der **Anschein** einer bleibenden Gegenwart besteht, der aber kein fundamentum in re, keine Grundlage in einer tatsächlich identischen, bleibenden Realität hätte. Der Vergleich des **nunkzentrischen zeitlichen** mit dem **egozentrischen räumlichen** Koordinatensystem ließ uns jedoch gerade

⁶ Vgl. TWO {Abschnitt XI}.

ein solches Identisches und Bleibendes erwarten bzw. postulieren. Wo also finden wir dieses Identische und Bleibende, das den Charakter der Gegenwart bzw. das die Realität des Augenblicks konstituiert?

Längs dieses Identischen (bzw. durch es hindurch) würde die Zeitgerade sich wie eine **Schiene** von der Zukunft her in die Vergangenheit schieben, oder **umgekehrt** würde dieses Identische längs der Zeitgeraden sich gleichförmig in Richtung Zukunft bewegen. Diese Bewegung hätte dann (als die eines zugrunde liegenden Identischen = X) ein **fundamentum in re**, ohne selbst eine reale Bewegung – nämlich die Bewegung eines Dinges durch den Raum – zu sein. Sie wäre die **Quasibewegung** eines nichtdinglichen Identischen längs einer **quasitheoretischen metrischen Entität**, nämlich längs der abstrakten Zeit. Die dieser Quasibewegung zugrundeliegende Realität müßte im Zusammenhang mit realer Bewegung und Veränderung gesucht werden, und zwar als etwas **Konstantes** und Identisches in allen realen Bewegungen und Veränderungen.

Sie sehen, wie **schwer** ich mich tue, hier etwas Gescheites anzubieten. Zur **Erinnerung**: Wir suchen ein zeitliches **Analogon** zum je eigenen **Leib**. Durch den Leib wird ein egozentrisches räumliches Koordinatensystem definiert; durch sein zeitliches Analogon, genannt Gegenwart oder Augenblick, soll ein nunkzentrisches zeitliches Koordinatensystem definiert werden können.

Als Bezugsrahmen wäre der Augenblick fix, die Zeitschiene glitte an ihm vorbei. Oder wahlweise kann man umgekehrt auch den Augenblick als bewegt denken. Er ist dann eine Art **Fenster** oder **Bullauge**, ein **Zeitfenster**, das sich längs der abstrakten Zeit von der Vergangenheit gleichförmig in die Zukunft bewegt und dabei jeweils den Blick auf verschiedene Episoden (Zustände und Ereignisse) freigibt.

Die Episoden **variieren**, das Zeitfenster der Gegenwart bleibt **konstant** – aber vielleicht nicht absolut konstant. Zumindest wollen wir diese Möglichkeit erst einmal offenlassen.

Das Zeitfenster ändert seine Position auf dem Zeitstrahl – und möglicherweise auch seine interne Verfassung (ein wenig).

Exkurs: Wenn diese Möglichkeit der **Wirklichkeit entsprechen sollte**, dann würde das Fenster selbst, der **Fensterrahmen** oder die **Fensterscheibe** sozusagen, „mit der Zeit“ seinen Charakter oder zumindest einen Aspekt seines Charakters ändern. Sein Charakter hätte, mit anderen Worten, **konstante und variable** Züge. Die konstanten Züge machen den Charakter der Gegenwart als solchen aus, die variablen Züge sorgen dafür, daß die heutige Gegenwart selbst, ganz unabhängig von dem, was sich gerade ereignet, sich anders anfühlt – anders „schmeckt“ und „riecht“ – als die Gegenwart vor zwanzig, vierzig, sechzig Jahren.

Das Zeitfenster der Gegenwart **nutzt** sich demzufolge gleichsam **ab**, indem Möglichkeiten, mögliche Verzweigungen der Zukunft, und damit Freiheitsspielräume beständig entfallen. Aber andererseits kann von Abnutzung auch wieder nicht die Rede sein, weil stets noch unendlich viele Möglichkeiten offenbleiben: Die **Mächtigkeit** einer **unendlichen** Menge von Optionen verringert sich nicht, wenn Optionen entfallen. Wenn man von der unendlichen Menge der **natürlichen** Zahlen die unendliche Menge der **Primzahlen** (oder der **geraden** Zahlen) abzieht, bleibt eine unendliche Menge übrig – eine Menge mit genauso vielen Elementen als zuvor. Insofern sollte man den allmählichen Wandel des Zeitfensters selber (seines Rahmens oder seiner Fensterscheibe) – wenn es ihn denn gibt – eher als einen Zugewinn an Bestimmtheit denn als einen Verlust von Möglichkeiten betrachten. – **Exkurs Ende.**

15.12.11.

Die Frage, mit der wir uns zuletzt beschäftigt haben, lautete:

Was ist das Analogon des je eigenen Körpers als des Bezugsrahmens für Bezugnahmen im Raum für den Fall der Zeit?

Die vorläufige Antwort war: Der gegenwärtige **Augenblick**, den wir auch „das **Zeitfenster** der Gegenwart“ nennen können.

Was aber **ist** nun dieses ominöse **Zeitfenster** der Gegenwart? Darauf lautet die Antwort: Es ist **die Zeit selbst** unter der Leitfigur eines ihrer Modi, der **Gegenwart**. Diese Auskunft klingt uninformativ, trivial, tautologisch. Sie wird aber gehaltvoller, wenn wir sie anreichern und ergänzen durch einen Blick auf die Wahrheit, auf das Wahrsein, das **veritative Sein**, das Der-Fall-Sein.

Das Zeitfenster der Gegenwart sowie deren fester Charakter erweisen sich dann nämlich näher als das Der-Fall-Sein selber oder als schlicht **das Sein**, allerdings nicht als das ganze runde Sein, sondern als das Sein unter der **Leitfigur** eines seiner drei Aspekte, des **phänomenalen** Aspektes, d.h. der Unverborgenheit des Der-Fall-Seienden. Das Zeitfenster der Gegenwart ist der **für sich auftretende** phänomenale Aspekt der Wahrheit und des Seins, der in seinem scheinbaren Alleingang als Gegenwart gleichwohl den Zusammenhang mit den übrigen Wahrheitsaspekten (und den übrigen Zeitmodi) nicht verliert.

Der Augenblick: die Zeit unter der Leitvorstellung der Gegenwart bzw. das Sein unter der Leitvorstellung des phänomenalen Aspektes der Wahrheit

Unseren eigenen **Leib** erkennen wir aus der Menge aller Dinge, weil wir a priori wissen, daß wir zu genau einem Ding, eben dem eigenen Leib, einen **doppelten** epistemischen Zugang haben: zum einen von „außen“ und zum anderen von „innen“, nämlich zum einen durch gewöhnliche **Wahrnehmung** und zum anderen unter Einbeziehung des **Gefühls** (der Lust und Unlust).

Woran erkennen wir den je gegenwärtigen **Augenblick** aus der Menge aller Zeitspannen und Zeitpunkte? Wir wissen a priori, daß wir Vergangenes erinnern, Zukünftiges erwarten und Gegenwärtiges **wahrnehmen**. Der Augenblick ist also diejenige Zeit, in der das geschieht, was wir jeweils wahrnehmen. Er ist die Zeit der Wahrnehmung, und das hebt ihn jeweils aus allen Zeiten heraus.

Aber natürlich ist er auch die Zeit unseres jeweiligen **Fühlens** und unseres jeweiligen **Wollen**. Und das sorgt für seine innere **Asymmetrie**. Das Wollen weist vom Wahrgenommenen weg in die *eine* Richtung, und das Fühlen weist vom Wahrgenommenen weg in die *andere* Richtung. Der Augenblick ist die **ganze Zeit** im Kleinen, ist **ausgedehnte Gegenwart**, einschließlich einer unmittelbaren Vergangenheit und einer unmittelbaren Zukunft; also eine Art Miniaturversion der ganzen Zeit. Wie er zu dieser asymmetrischen Struktur kommt, müssen wir aber noch genauer untersuchen.

-- Fragen? --

Beginnen wir die Forschung nach dem Grund der Asymmetrie aber wieder beim **Leib** als dem räumlichen Bezugssystem, und fragen zuerst, wie dieser zu seiner asymmetrischen Struktur in allen drei räumlichen Dimensionen kommt.

Wir unterscheiden diese Dimensionen **a priori** von der **Zeit**: Sie sind also **erstens** keine Determinationsachsen für die Verteilung des Realen in der Raum-Zeit. Sie haben **zweitens** keine interne Ausrichtung, keinen Pfeil, ihre Asymmetrie ist also äußerlicher als die der Zeit. Und es gibt **drittens** in ihnen keinen jeweils *objektiv* als „hiesig“ ausgezeichneten Ort, sondern die Hiesigkeit variiert frei mit dem zufälligen Standort des Betrachters. Insofern sind Raum und

Zeit bereits deutlich voneinander unterschieden; allerdings kennen wir noch nicht die apriorische Quelle, aus der diese Unterschiede fließen und erklärbar werden. Betrachten wir nun zunächst den Raum für sich. Unsere **Generalfrage** lautet dann: Wie unterscheiden wir a priori die **Dimensionen** des Raumes und in jeder Dimension zwei **Richtungen** bzw. drei **Gegenden** voneinander?

Wir brauchen dazu a priori erkennbare **Begriffsinhalte**, und zwar insgesamt **drei Paare** solcher Begriffsinhalte, die uns das Oben und Unten, das Hinten und Vorn und das Rechts und Links fundamental unterscheidbar machen, drei **begriffliche „Vektoren“** also oder drei begriffliche Protodimensionen:

Drei Begriffspaare (Vektoren, begriffliche Protodimensionen):

- a) für die Richtung von oben nach unten,
 - b) für die Richtung von hinten nach vorn,
 - c) für die Richtung von links nach rechts
- (oder jeweils umgekehrt)

Oder aber, wenn wir die asymmetrisch auszurichtenden räumlichen Dimensionen mit der **Zeit** vergleichen, so werden wir sagen, daß wir für jede von ihnen **drei Gegenden** brauchen, die jeweils an die Stelle der Dreiheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft treten:

oben	hier (auf halber Höhe)	unten
hinten	hier (auf halber Strecke)	vorn
links	hier (in der Mitte)	rechts

Das ist die **erste** Aufgabe; aber dann folgt noch eine **zweite**. Wir müssen nämlich für diese Begriffsinhalte noch so etwas wie allgemeine **Anwendungsbedingungen** finden. Zu einem Begriff gehört erstens sein Inhalt und zweitens seine Anwendungsbedingung oder, mit Kant zu reden, sein „**Schema**“.

Denken Sie an die Kategorie der **Kausalität** bei Kant. Das ist ein reiner Verstandesbegriff, der die Wenn-dann-Struktur zum Inhalt hat. Kausalität ist (Kant zufolge) ihrem Begriffsinhalt nach schiere „Wenn-dann-igkeit“; aber woran sollen wir nun in der Wahrnehmung Fälle von Wenndannigkeit erkennen?

Ein Begriff muß auf viele **Einzelfälle** zutreffen können, und er muß uns in die Lage versetzen, wenigstens **prinzipiell** zu wissen, wann ein Einzelfall unter ihn fällt. Ein reiner, apriorischer Begriff wie derjenige der Kausalität braucht daher nach Kant ein reines, transzendentales **Schema der Einbildungskraft**, das den Begriffsinhalt mit der Anschauung vermittelt. Das Schema der Kategorie der Kausalität ist nun nach Kant die Vorstellung einer regelmäßigen Aufeinanderfolge in der Zeit. Oder mit anderen Worten: Zum Begriff der Kausalität gehört erstens als Inhalt der Gedanke der Wenndannigkeit und zweitens als Anwendungsbedingung die Vorstellung einer regelmäßigen zeitlichen Folge.

Eine derartige **Doppelung von Inhalten und Anwendungsbedingungen** müssen auch wir für unseren Fall verlangen. Wir brauchen für die räumliche **Orientierung a priori** erstens zwei mal drei (oder drei mal drei) **Begriffsinhalte** und ferner auch noch die jeweils zugehörigen **Anwendungsbedingungen**, die die Inhalte mit unserem je eigenen Körper als unserem räumlichen Bezugsrahmen in Verbindung bringen.

Wir suchen:

- 1) Begriffsinhalte für die Gegenden im Raume
- 2) Anwendungsbedingungen für diese Begriffe in Beziehung auf unseren Leib

Im Fall der Zeit verhält es sich übrigens vollkommen parallel. Wir haben bisher Begriffsinhalte gesucht und an den drei Wahrheitsaspekten auch gefunden. Wir haben dann den zeitlichen Bezugsrahmen (als Pendant des Leibes) gesucht und am asymmetrischen Augenblick bzw. an

dem phänomenalen Wahrheitsaspekt gefunden. Es fehlen aber noch die Anwendungsbedingungen für die Begriffsinhalte, die der Vorstellung der Vergangenheit und der Vorstellung der Zukunft zugrunde liegen. Darauf werden wir also zu gegebener Zeit zurückkommen müssen.

Was nun den Raum angeht, so müssen wir wiederum bei uns selbst, den **Subjekten**, beginnen, als denjenigen, die das Faktum der **Wahrheit** vollziehen, also bei unseren Wahrheitsansprüchen als solchen. Wir erheben Wahrheitsansprüche in der geäußerten oder im Stillen vollzogenen **Rede**. In der Rede ordnen wir Laute zu Wörtern und Wörter zu Sätzen. Das ist Ebene oder Dimension der **Syntax** (gr. *sýntaxis* heißt Anordnung, Einrichtung, Schlachtreihe).

In den Sätzen, zumindest in den Aussagesätzen (im *logos apophantikos*), beziehen wir uns auf Reales und lassen es sichtbar, erkennbar werden. Die Rede weist also von sich weg auf das Reale; das ist ihre **semantische** Dimension (gr. *sêmainô* heißt bezeichnen, bedeuten).

Aber auch **innerhalb** der Rede selber (nicht nur nach außen) gibt es Verweisungen: Aus Sätzen folgen andere Sätze; es gibt Implikations- und Ausschlußverhältnisse zwischen Sätzen, und das erlaubt es uns, Sätze durch andere Sätze zu **begründen**. Das Begründen ist eine Tätigkeit unter **Normen**, logischen Normen, denen wir in unseren Begründungsaktivitäten folgen. Das ist die **pragmatische** Dimension der Rede (gr. *prâgma* heißt Handeln, Handlung, Tun, Tätigkeit).

Die Dreiheit dieser Ebenen oder Dimensionen läßt sich daraus verständlich machen, daß wir Ansprüche auf **objektive** Wahrheit erheben: Zur Objektivität gehört die Irrtumsmöglichkeit, und diese ihrerseits setzt voraus, daß wir nicht schlechthin etwas, sondern jeweils **etwas als etwas** wahrnehmen und denken. Etwas **als** etwas: Darin liegt schon Zusammensetzung, Anordnung, Verbindung, **Synthesis** von Worten (einem Subjekt und einem Prädikat) zu einem Urteil oder einer Aussage. Das also ist die Dimension der **Syntax**, und zwar, wie man genauer sagen muß, der **logischen Syntax**; denn es gibt auch die **grammatische Syntax**, die es mit den Eigenheiten der verschiedenen natürlichen und künstlichen Sprachen zu tun hat.

Logische (philosophische) Syntax: Betrifft die Synthesis von Satzteilen zu Sätzen.

Gleichzeitig liegt im **Objektivitätsanspruch** aber auch der Anspruch, in der Rede auf etwas von uns Unterschiedenes und (partiell) **Unabhängiges bezogen** zu sein: die Dimension der **Semantik**. In der Wahrnehmung und im Umgang mit den Dingen ist das Reale einfach da, präsent, offenbar. Aber indem wir über das Reale reden, erzeugen wir **Laute**, gemusterte Schallwellen oder auch gemusterte Schriftzeichen. Und diese beziehen sich dann auf das Reale, das wir mittels ihrer in den Fokus der Aufmerksamkeit bringen.

Logische (philosophische Semantik): Betrifft den Bezug von sprachlichen Ausdrücken auf das, worüber wir mittels ihrer reden.

Und mit der Irrtumsmöglichkeit, die aus der Objektivität folgt, entsteht die Forderung, unsere jeweilige Rede **auszuweisen**, zu **begründen**. Das aber setzt voraus, daß die Sätze in logischen Beziehungen zueinander stehen; daß sie, wie man auch sagen kann, inferentiell gegliedert sind. (Lat. „*inferre*“ heißt u.a. *schlußfolgern*.) Andernfalls ließe sich nicht der eine durch den anderen begründen. Das ist die **pragmatische** Dimension der Sprache.

Logische (philosophische) Pragmatik: Betrifft den Umgang von Sprechern mit Sprachzeichen gemäß Schlußregeln.

Die Schlußregeln sind einerseits formale, andererseits inhaltliche Regeln; denn es gibt einerseits formal gültige und andererseits inhaltlich gültige Schlüsse. Ein Beispiel für einen Typ **formal gültiger** Schlüsse gibt der **Modus ponens**:

MP:

p
 $p \rightarrow q$
q

Inhaltlich gültige Schlüsse haben ihre jeweilige Berechtigung in den beteiligten Termini (in den beteiligten Begriffsinhalten). Einige Beispiele: „x ist (überall) rot, also ist x nicht grün“; „x ist rot, also ist x farbig“; „x ist rot, also ist x ausgedehnt“; „x befindet sich nördlich von y, also befindet sich y südlich von x“.

(W. Sellars und in seiner Nachfolge R. Brandom haben gezeigt, daß die **inhaltlichen** Schlüsse grundlegend sind, und zwar auch für die **formale** Logik. Ich werde diese Problematik hier aber nicht behandeln.)

Nun wird in der **Syntaxtheorie** einer Sprache definiert, was ein (wohlgeformter) **Satz** der betreffenden Sprache ist, also auch, was eine **Aussagesatz** bzw. ein **Urteil** ist. Die Last des **Weltbezugs** aber tragen die **Termini** oder die **Begriffe**, die in den Sätzen bzw. Urteilen vorkommen: Begriffe treffen zu auf die und die Einzelfälle. An den Begriffen also läßt sich die semantische Dimension festmachen. Die pragmatische Seite der Rede schließlich, d.h. unsere Begründungspraxis, zeigt sich in unseren Folgerungen (oder Schlüssen). Nach seiner pragmatischen Seite ist das **Faktum der Wahrheit** tatsächlich jenes **Spiel der Gründe**, als welches es von Sellars und Brandom beschrieben wird.

Im Überblick:

Synthesis von Begriffen zu Urteilen (log. Syntax)

Weltbezug der Begriffe (log. Semantik)

Schlüsse von Urteilen auf Urteile (log. Pragmatik)

Tatsächlich hat sich die traditionelle Logik als eine Theorie der **Begriffe**, der **Urteile** und der **Schlüsse** verstanden. Wir haben diese drei Aspekte des Denkens jetzt aus dem Faktum der Wahrheit hergeleitet.

Weil unsere Wahrheitsansprüche Ansprüche auf **objektive** Geltung sind, müssen sie erstens synthetisch in Subjekt und Prädikat gegliedert und zweitens zugleich zweiseitig – wahr oder falsch – sein. In einem Wort: Sie müssen Urteile sein.

Objektivität verlangt Synthesis (S/P) und Bivalenz (W/F) des Urteils.

Weil ferner unsere Wahrheitsansprüche keine Rateansprüche, sondern **Wissensansprüche** sind, müssen sich uns die Objekte **zeigen**, und zwar als Einzelfälle von Allgemeinbegriffen. Sie müssen sich zeigen als unter unsere Begriffe fallend.

Phänomenalität (Unverborgenheit) ermöglicht das Wahrnehmen-als-... (bzw. das Falten des Wahrgenommenen unter Begriffe).

Weil schließlich drittens unsere Wahrheitsansprüche eben dies: **Ansprüche**, sind (und nicht ein unangefochtenes Sein in der Wahrheit und im Wissen), müssen wir sie im Prinzip **rechtfertigen** können, und zwar gegenüber denen, die sie in Frage stellen. Und zwar müssen wir dann versuchen, den strittigen Wahrheitsanspruch durch Folgerungen aus anderen Wahrheitsansprüchen herzuleiten, und zwar aus solchen, die der Gesprächspartner seinerseits erhebt. Dies ist das **Spiel** des Gebens und Forderns von **Gründen**, kurz das Spiel der Gründe. (Das Spiel der Gründe ist das Faktum der Wahrheit aus pragmatischer Perspektive.)

Der Anspruchscharakter unseres Meinens verlangt Rechtfertigung durch Schlüsse.

So haben wir also den phänomenalen, den realistischen und den pragmatischen Aspekt der Wahrheit wiedererkannt in den drei Aspekten des diskursiven Denkens (kurz des Diskurses), welche da sind: Begriff, Urteil und Schluß.

Das Interessante für die Frage nach der Orientierung a priori in Raum ist dabei nun, daß Begriff, Urteil und Schluß sozusagen vektorielle, nicht skalare Größen sind; sie sind (oder haben) sozusagen interne Pfeile. Der Begriff ist ein Übergehen vom Allgemeinen zum Einzelnen (oder auch umgekehrt); das Urteil ist ein Übergehen vom Subjekt zum Prädikat und zugleich ein Anzielen der Wahrheit und Wegstreben von möglicher Falschheit. Der Schluß drittens ist ein Übergehen von Prämissen zu einer Konklusion:

Begriff:	vom Allgemeinen zum Einzelnen (Einzelnes fällt unter Allgemeines)
Urteil:	von S nach P und zugleich (dem Sollen nach) von F nach W
Schluß:	von Prämissen zur Konklusion

Wir haben hier aus den Aspekten der Wahrheit über die Aspekte des Diskurses ganz abstrakte Konzeptionen von drei **Bewegungsrichtungen** gewonnen. D.h., wir können offenbar ursprünglich und a priori drei Richtungen und damit auch drei Dimensionen unterscheiden, dies vorerst noch ganz abstrakt und noch **ohne Anwendungsbedingungen** auf **räumliche** Verhältnisse. Aber immerhin haben wir hier schon drei Begriffsinhalte für die mögliche Unterscheidung und Ausrichtung dreier räumlicher Dimensionen gewonnen.

Das ist auch schon deswegen kein **Zufall**, weil **Diskurs** und **Raum** ja wesentlich zusammengehören: Der Raum ist nämlich, wie wir schon wissen, das Prinzip **vorbegrifflicher** (oder vordiskursiver) **Mannigfaltigkeit**. Denn Begriffe fassen Einzelfälle zusammen, die schon unabhängig davon, welche Begriffe auf sie zutreffen, **individuiert** sein müssen. Begriffe können, wie wir zu Beginn des Semesters besprochen haben, nicht fundamental (von der Pike auf) und nicht sicher (mit logischer Garantie) individuiieren, weil immer viele Einzelfälle unter einen Begriffe fallen können. Wir brauchen daher Formen der **Einzelheit** (oder Partikularität) bzw. Prinzipien schierer **Mannigfaltigkeit** bzw. **Trennprinzipien** für numerische und deskriptive Identität, und diese Trennprinzipien sind Raum und Zeit, besonders aber – für die Wahrnehmung – der Raum, da für die Zeit ja gilt, daß nur die **Gegenwart** jeweils wahrnehmbar ist.

Wenn der **Raum** aber auf diese Weise mit dem **Diskurs** zusammengehört, dann darf es uns nicht wundern, wenn wir die „Vektoren“ des Diskurses im Raum wiederfinden als dessen ausgerichtete Dimensionen. Rückwirkend können wir dann sagen, daß die drei Vektoren des Diskurses so etwas wie **logische Proto-Dimensionen** des Diskurses sind; sie liefern nämlich die begrifflichen Ressourcen, um die drei räumlichen Dimensionen und ihre Ausrichtung ursprünglich zu denken.

-- Fragen? --

Einzelinge sind **Fälle** von Allgemeinbegriffen – „Fälle“: sie fallen unter die Begriffe; und die Begriffe ihrerseits sind einander teils koordiniert, teils aber subordiniert. Es gibt also höhere und niedere Begriffe. So fällt ein Einzelnes etwa unter seinen **besonderen Artbegriff** und dann auch unter den noch höheren und noch allgemeineren **Gattungsbegriff**:

Lebewesen	allgemeines Allgemeines (Gattung)
Mensch	besonderes Allgemeines (Art)
Sokrates	Einzelnes

Das Besondere (selbst schon eine Form des Allgemeinen) steht hier also in der Mitte zwischen dem Einzelnen unten und dem Allgemeinen oben.

Wenn wir in abstracto die drei Dimensionen der **Höhe**, **Breite** und (Fern-)**Tiefe** unterscheiden, so werden wir sagen müssen, daß mit dem Begriff und seinen verschiedenen Allgemeinheitsgraden sowie dem Fallen von Einzeldingen unter ihn die zunächst rein logisch, noch nicht räumlich verstandene Dimension der Höhe verbunden ist. Um sie von der räumlichen Höhe zu unterscheiden, nenne ich sie gewöhnlich die **Fallhöhe des Begriffs**.

Im **Urteil** werden (im grundlegenden Fall) ein Subjektterminus und ein Prädikatterminus miteinander verbunden, und die Verbindung kann, muß aber nicht, eigens angezeigt werden durch eine **Kopula**, d.h. einen Ausdruck für das prädikative Sein, nämlich im Deutschen durch eine finite Form des Hilfsverbs „sein“. Diese Verbindung steht unter der **Norm** der **Richtigkeit**, d.h., sie *soll* richtig (nämlich wahr), *kann* aber auch falsch (unwahr) sein.

Das Nebeneinanderstellen von Termini, gegebenenfalls mit einem Verbindungswort in der Mitte, geschieht in der **logischen Dimension** der **Breite**. Diese Breite ist zunächst nicht ausgerichtet, sondern scheint auf den ersten Blick symmetrisch zu sein. Sie wird aber dann doch auch noch asymmetrisch **ausgerichtet**, nämlich **normativ**: durch die Norm der **Richtigkeit**. Und das hat dann auch Konsequenzen für die interne Verfassung der logischen Breite: **Subjekt** und **Prädikat** des Urteils müssen dann nämlich verschiedenartige Termini sein. (Aber diesen Zusammenhang lasse ich hier unerörtert.)

Diese **zweite** logische Dimension (oder Protodimension) nenne ich die **synthetische Breite des Urteils**, um sie von der räumlichen Breite hinreichend zu unterscheiden. In ihr – der synthetischen Breite des Urteils – steht das prädikative Sein in der Mitte zwischen Subjekt und Prädikat. Und eine Asymmetrie kommt in die Urteilsbreite dadurch, daß vom Subjekt zum Prädikat fortgeschritten werden soll, und zwar so, daß richtig, zutreffend, wahr prädiziert wird, nicht unzutreffend und falsch.

Die **dritte** logische Dimension (oder Protodimension) ist die des **Schließens**, d.h. des Fortschreitens von **Prämissen** zu einer **Konklusion**. Sie entspricht der räumlichen Tiefe. Und da „Tiefe“ andererseits auch als Gegenbegriff zu „Höhe“ gebraucht wird (das wäre die **vertikale Tiefe**), spreche ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier auch von der **fernen Tiefe** oder **Ferntiefe** (diese ist die **horizontale Tiefe**). Ich nenne die dritte logische Dimension also die **Ferntiefe** oder auch (und besser noch) **inferentielle Tiefe des Schlusses**.

Im Überblick:

Fallhöhe des Begriffs:	Allgemeines – Besonderes – Einzelnes
Synthetische Breite des Urteils:	Subjekt – Kopula – Prädikat (Norm d. Richtigten)
Inferentielle Tiefe des Schlusses:	Prämissen – „ergo“ – Konklusion

-- -- --

Wenn wir nun diese Differenzierungen fruchtbar machen wollen, um zu verstehen, wie wir die räumlichen Dimensionen a priori ausrichten und voneinander unterscheiden können, müssen wir bei unserer asymmetrischen leiblichen **Subjektivität** ansetzen und fragen, wie sich in Beziehung auf diese leibliche Subjektivität **Anwendungsbedingungen** für die Begriffe der logischen Dimensionen und Richtungen finden lassen, so daß sie in Begriffe von räumlichen Dimensionen und Richtungen umgeformt werden können. Wir müssen also nun von unserer leiblichen Subjektivität aus den logischen Dimensionen und Richtungen entgegenarbeiten.

Dem **Faktum der Wahrheit** können wir entnehmen, daß wir einerseits **aktiv**, **tätig** sind, denn wir erheben ja Wahrheitsansprüche und bemühen uns, sie gegebenenfalls zu rechtfertigen. Andererseits aber sind wir keine Schöpfer unserer Realität, sondern in unseren Urteilen auch **passiv** und **rezeptiv** auf eine unabhängige Realität angewiesen. Wir müssen also a priori wissen, daß wir aktiv und passiv bzw. tätig und rezeptiv bzw. unabhängig und abhängig bzw. frei und „geworfen“ sind.

Also müssen wir auch a priori den Gedanken von **zwei** grundverschiedenen **Bewegungstypen** fassen können, in denen wir uns befinden können: a) in **unfreiwilliger**, naturgegebener Bewegung und b) in **freiwilliger**, selbstinitiierte Bewegung. Und die freiwillige Bewegung muß sich von der unfreiwilligen c) dadurch unterscheiden, daß wir in ihr jeweils die Wahl zwischen zwei Alternativen haben: nämlich etwas Bestimmtes zu tun oder es zu lassen. Die frei-

willige Bewegung zeichnet sich also durch eine innere Gabelung in je zwei Alternativen aus (ja/nein oder plus/minus oder gut/schlecht).

Die unfreiwillige Bewegung und auch die freiwillige Bewegung rein als solche sind **vektoriell, ausgerichtet**; sie führen von hier nach da, von einem Ausgangsort zu einem Ziel. Die **Gabelung** hingegen ist **keine** Bewegung, sie scheint vielmehr auf den ersten Blick eine **symmetrische** Dualität von Optionen darzustellen. Aber auch sie erweist sich auf den zweiten Blick als ausgerichtet, wenn nicht intern, dann eben extern: durch persönliche **Wertung** oder durch intersubjektive **Normativität**. Eine der beiden Alternativen nämlich ist jeweils die **vorzuziehende**, sei es unter Gesichtspunkten des eigenen **Interesses** und der **Klugheit**, sei es unter Gesichtspunkten rechtlicher, religiöser oder moralischer **Normen**.

So gewinnen wir also aus dem Gedanken unserer aktiv-passiven leiblichen Subjektivität die Begriffe dreier ausgezeichneter **Richtungen** und ihrer jeweiligen **Gegenrichtungen**, somit dreier ausgerichteter Dimensionen, und diese können wir als Achsen eines dreidimensionalen kartesischen **Koordinatensystems** darstellen, obwohl natürlich de facto die Linie der unfreiwilligen Bewegung keinen rechten Winkel zur Linie der freiwilligen Bewegung bilden muß. Wir können uns ja recht **frei** nach **allen** Richtungen im Raum hin und her bewegen. Das kartesische Koordinatensystem der drei Grundrichtungen bzw. Grunddimensionen bildet also nur die ideelle **Grundstellung** (default position), von der wir dann im Lebensvollzug nach Gutdünken und nach Naturgegebenheiten abweichen.

De facto wirkt auf uns immer die **Schwerkraft**. Sie teilt uns die grundlegende Beschleunigung mit, auf Grund deren wir uns unfreiwillig bewegen, und zwar von **oben** nach **unten**, bis wir auf festen Boden stoßen. Die freiwillige Bewegung als solche ist definiert durch die Anordnung unseres leiblichen Bewegungsapparates und definiert ihrerseits die Grundrichtungen **vorn** und **hinten**. Freiwillig also bewegen wir uns von hinten nach vorn. Die Gabelung schließlich in der freiwilligen Bewegung, ohne welche letztere nicht freiwillig sein könnte, ist die der Wahl zwischen **links** und **rechts**. Wir schreiten nach vorn, dabei aber jeweils eher nach links oder eher nach rechts. Das ergibt dann folgendes Bild der drei Grundrichtungen und Grunddimensionen in Form eines dreidimensionalen kartesischen **Koordinatensystems**:

[Tafelbild: Die drei Grundrichtungen als kartesisches Koordinatensystem]

-- Fragen? --

22.12.11

Wir haben letzte Woche Begriff, Urteil und Schluß als logische oder **diskursive Protodimensionen** betrachtet und dann, sozusagen von der anderen Seite her, zwei **Grundbewegungen** von Subjekten im Raum, eine natürliche oder **unfreiwillige** und eine **freiwillige**, die in sich **gegabelt** ist, und wollen diese beiden Sachverhalte nun miteinander verknüpfen.

Ich hatte die Grundbewegungen in einem kartesischen **Koordinatensystem** darzustellen versucht und bin nach der Stunde von einem Hörer darauf hingewiesen worden, daß ein Subjekt sich in seinem egozentrischen räumlichen Koordinatensystem doch gar **nicht bewegt**, sondern sich ständig an dessen Ursprung, am Nullpunkt der Achsenkreuzung, aufhält. Das ist richtig: In meinem egozentrischen Koordinatensystem ändern sich meine Koordinaten nicht, wenn ich mich relativ zu anderen Gegenständen bewege.

Aber meine Bewegung und die **Beschleunigungen**, die mir von irgendwelchen wirkenden Kräfte mitgeteilt werden, sind natürlich reale Phänomene. Mein egozentrisches Koordinatensystem ist eine quasitheoretische **metrische** Entität; aber ich als Bezugssystem bin ganz und gar **real**; und ich erfahre Beschleunigungen und bewege mich entsprechend im Raum.

Damit ich nun an mir selber ein Koordinatensystem **fixieren** kann, muß ich **drei** rechtwinklig aufeinander stehende Richtungen unterscheiden können, die an mir, meinem **Leib**, vorgezeichnet sind durch verschiedene Grundbeschleunigungen und Grundbewegungen, die den Leib geformt und asymmetrisch ausgerichtet haben.

Das ist zum **einen** die **Schwerkraft**, die mir eine Beschleunigung zur **Erde** hin mitteilt und in deren Gegenrichtung sich mein Körper im Wachstumsprozeß **aufgerichtet** hat: **oben** und **unten**. Zum **zweiten** ist mein Körper geprägt durch die Grundrichtung meiner freiwilligen Bewegung. Mein **Bewegungsapparat** und der Gesichtssinn (als mustergültiger **Fernsinn**) orientieren mich in diese Grundrichtung: von **hinten** nach **vorn**.

Ich mitsamt meinem egozentrischen Koordinatensystem, das ich immer mit mir herumtrage und relativ zu dem ich mich nicht bewege, erfahre eine **natürliche** Grundbeschleunigung längs der y-Achse nach unten und (von Fall zu Fall) eine **freiwillige** Grundbeschleunigung längs der x-Achse nach vorn:

[Tafelbild]

Meine Koordinaten in meinem egozentrischen System bleiben **konstant**; aber ich als realer Bezugsrahmen **mitsamt** meinem Koordinatensystem werde in diese beiden Richtungen beschleunigt.

Zum **dritten** schließlich gibt es die Gabelung in der freiwilligen Bewegung, die sich im Phänomen der Händigkeit kundtut. Eine unserer beiden Körperseiten, insbesondere eine Hand (und wie man vom Fußballspielen weiß, auch der entsprechende Fuß), ist geschickter als die andere für die Ausführung freiwilliger Tätigkeiten. Diese geschickte Seite ist die **rechte, richtige** (im Englischen noch dasselbe Wort: **right**), die ungeschickte Seite ist die linkische, **linke**. – (Die **Mehrheit** hat den Sprachgebrauch bestimmt, und so müssen nun auch die **Links-händer** ihre eigentlich „richtige“ Seite die linke und ihre linkische Seite die rechte nennen, um allgemein verstanden zu werden.)

Die **Händigkeit** ist also mit **Wertung** verbunden: Eine Seite in der Gabelung der freiwilligen Bewegung ist **besser** als die andere und ihr **vorzuziehen**, sei es aus Gründen der Geschicklichkeit, Klugheit, Moralität – was auch immer.

Und nun können wir die drei Grundbewegungen und ihre zugeordneten **räumlichen** Dimensionen und Richtungen mit den drei **logischen** Protodimensionen und deren Richtungen ver-

binden. Ich werde das ohne großen argumentativen Aufwand tun, weil die Zusammenhänge im Grunde offensichtlich sind.

Zunächst also verbinden wir die **Fallhöhe** des **Begriffs** mit der unfreiwilligen, **naturalen** Bewegung von **oben** nach **unten**. Das hat nun aber interessante **Konsequenzen** oder leitet unser Augenmerk auf interessante Sachverhalte. Wenn wir nichts tun und uns einfach der Natur überlassen, so fallen wir auf „den Boden der Tatsachen“ und mit dem **Realen zusammen**. (Oder vielmehr: Wenn wir von unserer Tätigkeit abstrahieren und in Gedanken nur unsere Passivität übrig behalten, so muß es so scheinen, als fielen wir mit dem Realen ganz zusammen.) Wir sind dann in der **Wahrnehmung** ganz **bei den Dingen**, und zwar in einer nichtbegrifflichen oder vorbegrifflichen Wahrnehmung, wie wir sie auch den höher entwickelten **Tieren** zuschreiben. Wir sind dann wieder schlichte Naturwesen (haben davon abstrahiert, daß wir die Rede haben).

Aber auf diesem harten Boden der Realität, ohne Differenzierung **ganz bei** den wahrgenommenen **Dingen**, sind wir in Wirklichkeit **nie**; denn wir sind ja immer auch irgendwie **tätig**. Wir lösen uns also immer auch ein wenig aus dem Realen und erheben uns über die Dinge, um sie zu begreifen. Das ist unsere freiwillige Gegenbewegung gegen die naturale Bewegung, die dazu führt, daß wir nie ganz auf dem Boden ankommen oder gar in ihm versinken. Wir sind eben dasjenige **Tier**, das den **Logos** hat, können zwar deshalb noch nicht fliegen, aber immerhin ein wenig über den Dingen **schweben** (sozusagen).

[Schon in der **Natur** selber gibt es an den **Lebewesen** diese **Gegenbewegung**, nämlich in Form des Wachstums und des sich Aufrichtens. Im Fall des Menschen ist diese Gegenbewegung bis zum **aufrechten Gang** gediehen. Man könnte also darüber spekulieren, ob der aufrechte Gang und das Haben der Rede und damit auch die vollendete Freiheit wesentlich (nicht nur de facto) zusammengehören. Aber solchen Spekulationen will ich hier nicht nachgehen.]

Zweitens verbinden wir die **Ferntiefe** des **Schlusses** mit der **freiwilligen** Bewegung als solcher, d.h. mit der Bewegung von **hinten** nach **vorn**. Diese freiwillige Bewegung wird, da wir fehlbare Wesen sind und auch naturalen Bewegungstendenzen unterliegen, von der Natur mitunter gebremst und behindert. Dann kommt es zum Stocken im Fortgang des Schließens und auch zu Fehlschlüssen.

Daraus ergibt sich **drittens** die Alternative von richtig und falsch und der Gedanke der Wertung oder der Normativität: Im Voranschreiten **wollen** wir jeweils das Gute wählen und tun bzw. **sollen** wir auch das Gute und Rechte wählen und tun. Wir müssen also die **synthetische Breite des Urteils** mit der **Gabelung** in der freiwilligen Bewegung verbinden.

-- Fragen ? --

Nun haben wir also einen reichen begrifflichen Gehalt für die apriorische Ausrichtung des Raumes gefunden und sind den **Anwendungsbedingungen** der entsprechenden Begriffe auch schon ein gutes Stück näher gekommen. Aber das letztlich **entscheidende Verbindungsstück**, dasjenige nämlich zwischen den entdeckten Dimensionen und Grundrichtungen des Raumes und unserem je eigenen **Körper**, ist noch ein wenig unterbelichtet.

Der Raum selber ist anders als die Zeit nicht **intern ausgerichtet**; wohl aber sind es die kleinen **Miniaturräume**, die jeweils durch unsere Körper gefüllt bzw. definiert werden. Unsere Körper können also nicht nur de facto, sondern müssen **notwendig** asymmetrisch sein und sich a priori schon als asymmetrisch begreifen lassen, bevor die empirische Erkenntnis dies sozusagen **ratifiziert**.

Unsere Körper sind a priori asymmetrisch ausgerichtet durch die **natürliche** und die **freiwillige** Grundbewegung und die **Gabelung** in der freiwilligen Bewegung. In diesen Bewegungen befinden wir uns nicht schon aufgrund des Trägheitsprinzips, sondern es handelt sich um **be-**

schleunigte Bewegungen, in die wir durch wirkende **Kräfte** versetzt werden, einmal durch eine Naturkraft oder durch **Naturkausalität**, zum anderen durch unsere eigene Kraft bzw. durch eine Kausalität aus **Freiheit**. Mit der freiwilligen Bewegung und der ihr zugrunde liegenden Kausalität aus Freiheit kommt dann auch der **Freiheitsbegriff** auf die Tagesordnung, den wir später noch einmal für die interne Ausrichtung der Zeit in Anspruch nehmen müssen.

Ich fasse das Bisherige in **drei Thesen** zusammen:

- (1) Wir bilden a priori einen (noch nicht durch Anwendungsbedingungen gedeckten) Urbegriff einer räumlichen Dimension, in welcher die **Naturkausalität** wirkt: den Urbegriff der **Höhe**.
- (2) Wir bilden a priori einen (noch nicht durch Anwendungsbedingungen gedeckten) Urbegriff einer räumlichen Dimension, in welcher die Kausalität aus **Freiheit** wirkt: den Urbegriff der Länge oder **Ferntiefe**.
- (3) Wir bilden a priori einen (noch nicht durch Anwendungsbedingungen gedeckten) Urbegriff einer räumlichen Dimension, in welche sich die Dimension der Ferntiefe aufgrund unserer Wahlfreiheit jeweils **gabelt**: den Urbegriff der **Breite**.

Wir brauchen die Freiheit zur Ausrichtung unserer leiblichen Subjektivität, und an den drei vorgetragenen Thesen lassen sich drei notwendige Seiten oder wesentliche **Aspekte** der Freiheit **ablesen**, auf die es dabei ankommen wird. Zum **einen** ist die Freiheit das Gegenprinzip zur Naturkausalität; zum **zweiten** ist sie durch eine symmetrische Gabelung, eine Dualität, geprägt; zum **dritten** bedarf es eines Symmetriebruchs in der Gabelung, durch den eine der beiden Optionen vor der anderen privilegiert wird.

Als Gegenprinzip zur Naturkausalität ist die Freiheit eine Unabhängigkeit vom Naturzusammenhang. Dies ist ihr **kosmologischer** (oder, mit Kant zu reden, transzentaler) Aspekt. Die Gabelung in der freiwilligen Bewegung ist der Sachverhalt, daß wir jeweils die **Wahl** haben, eine Handlung entweder zu tun oder zu unterlassen. Dies ist der Willküraspekt oder **elektorale** Aspekt der Freiheit. Was wir wählen und tun wollen und sollen, bestimmen wir selbst in vernünftiger Gesetzgebung für unseren Willen, d.h. in Autonomie des Willens. Dies ist der **praktische** oder **normative** Aspekt der Freiheit. Durch ihn wird jeweils eine der beiden Optionen in der Gabelung der freiwilligen Bewegung normativ aufgewertet zu derjenigen, die wir tun sollen bzw. wollen.

--- --

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an Ausführungen zu den Aspekten der Freiheit aus der **ersten Vorlesungsstunde**, die nun besser verständlich und besser motiviert sein dürften:

Nicht erst hier und heute, sondern schon in der philosophischen Tradition wurden der **Freiheit** drei wesentliche Aspekte zuerkannt. Bei **Leibniz** heißen sie die **Intelligenz**, die **Spontaneität** und die **Kontingenz**.

Kontingent ist das, was möglich, aber nicht notwendig ist, dessen Gegenteil also ebenfalls möglich ist. Der Sachverhalt, daß p, ist kontingent, wenn es möglich ist, daß p, und möglich, daß nicht p. Man hat also gegebenenfalls die **Wahl** zwischen diesen beiden offenen Möglichkeiten, **zwischen p und ~p**. Die Kontingenz erweist sich insofern als der **elektorale** Aspekt der Freiheit. Die **Spontaneität** ist die Unabhängigkeit vom Naturzusammenhang, also der kosmologische Aspekt der Freiheit, und die **Intelligenz**, von der Leibniz sagt, sie sei die Seele der Freiheit, ist unsere vernünftige Willensbestimmung, also der **praktische** oder **normative** Aspekt der Freiheit.

Bei Kant finden wir die drei Freiheitsaspekte unter anderen Bezeichnungen wieder. In der **KrV** (1781) betrachtet Kant die Freiheit als **Unabhängigkeit** vom streng gesetzmäßig gere-

gelten **Naturzusammenhang**. Das nennt er die **transzendentale** Freiheit oder den **negativen** oder **kosmologischen** Begriff der Freiheit.

In der **KpV** (1788) betrachtet er die Freiheit als **Autonomie** (vernünftige Selbstgesetzgebung) des Willens (oder oberen BGVs). Das ist der **positive** oder **praktische** Begriff der Freiheit.

In der späten **Religionsschrift** („Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, 1793) wird ihm schließlich bewußt, daß seine bisherige Freiheitskonzeption der Ergänzung bedarf. Denn zur Freiheit die Möglichkeit gehört, sich **gegen** die vernünftige Selbstgesetzgebung, gegen die Autonomie, des Willens und **für** die **Heteronomie** oder Fremdbestimmtheit zu entscheiden. Andernfalls wäre die Person, die gegen das Vernunftgesetz (und damit gegen das Prinzip der Moralität) handelt, gar nicht zurechnungsfähig, weil sie nicht in Freiheit gegen die Moral optiert hätte, sondern als bloßes Naturwesen.

Daher läßt Kant nun drittens eine **Freiheit der Willkür** in den Mittelpunkt der Theoriebildung treten, die er als ein Vermögen der Wahl zwischen dem **Guten** und dem **Bösen** versteht. Diese Wahl hat jeder von uns „immer schon“ getroffen, in apriorischem **Perfekt**, und jeder von uns ist **jetzt** unabhängig vom Naturzusammenhang, um diese Wahl zu überprüfen und gegebenenfalls für die **Zukunft** (in Autonomie des Willens) zu korrigieren.

Wenn wir uns also **vorfinden** in der Welt als so oder so gestimmt, so oder so emotional affiziert, dann finden wir uns zugleich vor als solche, die zwischen dem Rechten und Unrechten, dem Guten und Bösen, immer schon so oder so gewählt haben. Sobald wir uns unserer selbst **bewußt** werden, sind wir immer schon ein moralisch beschriebenes – so oder so beschriebenes – Blatt. Und daher kam es ja auch, daß wir die **Freiheit der Willkür** (die Wahlfreiheit) seltsamerweise der **Vergangenheit** zuordnen mußten (wie das Gefühl der Lust und Unlust).

Daß die **Autonomie** des Willens auf die **Zukunft** und daß die **Unabhängigkeit** vom Naturzusammenhang auf die **Gegenwart** verweist, dürfte hingegen leicht nachvollziehbar sein. Denn als vernünftiges Wesen mit autonomem Willen, weiß ich, was ich tun und wie ich durch mein Tun die Zukunft bestimmen *soll*. Und unabhängig vom Naturzusammenhang und damit in der Lage, meinen Willen zu bestimmen, bin ich jeweils **jetzt**, in der Gegenwart.

Die Aspekte der Freiheit				
nach Kant	nach Leibniz	//	Zeitmodus	Seelenvermögen
Autonomie	Intelligenz	//	Z	BGV
Unabhängigkeit	Spontaneität	//	G	EKV
Willkürfreiheit	Kontingenz	//	V	GLU

Die **Autonomie** verweist auf unsere vernünftige Zwecksetzung oder Zielbildung und auf den Willen als das (obere) Begehrungsvermögen, also insgesamt auf unsere Praxis.

Die **Spontaneität** verweist zurück auf die natürliche Bewegung und die Naturkausalität, von der wir uns losreißen und von der wir uns insbesondere im **Erkennen** immer schon losgerissen haben. Denn im Erkennen sind wir zwar bei den Dingen, versinken aber nicht distanzlos in ihnen (wie in **unmittelbaren Gegebenheiten**), sondern unterscheiden zwischen ihnen und uns, zwischen ihnen als **Objekten** und uns als **Subjekten**.

Die **Willkür** schließlich verweist auf die Gabelung zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht, richtig und falsch, rechts und links. Diese Gabelung kennen wir schon als Naturwesen als diejenige zwischen **Lust** und **Unlust**. Die Asymmetrie in der Gabelung verbindet die Willkür mit dem Willen, die Wahl mit der Autonomie. In **Kants** Worten: Unser Wille wird, sofern er unteres Begehrungsvermögen ist, durch das Gefühl der Lust und Unlust affiziert.

BGV wird
als oBGV bestimmt von praktischer Vernunft,
als uBGV affiziert vom GLU.

Es gibt aber auch eine interne Verbindung zwischen dem **GLU** und dem **EKV**. Und dies muß auch so sein, wenn die Orientierung a priori im Raum soll gelingen können. Denn dazu muß ich je meinen **Körper** in seinen Begrenzungen unverwechselbar von meiner Umgebung **abgrenzen** können. Ich muß sicher wissen können, wie weit ich in welche räumliche Richtungen reiche. Und dazu bedarf es eines **doppelten** kognitiven Zugangs zum je eigenen Körper, und für eben diesen doppelten Zugang sorgt das GLU in Verbindung mit dem EKV, insbesondere mit der Wahrnehmung.

-- Fragen? --

Noch einmal den letzten Punkt etwas langsamer: Die Selbstlokalisierung a priori im Raum setzt voraus, daß das sich lokalisierende Subjekt einen **doppelten** epistemischen Zugang zu sich als Körper im Raum hat: (a) einen im engen Sinn epistemischen Zugang wie zu anderen Körpern auch, also gleichsam **von außen**, und (b) einen kognitiven (im weiten Sinn epistemischen) Zugang, wie er zu keinem anderen Körper möglich ist, also sozusagen **von innen**.

Ich füge ein „sozusagen“ hinzu, weil es sich nicht um ein **faktisches**, sondern um ein begriffliches oder **logisches** Innen und Außen handelt. Das logische Innen ist die Sphäre des logisch Privaten, also dessen, wovon nur ich wissen **kann**. Wittgenstein hat in den Philosophischen Untersuchungen gezeigt (in seinem berühmten **Privatsprachenargument**), daß es keine **logisch privaten Gegenstände** geben kann, also keine Empfindungen von der Art, daß nur jeweils von ihnen wissen könnte.

Daran soll nicht gerüttelt werden. Das logisch Private oder logisch Innere ist kein Bereich von inneren **Gegenständen**, sondern ein Bereich von **Gefühlen**, und zwar Gefühlen der Lust und Unlust, die prinzipiell nicht objektivierbar oder reifizierbar sind. Aristoteles (in *de anima*) und Kant (in der KU) haben auf diesen Sachverhalt hingewiesen. Ich spreche daher von der **Aristoteles-These über die Einheit von Wahrnehmen und Begehen**:

(a) Notwendigerweise ist jede **Empfindung**, d.h. jeder phänomenale qualitative Inhalt, der als Empfindung derjenige Aspekt der Wahrnehmung ist, der auf ein **Objekt** als dessen Qualität bezogen wird (etwa ein wahrgenommenes phänomenales Grün auf eine Wiese), verbunden mit einem mehr oder weniger intensiven **Gefühl** der Lust oder Unlust, und (b) notwendigerweise hat das Gefühl der Lust oder Unlust einen Einfluß auf den Willen.

In der dritten Kritik (der KU) unterscheidet **Kant** in diesem Sinn sorgfältig zwischen **Empfindungen** und **Gefühlen**. Wenn wir **wahrnehmen** bzw. was wir wahrnehmend **erleben**, empfinden und fühlen wir in einem und demselben Zug, und wir spalten das einheitliche Erlebnis auf in den objektivierbaren Empfindungsinhalt (das Grün der Wiese) und die nichtobjektivierbare, logisch private Gefühlsqualität der spezifischen Lust (oder Unlust), die wir dabei erleben.

Wahrnehmungserlebnis: objektivierbare Empfindung und logisch privates Gefühl

So fühlen wir in jedem **Wahrnehmungsinhalt**, den wir auf unsere objektive Umgebung beziehen, zugleich in mehr oder weniger lustvoller oder **angenehmer** Weise und in irgendeinem, möglicherweise sehr geringen, Grad der Intensität unseren je eigenen Körper, d.h. uns selbst als **Leib**. Wir wissen daher a priori, daß der Leib, der wir jeweils selber als Person sind, im egozentrisch vorgestellten Raum so weit nach außen reicht, wie der äußeren Wahrnehmung des Körperlichen ein inneres, sinnliches Körpergefühl des Angenehmen oder Unangenehmen (des empirisch Lustvollen oder Unlustvollen) entspricht.

Auf diese Weise gewinnen wir an unserem doppelt zugänglichen eigenen **Leib** den **Bezugsrahmen** für unser egozentrisches räumliches Koordinatensystem. Nun müssen wir aber in Beziehung auf den Bezugsrahmen **erstens** einen Koordinaten-**Ursprung** (oder Nullpunkt), **zweitens** drei ausgerichtete **Achsen** (darüber haben wir schon das Wesentliche gesagt) und **drittens** eine Einheitsstrecke als **Grundmaß** für Entfernung definieren.

Zunächst zum **Koordinatenursprung**, dem Nullpunkt. Wir nehmen unsere Umgebung **perspektivisch** wahr, was mit dem Raum als der allgemeinen Form des Wahrgenommenen und mit dessen Topologie zu tun hat. Offenbar muß es demnach als Aspekt unserer Sinnlichkeit einen **Fernsinn** geben, der **zum einen** in Beziehung auf den je eigenen Körper die **Ferntiefe** des Raumes und in ihr unmittelbar die Richtung *nach vorn* perzeptuell erschließt und der damit mittelbar, *ex negativo*, auch die entgegengesetzte Richtung *nach hinten* bestimmt. Faktisch ist dies der **Gesichtssinn**. Zum zweiten muß dieser Fernsinn auch die Bestimmung des Koordinatenursprungs erlauben.

Die Maler, die zu Beginn der **Renaissance** die Konzeption der **Zentralperspektive** entwickelten und sie zur Darstellung des dreidimensionalen Raumes in der Fläche einsetzten, haben vorgeführt, wie der fiktive **Blickpunkt** nach den Prinzipien der geometrischen Optik als zentraler Fluchtpunkt im Gemälde konstruiert werden kann. Was sie in expliziter Kenntnis mathematischer und optischer Prinzipien für die Malerei taten, tun wir immer schon in impliziter apriorischer Kenntnis der Geometrie des uns umgebenden Raumes: Wir bestimmen extrapolaativ nach den Gesetzen der geometrischen Optik den Koordinatenursprung als den Nullpunkt eines **möglichen** Fernsinns, d.h. des Sehens (also den unsichtbaren Blickpunkt).

Das gilt sicher auch für **blindgeborene** Menschen, die den Gesichtssinn gar nicht wirklich ausüben können. Auch sie verfügen a priori über die Kenntnis der Topologie des objektiven dreidimensionalen Raumes und über die Topologie der Erscheinungsweise dieses Raumes in der Zentralperspektive.

Wie es sich damit verhält, wird vielleicht deutlicher, wenn wir eine Möglichkeit unseres Raumverständnisses ins Spiel bringen, die **Henri Poincaré** entdeckt und mit der später **W.V. Quine** gespielt hat, um seine These zu belegen, daß es empirisch äquivalente, aber begrifflich nichtäquivalente Theorien geben kann (die These von der **Unterbestimmtheit** der Theorie durch Erfahrung). Gleichzeitig erfahren wir damit auch etwas Wesentliches über die Möglichkeit der Festlegung von **Entfernungsmaßen**.

Wir haben ja insgesamt **drei Probleme** im Zusammenhang mit der Orientierung a priori im Raum zu lösen, nämlich die Probleme der Festlegung

des Ursprungs (Nullpunktes)
der Achsenausrichtung und
des Entfernungsgrundmaßes.

Das zweite ist schon weitgehend geklärt. Was das dritte (und letzte) betrifft, so könnte man vielleicht versucht sein zu fragen, wo das behauptete **Problem** denn hier eigentlich liege. Wenn wir nämlich annehmen, daß in ursprünglicher Selbstlokalisierung und Orientierung ein egozentrisches räumliches Koordinatensystem bereits festgelegt wurde, d.h. sein **Nullpunkt** und seine **Achsen** definiert wurden, dann scheint doch alles Weitere unproblematisch zu sein. Denn eine Person kann doch auf irgendeinen **festen Körper**, einen Holzstab etwa, Bezug nehmen und ihn in einer relevanten Hinsicht, derjenigen seiner Länge, zur Maßeinheit für die Messung von Längen und Entfernung erklären.

Doch wir müssen eben mit jener Möglichkeit rechnen, die **Poincaré** entdeckt und auf die sich **Quine** zum Beleg seiner These von der Unterbestimmtheit der Theorie durch Erfahrung berufen hat. Ich zitiere Quine:

Wir haben einerseits unsere gewöhnliche Vorstellung eines unendlichen Raumes und fester Körper, die sich frei bewegen, ohne zu schrumpfen oder sich auszudehnen, und andererseits die [von Poincaré ersonnene] Vorstellung eines endlichen kugelförmigen Raumes, in dem diese Körper gleichförmig schrumpfen, wenn sie sich vom Mittelpunkt weg bewegen. Beide Vorstellungen sind mit allen möglichen Beobachtungen vereinbar; sie sind empirisch äquivalent. [...] Aber:] Die Theorie mit dem endlichen Raum macht wesentlichen Gebrauch von einem theoretischen Term, für den es kein Gegenstück in der Theorie mit dem unendlichen Raum geben kann – nämlich ‚Mittelpunkt des Raumes‘.⁷

Was Quine sagen will, ist folgendes. Nehmen wir an, wir rechneten noch mit dem vorrelativistischen, Euklidisch-Newtonischen Raum. Er ist nach allen Richtungen unendlich, und die **Festkörper** in diesem Raum ändern ihre Ausmaße nicht, wenn sie sich von einem Punkt zu einem anderen bewegen. Alle Beobachtungen, die wir machen, lassen sich dann aber auch vereinbaren mit einer anderen, alternativen Raumvorstellung.

Dieser alternativen Raumvorstellung zufolge ist der Raum kugelförmig, d.h., er hat einen **Mittelpunkt**, und ist endlich, und in ihm schrumpfen die Körper proportional zur Entfernung vom Mittelpunkt. Kein Körper kann also jemals den Rand des Raumes erreichen, weil er immer kleiner und langsamer wird, je näher er dem Rand kommt. Der Rand des Raumes ist ein unerreichbarer Grenzwert für eine unendliche Annäherung.

Für Quine ist das eine weit hergeholt Mögliche, die nur zeigen soll, daß eine Theorie, die einen Mittelpunkt des Raumes annimmt, und eine Theorie, die das nicht tut, **empirisch äquivalent**, d.h. vereinbar mit denselben Beobachtungen sein können.

Aber so weit hergeholt ist diese Möglichkeit gar nicht, wenn man sie ein wenig umdeutet; denn zumindest bezüglich ihrer **scheinbaren Größe** „schrumpfen“ sichtbare Festkörper gemäß den Gesetzen der geometrischen Optik tatsächlich, wenn sie sich vom Betrachter entfernen.

Wenn man Quines Beweisabsichten vernachlässigt, könnte man diesen Sachverhalt zum Anlaß nehmen, die Vorstellung eines kugelförmigen **Poincaréschen Universums** mit der Vorstellung einer entsprechenden **Poincaréschen Relativität** anzureichern, und zwar wie folgt.

Es gibt (dieser Poincaréschen Relativitätstheorie zufolge) zwar keinen **absoluten** Mittelpunkt des Raumes, wohl aber **beobachterrelative** Mittelpunkte. Für jeden Beobachter, so könnte die entsprechende Relativitätsthese besagen, ist sein eigener, nach den Gesetzen der geometrischen Optik zu berechnender Blickpunkt derjenige relative Mittelpunkt des Raumes, an dem die Körper ihre **Normal-** und zugleich **Maximalgröße** haben. Sie schrumpfen gleichförmig, wenn sie sich von diesem Punkt weg bewegen.

Diese ausgedachte Poincarésche Relativitätstheorie macht die **Größe** eines Körpers vom **Ort** des messenden Betrachters abhängig, wie die spezielle Relativitätstheorie die Größe – auf andere Weise – von der **Geschwindigkeit** abhängig macht, mit der sich der Körper relativ zum Beobachter bewegt. Doch gleichviel, ob wir wie Poincaré und Quine **einen absoluten** Mittelpunkt oder ob wir **viele relative** Mittelpunkte des Raumes annehmen, so würden vom allgemeinen Schrumpfen auch Zollstöcke und Maßbänder betroffen sein. Das Schrumpfen wäre also ein **prinzipiell unentdeckbarer** Sachverhalt. Das aber heißt, daß auch das **Nicht-Schrumpfen** der Körper, von dem wir tatsächlich überzeugt sind, ein prinzipiell unentdeckbarer und unbeweisbarer Sachverhalt ist.

⁷ Vgl. Quine, *Unterwegs zur Wahrheit*, § 41, S. 134f. (Ich habe die Stelle hier aus dem englischen Original, *Pursuit of Truth*, S. 96f., übersetzt, A.F.K.)

Es sei denn, wir beriefen uns auf den **doppelten kognitiven Zugang** zum eigenen Körper und nähmen an, daß uns das Schrumpfen und Wachsen des eigenen Körpers im inneren Sinn, dank dessen Verflechtung mit dem Gefühl der Lust und Unlust, nicht verborgen bleiben könnte. Zu den Anwendungsbedingungen der Begriffe des Schrumpfens und Wachsens würde es dann gehören, daß plötzliches Schrumpfen oder Wachsen eines Körpers, wenn dieser Körper der Leib eines Subjektes ist, nicht gänzlich ohne ein Gefühl der Lust oder Unlust vorkommen kann. Wenn dem so ist, dann läßt sich prinzipiell **feststellen**, ob unsere Zollstöcke und Maßbänder einer Poincaréschen Schrumpfung unterliegen oder nicht, wenn sie sich vom Mittelpunkt des Raumes oder von uns wegbewegen. Und es würde, wenn dem so ist, auch zugleich einsichtig werden, warum unsere ursprünglichen Längenmaße – Spanne, Fuß, Elle, Schritt – vom menschlichen Körper her genommen sind. Denn die Körpermaße ließen sich als allererste als konstant erkennen. Wenn wir etwa eine Hand schnell von den Augen wegbewegen und keinen Schrumpfungsschmerz bzw. Schrumpfungslustgewinn verspüren, können wir urteilen, daß die Spanne ihre Länge beibehält. Und ebenso für die Elle, den Fuß, den Schritt.

--- --- ---

Es bleibt zum Schluß noch das Problem der **Achsenausrichtung** übrig. Aber dazu ist im Vorbeigehen schon das Wesentliche gesagt worden. Die **Naturkausalität** richtet unsere leibliche Subjektivität in der Vertikalen aus, und die Kausalität aus **Freiheit** sorgt für die horizontale Tiefe (vorn) und für die horizontale Breite (rechts bzw. links).

Dazu abschließend noch zwei Thesen:

- (1) Das Sehen erschließt zugleich mit den **chromatischen** Farben auch das **Licht** (d.h. hell und dunkel, weiß und schwarz). Das Licht aktualisiert das potentiell transparente Medium und bringt so die opaken Oberflächen zum Reflektieren. Damit ist grundsätzlich eine **Lichtseite** gegenüber einer **Schattenseite** in der Dimension der Breite ausgezeichnet, was eine **ungleiche Funktionalität** der beiden Körperseiten denkbar macht.
- (2) Der Nahrhafte des Tastens erschließt in Beziehung auf die **Schwerkraft** unmittelbar die Richtung *unten* in der Dimension der natürlichen Bewegung (bzw. Beschleunigung), damit auch diese Dimension selber sowie mittelbar die Gegenrichtung *oben*.

Der Geruchssinn und das Gehör leisten Erschließungsdienste für unsere Orientierung in der **Zeit**, sie erlauben es nämlich, eine „kurze“, tendenziell punktförmige von einer „längeren“, ausgedehnten Gegenwart zu unterscheiden. Und zwar erschließt der Geruchssinn in der Wahrnehmung die eingebettete, symmetrische, tendenziell punktförmige Gegenwart (die Grenze zwischen Zukunft und Vergangenheit) als solche, und das Gehör erschließt demgegenüber die einbettende, asymmetrische, lineare Gegenwart (die Dauer der erlebten Gegenwart) als solche.

Aber zur Problematik der Zeit kehren wir dann erst wieder im Neuen Jahr zurück.

--- --- ---

12.01.2012

Wir haben im alten Jahr zuletzt die Orientierung a priori im **Raum** behandelt und wollen nun zur Orientierung a priori in der **Zeit** von dort dann später auch zur **Freiheitsproblematik** und zuletzt zur **praktischen** Philosophie übergehen.

Aber an der Nahtstelle halte ich kurz inne, um eine **Zwischenbetrachtung** zum Thema „Subjektivität“ (oder „Selbstbewußtsein“) einzufügen. Ich habe mit der Subjektivitätsthese eine **antidualistische**, antikartesiansche Position entwickelt. Ich möchte nun noch zeigen, was es mit unseren dualistischen Intuitionen auf sich hat, woher sie kommen mögen und wie man sie „beruhigen“ kann.

Ganz allgemein gesprochen, kommen sie daher, daß unser Wissen von uns selbst von **Infallibilität** durchzogen ist (oder durchzogen zu sein scheint); und was wir auf infallible Weise wissen, kann nicht der objektiven, äußeren Realität angehören. Also – so scheint es – muß es einer inneren, subjektiven Realität angehören – der erste Schritt hin zum Dualismus ist damit getan.

Nach der Subjektivitätsthese ist das Subjekt **Person** und weiß a priori, daß es Person ist, also ein körperliches Wesen mit **Bewußtsein**. Körperliches Wesen mit Bewußtsein: Da ist schon die Schnittstelle vorgezeichnet, an der die Dualisten ansetzen, wenn sie daran gehen, die Person in den Körper und das Bewußtsein zu zerlegen.

Und diesen beiden Seiten der Person, ihrem **Körper** und ihrem **Bewußtsein**, scheinen auch zwei **Verwendungsweisen** des **Personalpronomens** der ersten Person Singular, also des Indikators „**ich**“ und seiner Flexionsformen – „meiner“, „mir“, „mich“ – zugeordnet zu sein, die Wittgenstein einmal (im Blauen Buch, S. 106) als den **Subjektgebrauch** und den **Objektgebrauch** (SG und OG) von „**ich**“ („**mir**“, „**mein**“ usw.) unterschieden hat.

SG: „Ich habe Zahnschmerzen“, „Mich dürstet“, „Mir scheint, es regnet“.

OG: „Mein Arm blutet“, „Ich heiße AFK“, „Ich bin heute in Heidelberg“.

Im SG von „**ich**“ („Ich habe Zahnschmerzen“, „Mich dürstet“, „Mir scheint, es regnet“) bin ich **unfehlbar**. Wenn mir scheint, daß ich Zahnschmerzen habe, dann habe ich Zahnschmerzen oder zumindest Schmerzen, die von den Zähnen zu kommen scheinen (es gibt die sogenannten Phantomschmerzen). Wenn mir scheint, daß mich dürstet, dann habe ich tatsächlich ein Durstgefühl. Und wenn mir scheint, daß mir scheint, daß es regnet, dann scheint mir tatsächlich, daß es regnet.

Im OG hingegen („Mein Arm blutet“, „Ich heiße AFK“, „Ich bin heute in Heidelberg“) ist die **Möglichkeit des Irrtums vorgesehen**. Wenn mir scheint, daß *mein* Arm blutet, dann handelt es sich in Wahrheit vielleicht um den Arm meines *Ringkampfgegners*. Wenn ich glaube, daß ich AFK heiße, dann bin ich vielleicht als Zweijähriger bei einem Krankenhausaufenthalt verwechselt und vertauscht worden. Wenn ich glaube, ich sei heute in Heidelberg, dann verwechsle ich meinen Aufenthaltsort vielleicht mit Tübingen.

Im SG beziehe ich mich – scheinbar oder wirklich – auf mich als Subjekt, also vielleicht auf mich als auf eine Cartesische **res cogitans**. Wir haben aber gesehen, daß es keine **res cogitans** gibt, sondern nur die Person, und auf diese beziehe ich mich im OG von „**ich**“. Ist der SG also gänzlich **irreferentiell**?

Welche Positionen werden dazu in der **Literatur** vertreten?

Nach Sidney **Shoemaker** („Self-Reference and Self-Awareness“, 1968) bin ich im **SG** nicht schlechthin unfehlbar oder irrtumsimmun, sondern – spezifischer – nur immun gegen den Irrtum der **Fehlidentifikation**. Das heißt, im SG kann ich mich nicht mit einer anderen Person verwechseln. Und das könnte daran liegen, daß hier überhaupt keine **Identifikation** erfolgt.

Shoemaker: IM SG bin ich immun gegen den Irrtum der Fehlidentifikation.
Warum? Weil im SG keine Identifikation erfolgt?

Im SG würde ich mich demnach gar nicht identifizieren. Aber was heißt „**identifizieren**“?
Wir müssen (mindestens) zwei Sinne dieses Ausdrucks, einen **schwachen** und einen **starken** Sinn, unterscheiden.

Im **schwachen** Sinn identifizierte ich eine Sache, wenn ich mich eindeutig auf sie im Sprechen oder Denken **beziehe**, wenn ich sie also aus der Menge aller Dinge **herausgreife** und zum Subjekt einer Aussage mache. Wir haben gesehen, daß dieses Herausgreifen an empirische (P.F. Strawson) und an apriorische Voraussetzungen gebunden ist.

Im **starken** Sinn identifizierte ich eine Sache, wenn ich sie mit irgend etwas gleichsetze, wenn ich also denkend oder sprechend eine **Gleichung** behaupte: „A = B“. Beim schieren gedanklichen Herausgreifen eines Dinges aus der Menge aller Dinge droht noch keine Verwechslungsgefahr, kein Irrtum aufgrund von Fehlidentifikation. Erst wenn ich in Gedanken **zweimal** etwas aus der Menge aller Dinge herausgreife, auf je verschiedene Weise, d.h. unter verschiedenen Beschreibungen, und wenn ich dann beanspruche, dasselbe herausgegriffen zu haben, kann ich mich täuschen, kann ich das eine mit dem anderen verwechseln.

Der Strom fällt aus, die Wohnung ist dunkel, ich hole eine **Taschenlampe** aus der Schublade und mache Licht. Am nächsten Tag ist wieder Stromausfall, ich greife wieder in die Schublade und hole eine Taschenlampe heraus, in der Meinung, es sei dieselbe wie am Vortag. Aber sie leuchtet nicht; sie ist kaputt. Ich habe sie im Dunkeln mit der funktionierenden Lampe verwechselt.

Dies war in beiden Fällen ein ganz **handgreifliches**, kein bloß gedankliches oder sprachliches Herausgreifen eines Dinges, keine bloße Bezugnahme auf ein Ding. Ein bloß bezugnehmendes Herausgreifen liegt vor, wenn ich im Ringkampf einen Arm bluten sehe und ihn für den meinen halte und sage oder denke: „Ich blute“. Auch hier droht – wie bei den Taschenlampen – Verwechslungsgefahr. Also müßte auch hier ein doppeltes Herausgreifen, folglich eine Identifikation im starken Sinn vorliegen. Und so ist es auch tatsächlich nach unserer Theorie der **Orientierung a priori** im Raum:

Zum **einen** greife ich mich gedanklich aus der Menge aller Dinge heraus als den Bezugsrahmen für indexikalische Bezugnahmen: ich hier am Ursprung meines egozentrischen Koordinatensystems, wer immer ich sein mag. Zum **anderen** greife ich mich gedanklich heraus als die Person, deren Arm blutet. Und dabei kann es mir passieren, daß ich nicht ein und dieselbe, sondern zwei verschiedene Personen herausgegriffen habe.

Man sieht hier sehr schön die **doppelte Bezugnahme** auf mich als Anker meines Koordinatensystems und auf mich als Gegebenheit innerhalb meines Koordinatensystems. Diese doppelte Bezugnahme mit Identifikation ist charakteristisch für den OG von „ich“. Der OG ist **doppelt referentiell** und im **starken** Sinn **identifizierend** – deswegen auch anfällig für Verwechslungen, d.h. für den Irrtum aufgrund von Fehlidentifikation.

Wenn der **SG** von „ich“ also nicht anfällig für Verwechslungsirrtümer ist, dann braucht das keineswegs daran zu liegen, daß er gar nicht referentiell wäre. Er ist vielmehr **einfach referentiell** und daher nur im **schwachen** Sinn **identifizierend**. Im SG greife ich mich als den Anker meines Koordinatensystems heraus, und das ist eine a priori gesicherte Bezugnahme, mit der noch keine Information über den Stand der Dinge verbunden ist und in der ich daher keine falschen Annahmen über den Stand der Dinge machen kann. Vor allem können mir, da ich mich nicht im starken Sinn mit irgend etwas Gegebenem identifizierte, im SG keine Verwechslungsirrtümer unterlaufen.

Man könnte auch anders zählen: Der OG als der gewöhnliche „ich“-Gebrauch ist ganz referentiell, inklusive starker Identifizierung; der SG ist halbreferentiell, ohne starke Identifizierung:

- OG: Doppelt bzw. ganz referentiell (mit starker Identifizierung)
 SG: Einfach bzw. halb referentiell (ohne starke Identifizierung)

Und nun ahnt man schon, was der Kardinalfehler des Dualismus ist: Er faßt die halbe Referenz auf die ganze Person als die ganze Referenz auf eine halbe (reine geistige) Person auf:

Dualismus: Die halbe Referenz (im SG) auf die ganze Person wird aufgefaßt als ganze Referenz auf eine „halbe“ (reine geistige) Person.

Aber bleiben wir zunächst noch beim **OG**. Wann immer ich eine **objektive** Aussage über mich mache, werde ich anfällig für Irrtümer und insbesondere für Verwechslungsirrtümer. Denn wann immer ich eine objektive Aussage über mich mache, etwa daß ich so und so groß bin, so und so viel wiege, dann und dann geboren wurde usw., muß ich, um die Aussage zu **begründen**, irgendein Ding – eine **Person** – aus der Menge aller Dinge **herausgegriffen** haben, von der ich mit Gründen annehme, daß sie so und so groß ist, so und so viel wiegt usw., und die ich dann mit mir als dem Anker meines Koordinatensystems identifiziere.

Deswegen hat Hans-Peter **Falk** (Wahrheit und Subjektivität, 2010) recht, wenn er sagt, daß in der **Tiefenstruktur** des SG ein stets „**mir scheint**“ vorkommt. Zum Beispiel kann ich keine Schmerzen haben, ohne daß mir scheint, daß ich Schmerzen habe. Das Schmerzenhaben ist ipso facto schon ein Mir-so-Scheinen.

Meine **besondere** Unfehlbarkeit im SG kommt demnach aus meiner **allgemeinen** Unfehlbarkeit im Mir-so-Scheinen. Wenn ich nämlich von mir nur aussage, daß mir scheint, daß so und so, mache ich keine objektive Aussage mehr über mich und muß ich mich daher nicht mit einem gegebenen Objekt identifizieren. Wenn ich sage: „Ich bin ein solcher, dem scheint, daß p“ oder kurz „Mir scheint, daß p“, so kommt nur **einfache** (bzw. **halbe**) Referenz auf mich vor, ohne Identifikation im starken Sinn, d.h. ohne Gleichsetzung mit einem Objekt. Also bin ich hier immun erstens gegen **Verwechslungsirrtümer** und zweitens auch gegen empirische **Irrtümer überhaupt**, weil ich gar keine bestimmte **objektive** Aussage mehr mache. Denn die Möglichkeit des Irrtums ist ja, wie wir wissen, gekoppelt an die Objektivität von Wahrheitsansprüchen.

Falk sagt, daß im SG **gar** keine gedankliche Referenz mehr vorkommt, nur eine rein semantische, sprachliche Referenz, die sich nicht vermeiden läßt, weil das Wort „ich“ kraft seiner sprachlichen Bedeutung sich unweigerlich auf den jeweiligen Sprecher des Wortes bezieht. Aber (so Falk) der Sprecher **meint** sich nicht, denkt nicht an sich, wenn er „ich“ im SG verwendet. Der SG wäre demnach, was das Denken angeht, gänzlich **irreferentiell**. – Aber darin muß man Falk nicht folgen. Denn die Irrtumssimmunität stellt sich auch schon ein bei **einfacher** (bzw. halber) Referenz, ohne objektive Gleichsetzung.

-- Fragen? --

Schauen wir uns die **Quelle** der Irrtumssimmunität im SG bzw. im Mir-so-Scheinen noch etwas näher an. Die Möglichkeit des Irrtums geht einher mit Objektivitätsansprüchen, und solche Ansprüche kann ich bezüglich eines Sachverhaltes – **daß p** – suspendieren, indem ich nicht mehr behaupte, daß p, sondern indem ich nur noch sage: **Mir scheint, daß p**. Mit dieser Preisgabe des Objektivitätsanspruchs entfällt die Irrtumsmöglichkeit.

Was bleibt aber von dem ursprünglichen **Wahrheitsanspruch**, **daß p**, übrig, wenn ich nur noch sage, daß mir scheint, daß p? Ist das, was übrig bleibt, noch ein **Sachverhalt**? Und dann näher wohl ein Sachverhalt, an dessen Bestehen ich nicht mehr zweifeln kann? Ist das Mir-so-

Scheinen noch ein Fall von Wissen und Erkennen, noch eine Position im Spiel der Gründe. Weiß ich etwas, wenn ich weiß, daß mir scheint, daß p?

W. Sellars, J. Rosenberg und R. Brandom würden darauf antworten: Nein. Die Mir-scheint-Sätze sind keine **Positionen** im Spiel der **Gründe** mehr, sondern **Auszeitpositionen** am Spielfeldrand. Mit ihnen wird kein Wahrheitsanspruch erhoben, keine Aussage gemacht, sondern nur **Urteilsenthaltung** geübt.

Dafür, daß das Mir-so-Scheinen eine Position *im* Spiel, eine genuine Spielposition ist, zumindest in **Wahrnehmungssituationen** kann man aber (mit Gareth Evans, *The Varieties of Reference*, 1983) die **Meinungsunabhängigkeit** (und somit Objektivität) des Scheinens geltend machen: Auch wenn ich weiß, daß die mit Blaulicht beschienene Wand weiß ist, sieht sie noch blau aus. Der Schein geht nicht weg, wenn er durchschaut wird. Insofern ist der Satz „Mir scheint, daß die Wand blau ist“ informativ, eine Position *im* Spiel der Gründe. (Die Welt wäre anders, wenn er falsch wäre.)

Nach Hans-Peter Falk sind die Mir-scheint-Sätze zwar Positionen im Spiel der Gründe und sogar garantierte Gewinnpositionen; aber der Gewinn einer solchen Position ist vernachlässigbar für den Spielverlauf, da vom **Scheinen** kein Schluß auf das **Sein** gilt. (Der erkenntnistheoretische **Fundamentalismus** ich chancenlos.) Darin hat Falk recht, und auch noch in folgendem: Wichtig sind die Mir-scheint-Sätze nicht als Ausgangsorte für Begründungen von Meinungen, sondern aus einem anderen Grund. Sie helfen uns nämlich verstehen, was „wahr“ heißt. Wahrheit ist undefinierbar (Frege, Davidson, Falk) und muß anhand paradigmatischer Fälle gelernt bzw. erklärt werden; zu diesen gehören insbesondere die Mir-scheint-Sätze.

Die Mir-scheint-Sätze sind also Positionen im Spiel der Gründe, näher **Gewinnpositionen**, d.h. immer wahr (wenn sie ehrlich geäußert werden: die entsprechenden **Meinungen** sind wahr; mit Worten hingegen kann ich immer lügen), also auch Fälle von **Wissen** (wahre Meinungen, die in trivialer Weise auch „begründet“, nullbegründet, sind).

Aber nach Falk findet, wie ich vorhin ausgeführt habe, im Mir-so-Scheinen keinerlei **Selbstidentifikation**, auch nicht im schwachen Sinn, also keinerlei gedankliche Bezugnahme auf mich selber, statt. Das Mir-so-Scheinen schwebt sozusagen frei, d.h. ungebunden an konkrete Personalität, im Raum der Gründe.

Wir müssen jedoch aufgrund der Subjektivitätsthese *gegen Falk mit Gareth Evans* (*Varieties of Reference*) und Peter **Strawson** darauf beharren, daß indexikalische Bezugnahme nur möglich ist in einem informellen egozentrischen räumlichen Koordinatensystem, das in je mir als körperlichem Wesen als in seinem Bezugssystem verankert sein muß. Also muß ich auf mich als körperliches Wesen vor aller indexikalischen (und erst recht vor aller empirisch-deskriptiven) Bezugnahme in irgendeinem (schwachen) Sinn Bezug nehmen können. Diese **schwache** (nämlich einfache, nicht gleichsetzende) **Bezugnahme** findet im SG statt. Es gibt also gar nicht zwei **unabhängige** Gebräuche von „ich“ (SG und OG), sondern der SG (und somit eine schwache Selbstreferenz) ist immer im Spiel: OG schließt SG ein, wenn auch nicht umgekehrt.

Diesen Ansatz wollen wir nun zu einer kleinen Theorie ausbauen. Gesucht wird eine Synthese aus Falk und Evans. Dazu werde ich zwei **Bausteine**, die ich hier zunächst ankündige:

- (1) Es gibt wesentliche Mehrdeutigkeiten.
- (2) Es gibt ein präreflexives Selbstbewußtsein (als Grundlage des reflexiven), das sich sprachlich ausweisen läßt als präreferentielle, inferentielle Selbstbeziehung.

Mit Evans gegen Falk halten wir an einem **minimalen Selbstbezug** auch im Mir-so-Scheinen fest. Minimal ist dieser Bezug nicht zuletzt insofern, als er (hier kommt **wesentliche Mehr-**

deutigkeit ins Spiel) in einer anderen Bedeutung zugleich **irreferentiell** ist und nur eine **inferentielle** Selbstbeziehung ausdrückt. (Irreferentiell und inferentiell: Dazu später mehr.)

Minimaler Selbstbezug: Oszilliert zwischen einfacher (nichtgleichsetzender) Selbstreferenz und einem irreferentiellen, rein inferentiellen („präreflexiven“) Selbstverhältnis.

Wegen des Oszillierens (in wesentlicher Mehrdeutigkeit) im minimalen Selbstbezug müssen wir hier zwei Stufen des Gebrauchs von „ich“ unterscheiden. Dazu kommt als dritte Stufe noch der gewöhnliche, doppelt referentielle, gleichsetzende Objektgebrauch von „ich“. Ich werde also eine **Dreistufentheorie** oder **Dreistufenthese** zum Gebrauch von „ich“ vertreten. Diese Dreistufenthese will ich jetzt entwickeln.

Mit Sellars/Rosenberg/Brandom erkenne ich zunächst ein Moment der **Urteilsenthaltung** im Mir-so-Scheinen an, allerdings nur ein *Moment*, keine Urteilsenthaltung im Vollsinn. Indem wir urteilen, erheben wir i. a. Wahrheits-*Ansprüche*. (Das Faktum der Wahrheit.) **Ansprüche**: Es gibt hier eine Differenz von Sein und Schein („Geltungsdifferenz“), und zwar deswegen, weil unsere Wahrheitsansprüche *Ansprüche* auf *objektive* (d.h. meinungsunabhängige) Wahrheit sind (= der realistische Aspekt der Wahrheit).

Meine **These** ist nun: Die Enthaltung im Mir-so-Scheinen betrifft nicht den Urteilscharakter als solchen (wie Sellars et al. behaupten), sondern nur den je bestimmten **Objektivitätsanspruch**. Das „Mir scheint, daß (...)“ ist ein **Operator der Deobjektivierung**, nicht der Urteilsenthaltung simpliciter.

„Mit scheint, daß (...): Operator der Deobjektivierung,

Und zwar geht es dabei um je **spezifische** Objektivierung, nicht um den Objektivitätsanspruch als solchen. Der **Wahrnehmungsanschein** kann nämlich selbst noch in einem gewissen Sinn objektiv, meinungsunabhängig sein: Auch wenn ich längst weiß und also auch glaube, daß die Wand da drüben nicht blau ist, sondern nur mit blauem Licht beschienen wird, sieht sie weiterhin blau aus. Der Anschein der Bläue verschwindet nicht, wenn ich meine Meinung, die Wand sei blau, ändere. Insofern drückt mein Satz „Mir scheint, daß da eine blaue Wand ist“ noch eine unbestimmte Information über die objektive Realität aus. Ich kann (oder will) sie nur nicht unter **bestimmte** Begriffe bringen, sie nicht auf **bestimmte** Weise objektivieren (als blaue Wand). Aber natürlich halte ich daran fest, daß ich auch im blauen visuellen Anschein noch auf eine objektive Realität bezogen bin.

An dieser Stelle kann man einen kleinen **Exkurs** einfügen, der Licht auf das wirft, was **Kant** (in der KU) *empirische ästhetische Urteile* nennt, z.B. „Der Kanariensekt ist angenehm“, d.h.: er schmeckt mir. Diese Urteile sind **privatgültig**, sie können nicht bewiesen und auch nicht einmal mit dem Anspruch auf intersubjektive Geltung erhoben werden. Der in ihnen behauptete Sachverhalt ist schlechterdings **subjektiv** und in keiner Weise **objektivierbar**.

Dennoch ist er Teil oder Aspekt der Realität. Das Reale ist eben nicht zur Gänze objektivierbar. Aber der Rest bietet eben deswegen dem **Dualisten** keine Argumentationshilfe, denn der Dualist möchte das Reale ja in zwei getrennte **objektive** Bereiche zerlegen: eine res **extensa** und eine res **cogitans** (in Descartes' klassischem Fall). Das Nichtobjektivierbare ist aber keine mögliche Sache, res, nichts Dingliches, Substantielles. Es läßt sich nicht fassen leitet kein Wasser auf die Mühlen des Dualismus.

Auf dem Wege der Minimierung von objektiven Wahrheitsansprüchen ist der **erste Schritt** also die Suspension aller spezifischen Objektivitätsansprüche im Mir-so-Scheinen, die aber noch den generellen Objektivitätsanspruch in Takt läßt: Auch im

Mir-so-Scheinen bin ich noch auf objektive Realität bezogen, auch wenn ich diese nicht unter wohlbestimmte Begriffe bringen mag.

Der **zweite**, weitergehende **Schritt** der Minimierung von Wahrheitsansprüchen ist die Preisgabe des Objektivitätsanspruchs überhaupt bezüglich eines gegebenen Sachverhaltes. Dies geschieht in den sogenannten **ästhetischen** Urteilen, einerseits in den **privatgültigen** wie „Der Kanariensekt ist angenehm“, andererseits auch in denen mit **Intersubjektivitätsanspruch** (der freilich nicht argumentativ eingelöst werden kann) wie „Diese Landschaft ist schön“.

Bei den ästhetischen Urteilen könnte man also noch einmal **zwei Teilschritte** unterscheiden: a) Preisgabe des Objektivitätsanspruchs überhaupt unter Aufrechterhaltung eines (im Einzelfall unbegründbaren) Intersubjektivitätsanspruchs in den Urteilen über das Schöne, b) Preisgabe sowohl des Objektivitätsanspruchs als auch des Intersubjektivitätsanspruchs in den Urteilen über das Angenehme.

Bleibt als **dritter** und letzter **Schritt** der Minimierung von Wahrheitsansprüchen die Preisgabe des Restanspruchs, kognitiv auf **Realität überhaupt** – objektive oder subjektive – bezogen zu sein. Das ist dann die vollkommene Urteilsenthaltung, die Sellars, Rosenberg und Brandom schon dem Mir-so-Scheinen attestieren möchten.

Wann aber könnte es vernünftig sein, eine so weitgehende Urteilsenthaltung zu üben? Meine Antwort lautet: Wenn wir damit rechnen müssen, mit einer echten **Antinomie**, einem unheilbaren Widerspruch konfrontiert zu sein, also etwa im Fall der **unfundierten Negation**, die im **Lügner** ausgedrückt wird. Wenn uns der Sachverhalt vorschwebt, von dem gilt, daß er seiner eigenen Negation logisch äquivalent ist:

$$v \leftrightarrow \sim v,$$

so sind wir in einem **absoluten Schein** befangen, in welchem sich das Denken in sich verschließt und von der Realität abtrennt. Im gewöhnlichen Mir-so-Scheinen hingegen haben wir mit **relativem, objektivem** Schein zu tun, der ja im übrigen keine Illusion sein muß, sondern das Sich-Zeigen eines objektiv Realen sein kann. Wenn es mir so scheint, als sei da eine blaue Wand, dann mag das ja daran liegen, daß da tatsächlich eine blaue Wand ist. Die blaue Wand zeigt sich mir dann in einem wahren, sehenlassenden **Anschein**.

Freilich könnte sich mir in jenem Anschein auch eine weiße Wand zeigen, die mit blauem Licht bestrahlt wird. Deswegen bin ich unter Umständen vorsichtig und sage nur: Mir scheint, daß da eine blaue Wand ist.

- Schein: a) wahrer, sehenlassender Anschein oder
 b) Illusion (täuschender Schein)

Auch im Fall der Illusion zeigt sich mir aber noch objektiv Reales; nur bin ich nicht in der Lage, es unter die zutreffenden Begriffe zu bringen. Die weiße Wand bringe ich etwa unter dem Einfluß des blauen Lichtes (das objektiv vorhanden ist) unter den unzutreffenden Begriff einer blauen Wand. – Im Fall des **absoluten** Scheins der Antinomie hingegen zeigt sich mir gar nichts mehr.

Ich fasse stichwortartig zusammen:

Schrittweise Minimierung von Wahrheitsansprüchen:

1. Preisgabe bestimmter Objektivitätsansprüche im Mir-so-Scheinen
2. Preisgabe von Objektivitätsansprüchen überhaupt im ästhetischen Urteil (Gefühl)
3. Preisgabe des Realitätsanspruchs im absoluten Schein der Antinomie

-- Fragen? --

Nun weiter in der Theoriebildung auf dem Weg zur Dreistufenthese des „ich“-Gebrauchs. Wir haben bisher unterschieden den **OG** von „ich“ und das **Mir-so-Scheinen**. Bezuglich des Mir-so-Scheinens unterscheiden wir jetzt noch einmal zwischen zwei „ich“-Gebräuchen: dem gewöhnlichen **SG**, der (gegen Falk, mit Evans) schwach referentiell ist, und dem **Operatorgebrauch (OpG)**, der der Einklammerung aller spezifischen Objektivitätsansprüche dient und der – seinem Anspruch nach – völlig **irreferentiell** ist.

Damit tragen wir dem schon erwähnten **Oszillieren** zwischen der einfachen Selbstreferenz (im SG) und dem irreferentiellen Selbstverhältnis (im OpG) Rechnung und erhalten insgesamt drei Stufen des Gebrauchs von „ich“.

Drei Stufen des Gebrauchs von „ich“:

- | | | |
|--------|----------------------|--|
| 1. OpG | <i>Oszil-</i> | |
| 2. SG | <u><i>lation</i></u> | |
| 3. OG | | |

Historische Anmerkung zur Erläuterung:

Im Cartesischen „**cogito (p)**“ ist das „-o“ als irreferentiell intendiert und nur deswegen skeptisverträglich. Der Skeptiker würde eine Bezugnahme auf etwas Reales nicht durchgehen lassen. Georg Christoph Lichtenberg hat das später deutlich gemacht, als er bemerkte, daß Descartes eigentlich nicht sagen dürfe „cogito“, sondern „cogitat“: es denkt (nicht: ich denke). Aus dem „Es denkt“ aber, so scheint es, folgt nicht mehr „ich bin“ („sum“):

Cogitat /Es denkt	//	Cogito /Ich denke
Ergo sum /Also bin ich (???)	//	Ergo sum /Also bin ich (!!!)

Aber Descartes hat dennoch recht. Sein „**Zaubertrick**“ besteht darin, im Handumdrehen aus dem irreferentiellen einen referentiellen Gebrauch des „-o“ hervorgehen zu lassen und dem verdutzten Skeptiker zu zeigen, daß er sich mit jenem immer schon diesen Gebrauch eingeschöpft hat; was dann mit „sum“ bekräftigt wird.

Cogito irreferentiell \Rightarrow cogito referentiell \Rightarrow sum (der referentielle Charakter explizit)

Das „Handumdrehen“ wird ermöglicht und legitimiert durch eine **wesentliche Zweideutigkeit** zwischen

- a) dem irreferentiellen oder Operatorgebrauch und
- b) dem schwach (oder halb) referentiellen Subjektgebrauch.

(Der Objektgebrauch ist dann stark bzw. ganz bzw. doppelt referentiell. Descartes macht aber leider, wie oben schon vorweggenommen, aus der schwachen oder SG-Referenz auf je mich als ein ausgedehntes Subjekt eine starke oder OG-Referenz auf je mich als eine vermeintlich unausgedehnte res cogitans.)

--- --- ---

19.01.2012

Wir haben **drei Stufen** des Gebrauchs von „ich“ und andererseits drei mögliche Stufen der Minimierung von **Wahrheitsansprüchen** unterschieden. Beides muß man auseinanderhalten, und nur ersteres gehört wesentlich zu unserem Thema. Letzteres, die Minimierung von Wahrheitsansprüchen, interessiert und nur so weit, wie sie mit den Verwendungsweisen von „ich“ zu tun hat.

Schrittweise Minimierung von Wahrheitsansprüchen:

0. Objektive Wahrheitsansprüche (Faktum der Wahrheit)
1. Preisgabe der spezifischen Objektivitätsansprüche im Mir-so-Scheinen
2. Preisgabe von Objektivitätsansprüchen überhaupt im ästhetischen Urteil (Gefühl)
3. Preisgabe des Realitätsanspruchs im absoluten Schein der Antinomie

Auf der Ausgangsebene (0) und im ersten Minimierungsschritt (1) sind wir kognitiv auf **objektive Realität** bezogen. Der erste Minimierungsschritt ist das **Mir-so-Scheinen**. Im Mir-so-Scheinen kommt das „ich“ bzw. „mir“ im Subjektgebrauch (SG) oder im Operatorgebrauch (OpG) vor. Die Verwendung von „ich“ oszilliert hier in wesentlicher Zweideutigkeit zwischen OpG und SG. Wenn ich hingegen auf der **Ausgangsebene** über mich rede, dann im Objektgebrauch (OG), z.B. in dem Satz „Ich blute“. Das – der dreifache Gebrauch von „ich“ – ist unser Thema, da werden wir heute weitermachen.

Die Minimierung von Wahrheitsansprüchen in ihrem 2. und 3. Schritt hatte ich hingegen nur der **Vollständigkeit** halber erwähnt. Im 2. Schritt geben wird den Anspruch preis, auf Objektivität bezogen zu sein, halten aber am Realitätsbezug fest; im 3. Schritt geben wir den Realitätsbezug als solchen preis.

- | | |
|----------------------------------|----------------------------------|
| 0. Bestimmte Objektivität | „p“ |
| 1. Unbestimmte Objektivität | „Mir scheint, daß p“ |
| 2. Nichtobjektivierbare Realität | „X ist angenehm“ / „X ist schön“ |
| 3. Realitätsverlust | „Dieser Satz ist nicht wahr“ |

Die Stufen 2 und 3, wie gesagt, sind nicht unser Thema; denn wir beschäftigen uns mit dem OG, dem SG und dem OpG von „ich“, und dafür sind nur die Ausgangsebene und die erste Minimierungsstufe relevant. Auf der Ausgangsebene haben wir den OG, auf der ersten Minimierungsstufe den SG und den OpG von „ich“.

Allerdings kann man darüber nachdenken, ob man im OpG nicht doch die Minimierungsstufe 3 erreicht oder zu erreichen intendiert; denn der **OpG** ist **irreferentiell**, folglich entfällt hier jeglicher **Realitätsbezug** (oder soll entfallen). Andererseits ist der OpG auch logisch instabil und kollabiert in den SG, der aber seinerseits ebenfalls instabil ist und in den OpG zurückfällt in einem ständigen Oszillieren.

Aber wie dem auch sei, betrachten wir nun wieder die verschiedenen Verwendungsweisen – „Gebräuche“ – von „ich“:

<u>1. OG</u>		voll (doppelt) referentiell
2. SG	<i>Oszil-</i>	halb (einfach) referentiell
3. OpG	<i>lation</i>	irreferentiell

Die **Oszillation** in wesentlicher Zweideutigkeit kommt dadurch zustande, daß der Operator der Deobjektivierung **logisch** (wenn auch nicht **grammatisch**) teils **in** seinen eigenen **Bereich** fällt und teils auch logisch (und grammatisch) **außerhalb** bleibt. (Falk fokussiert ersten, Evans letzteren Fall.) Das will ich nun als nächstes vorführen.

-- Fragen? --

Aus „mir scheint, daß mir scheint, daß p“ folgt „mir scheint, daß p“ und umgekehrt:

(mir scheint, daß mir scheint, daß p) \leftrightarrow (mir scheint, daß p).

Also ist das Mir-so-Scheinen seiner **Iteration** logisch äquivalent. Dies ist die **vorreferentielle**, rein inferentielle Selbstbeziehung des Scheinens oder Meinens (und da ich in diesem Meinen infallibel bin, zugleich eine inferentielle Selbstbeziehung des Wissens): Eine Meinung ist **kraft logischer Äquivalenz** schon ihre eigene **Metameinung**. (Bewußtsein ist *an sich* oder *implizit* immer schon Selbstbewußtsein. Durch Reflexion bzw. Selbstreferenz wird dies „*gesetzt*“, d.h. *explizit gemacht*.)

Sofern ich nun in „mir scheint, daß p“ auf die **Iterierbarkeit** des „mir scheint, daß“ reflektiere, lasse ich diesen Operator **logisch (inferentiell)** in seinen eigenen Bereich fallen: Er operiert dann deobjektivierend auch und besonders **an sich selber** als an dem Subjekt-Prädikat-Satz

mir // scheint-daß-p,

welcher er ursprünglich ist, und macht sich allererst zu dem Operator, der er dann auch noch ist:

mir-scheint-daß // (p).

M.a.W.: Kraft der **inferentiellen Selbstbeziehung** von „mir scheint, daß p“ (als eines Bewußtseins, das sei eigenes Metabewußtsein ist) konstituiert sich der OpG von „ich“ bzw. „mir“.

Pro Descartes („*ich* denke, also bin *ich*“) und **contra** Lichtenberg („*es* denkt, also (?)“) kann man also sagen: Die inferentielle Selbstbeziehung ist der **Sinn** von „*ich*“ (oder ein wesentlicher Aspekt dieses Sinnes). Daher bin immer je *ich* *es*, der denkt, wenn vermeintlich „*es*“ denkt! Doch dieses Ich, das denkt, wird zunächst noch ganz **irreferentiell** verstanden. Deswegen ist es **skepsisverträglich**.

Jetzt der Cartesische **Trick**, das Handumdrehen: Sofern ich in „mir scheint, daß mir scheint, daß p“ auf die logische Verzichtbarkeit des **äußereren** „mir scheint, daß“ reflektiere, gebe ich dem „mir“ im inneren „mir scheint, daß“ seine referentielle Kraft zurück.

Ich darf das „mir scheint, daß p“, das Cartesische Cogito, also **doppelt** ansehen: Es **oszilliert** in wesentlicher **Ambiguität** zwischen OpG und SG, zwischen irreferentieller und halb (oder schwach) referentieller Bedeutung. Genau daher kann Descartes den Skeptiker hier in völlig legitimer Weise aufs Glatteis führen und zu Fall bringen.

Fazit:

Dreistufentheorie zum Gebrauch von „ich“:

1. Der **Objektgebrauch** von „*ich*“ ist **vollkommen referentiell** und schließt eine Identifikation meiner als Anker meines egozentrischen Koordinatensystems mit einem sonstwie charakterisierten Gegenstand ein.
2. Der **Subjektgebrauch** ist **halbreferentiell**: geht auf mich qua Anker ohne eine weitergehende Identifikation. Der Objektgebrauch schließt als der anspruchsvollere Gebrauch den Subjektgebrauch ein, nicht aber umgekehrt.
3. Der Gebrauch im Operator der Deobjektivierung (der *Operatorgebrauch*) ist der Absicht nach irreferentiell, aber in dieser Absicht logisch instabil. Er ist die instabile (bald **irreferentielle**, bald **halbreferentielle**) Evidenzbasis eines ihm je entsprechenden Subjektgebrauchs, von dem er (aufgrund wesentlicher Zweideutigkeit) sprachlich nicht separierbar ist.

-- Fragen? --

So weit haben wir je mich als räumliches Wesen und als Anker je meines **egozentrischen räumlichen** Koordinatensystems betrachtet. Wie sieht es aber auf der Seite des **nunzentrischen zeitlichen Aspektes** meines insgesamt vierdimensionalen raumzeitlichen Koordinatensystems aus? Muß nicht der Analogie wegen auch eine Dreistufenthese zum Gebrauch des Indikators „jetzt“ bzw. des **Tempus Präsens** vertreten werden?

Zunächst ein paar allgemeine Bemerkungen vorweg im Anschluß an **Wilfrid Sellars'** großen Aufsatz „Time and the World Order“ (1962).

In unserer **Dingwelt** (mit Dingen und Personen als basalen Partikularien) gibt es zwar räumliche, aber zunächst keine zeitlichen Relationen, weil Dinge nicht als Relata in Frage kommen. In Beziehung auf das, was an und mit Dingen geschieht, auf die Wandlungen, denen sie unterliegen, können **Episoden**: Ereignisse und Zustände, als nichtbasale Partikularien eingeführt werden, und **Episoden** (bzw. Ereignisse) sind dann die geeigneten Relata für zeitliche (und für kausale) Beziehungen.

Grundlage für zeitliche Beziehungen zwischen Ereignissen wie das Früher-, Später- und Gleichzeitigsein sind **nichtrelationale** komplexe Sachverhalte, die mittels **Zeitkonnektiven** ausgedrückt werden, die nicht wahrheitsfunktional erklärt werden können, wie „während“, „bevor“, „nachdem“: „Nero fiedelte, **während** Rom brannte“ (Sellars' Beispiel).

Sellars interpretiert **Bergson** dahingehend, daß dieser mit der basalen, noch nicht verräumlichten Zeit, die er „durée“ (Dauer) nennt, diese basale Ebene einer nichtrelationalen Ordnung der Dinge gemeint habe.

Während nun das verankernde **Bezugssystem** meines **egozentrischen räumlichen** Koordinatensystems ein (für mich a priori) ausgezeichnetes **Ding**, mein Leib, ist, muß die **nunzentrische** temporale Verankerung durch eine (für mich a priori) ausgezeichnete **Episode** geleistet werden. (Denn ich als Person bin ja kein mögliches Relatum für zeitliche Relationen.) Nun kann ein Sprecher einen Ort zweimal mit „hier“, aber keinen Zeitpunkt zweimal mit „jetzt“ bezeichnen (Sellars, TWO, Fn. 21). Je mein „Jetzt“-Sagen, und zwar schon mein implizites „Jetzt“-Sagen im schieren Gebrauch des Tempus Präsens, ist insofern der geeignete Kandidat für die einfache (schwach referentielle) Bezugnahme auf den temporalen Anker der Indikatoren.

--- --- ---

In der **Dingwelt** hat das Tempus verbi den Primat vor den zeitlichen Adverbien („jetzt“, „heute“, „vorgestern“, „morgen“ usw.). Das gilt für alle natürlichen Sprachen, auch solche, die kein **flektiertes Tempus verbi** kennen (wie das Chinesische). Das unflektierte Grundtempus ist hier einfach das Tempus Präsens, und andere Tempora werden durch Zusätze (etwa von Zeitadverbien) ausgedrückt. (Auch in den indogermanischen Sprachen dürfte die Flexion der Verben wie der Nomina historisch durch erläuternde Zusätze entstanden sein.)

Nun ist, wie wir schon früher gesehen haben, der zeitliche Anker der je gegenwärtige ausgedehnte **Augenblick** als der Standpunkt der Wahrnehmung (und der Bewertung von Aussagen als wahr oder falsch). Ihn **markiere** ich jeweils durch das Tempus **Präsens**, also durch mein implizites „Jetzt“-Sagen. Dieses präsentische Sprechen, gewendet nach innen, auf das forum internum, ist mein intentionales (Wahrnehmungs-)Bewußtsein.

Wie wir i. a. einen Unterschied machen zwischen einerseits Dingen und Personen und andererseits den Episoden, die ihnen widerfahren und in die sie verwickelt sind, so müssen wir im besonderen einen Unterschied machen zwischen je mir als **Person** und der **Episode** meines jeweiligen intentionalen Bewußtseinszustandes oder –aktes. Hier fließt sicher eine Quelle unserer Tendenz zum Leib-Seele-**Dualismus**: Ich als Person unterscheide mich von mir als Bewußtsein. Aber das Bewußtsein kann nicht für sich, sondern stets nur als das Bewußtsein

der Person vorkommen. Die Person und ihr (intentionales) Bewußtsein gehören wesentlich zusammen, wenn sie auch nicht schlicht identisch sind. (Ebenso gehören auch Raum und Zeit wesentlich zusammen, ohne identisch zu sein.)

Als Person *bin* ich der und *markiere* ich a priori den **Ursprung** meines egozentrischen räumlichen Koordinatensystems. Als Bewußtsein markiere ich im „Jetzt“-Sagen den Ursprung meiner zeitlichen Koordinatenachse, den Augenblick. Er *ist* überindividuell und nunkzentrisch, aber er wird individuell und egozentrisch, nämlich durch jeweils mich qua Bewußtsein a priori **markiert**.

Hier liegt sicher auch der wahre Kern von **Kants** These, daß der Raum die Form des **äußeren**, die Zeit aber die Form des **inneren** Sinnes ist: Der Raum umgibt mich qua äußere Person nach sechs Grundrichtungen, die Zeit „umgibt“ mich qua inneres Bewußtsein nach zwei Grundrichtungen.

An der **Zeit** ist (wie wir schon wissen) einiges anders als an einer **Geraden** (einer Punktreihe im Raum), insbesondere folgendes:

- 1) Die Zeit ist eine nomologische Determinationsachse für das, was sie „füllt“.
- 2) Der gegenwärtige Zeitpunkt ist jeweils ausgezeichnet vor allen anderen als der gegenwärtige Augenblick.
- 3) Die Zeit ist intern gerichtet (hat einen Pfeil).

Dazu kommt noch (wie gerade ausgeführt wurde), daß die zeitlichen Relationen zwischen Episoden keine basalen Relation (und die Episoden keine basalen Einzeldinge) sind, sondern in dem gründen, was Dingen widerfährt:

- 4) Die Zeit der Dingwelt ist ursprünglich keine Reihe, sondern **Dauer** (Bergsonsche *durée*). Eine Reihe ist sie erst relativ zu Episoden (Ereignissen und Zuständen), die ihrerseits abhängige Partikularien sind.

Die Aspekte 2) und 3) – Gegenwärtigkeit und Pfeil – stehen im Vordergrund bei McTaggarts Unterscheidung zwischen der **A-Reihe** und der **B-Reihe** der Ereignisse (bzw. der Zeit qua **A-Skala** und **B-Skala** für Ereignisse). In der A-Reihe sind Ereignisse bekanntlich geordnet als (mehr und mehr) vergangene, gegenwärtige und (mehr und mehr) zukünftige, in der B-Reihe als frühere und spätere. In der B-Reihe ist also nur noch Aspekt 3), nicht mehr Aspekt 2) anzutreffen. Aber McTaggart sagt zu Recht, daß die B-Reihe ohne A-Reihe nicht möglich wäre. (Und tatsächlich kennt die fundamentale physikalische Theorie keine Asymmetrie der Zeit, keinen „Zeitpfeil“.)

Hebt man die **A-Reihe** in Gedanken auf, so bleibt von der B-Reihe nur die ungerichtete nomologische Determinationsachse gemäß Aspekt 1) übrig. Ich nenne sie die **C-Reihe**. (Auch McTaggart redet von einer C-Reihe, meint vermutlich aber etwas anderes, nach Sellars eine metaphysische Realität, die angeblich der A-Reihe zugrunde liegen soll, während Sellars selber auf eine physikalische Realität in dieser Rolle hofft – vergeblich, meine ich.)

Das eine zeitliche **Grundphänomen**, das die A-Reihe zur A-Reihe macht, ist die intern asymmetrische, nichtpunktuelle (ausgedehnte) **Gegenwart** (bzw. das Präsenzbewußtsein), die wie ein Reißverschlußschieber mit gleichförmiger Geschwindigkeit an der C-Reihe entlangfährt und die offene Zukunft zur Vergangenheit verschließt (bzw. durch den die C-Reihe hindurchläuft).

Das andere zeitliche **Grundphänomen**, das die A-Reihe zur A-Reihe macht, ist die **Dauer** (*durée*), die ihrerseits noch keine Reihe ist, sondern das an den wandelbaren Dingen, was der Reihe der Ereignisse zugrunde liegt.

Und jetzt kommen wir zur **Dreistufenthese zum Gebrauch von „jetzt“**, dem Analogon der Dreistufenthese zum Gebrauch von „ich“:

1. Der Objektgebrauch von „jetzt“ ist **vollkommen** (bzw. doppelt) **referentiell** und schließt eine Identifikation des temporalen Ankers mit einem sonstwie charakterisierten Zeitpunkt ein.
2. Der Subjektgebrauch von „jetzt“ ist **halbreferentiell** (bzw. einfach referentiell): Er geht auf den temporalen Anker ohne weitergehende Identifikation.
3. Der Gebrauch im Operator der Deobjektivierung (der *Operatorgebrauch*) von „jetzt“ ist der Absicht nach **irreferentiell**, aber in dieser Absicht logisch instabil.

Der OG schließt als der anspruchsvollere Gebrauch den SG ein, nicht aber umgekehrt. Der OpG ist die instabile Evidenzbasis eines ihm je entsprechenden SG, von dem er (aufgrund wesentlicher Zweideutigkeit) sprachlich nicht separierbar ist.

Im **irreferentiellen OpG** von „jetzt“ erscheint die Gegenwart als die ganze asymmetrische Zeit: ein Strukturganzes von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit **ohne** Reihung, Sukzession, Dauer. Heideggers „ursprüngliche Zeitlichkeit“; die **reine** (ungereihte) **A-Zeit**. Das ist der gegenwärtige Augenblick, befreit aus seiner Position in der Zeitreihe.

-- Fragen? --

Als nächstes wollen wir die beiden verwandten Fragen behandeln, a) wie der **Zeitpfeil** in die Welt kommt und b) wie wir **a priori wissen**, daß es den Zeitpfeil gibt und in welche Richtung er weist. Damit komplettieren wir die **Theorie der Orientierung a priori** in Raum und Zeit.

Die allgemeine **Antwort** auf die beiden gestellten Fragen wird lauten, daß wir den Zeitpfeil a priori kennen, weil wir selber ihn in die Welt bringen, durch unsere **freien Handlungen** nämlich. Etwas **vorsichtiger** könnte man sagen, daß der Zeitpfeil *unter anderem auch* durch unsere freien Handlungen realisiert wird daß wir ihn deswegen a priori kennen. Realistischerweise müssen wir dabei aber anerkennen, daß schon mit **Makroobjekten** als solchen, nicht erst mit freien Akteuren im Vollsinn, der Zeitpfeil ursprünglich in die Welt gekommen ist. A priori erkennbar freilich wird er erst am Beispiel unserer freien Handlungen, die ihn verstärken.

Aber zunächst einmal sehen wir von anderen Makroobjekten ab und tun so, als käme der Pfeil der Zeit ausschließlich durch die Handlungen freier **Akteure** in die Welt. Wir wollen also fürs erste sagen: Weil sich in der Natur freie Akteure entwickelt haben, ist die Zeit asymmetrisch ausgerichtet, hat sie also einen „Pfeil“, und zwar nun auch rückwirkend für den Zeitraum, als es noch keine freien Wesen gab, und vorgreifend für die Zeit, wenn es keine freien Wesen mehr geben wird.

Diese These ist der Kern einer **Freiheitstheorie des Zeitpfeils**. Sie wird von **drei Ingredienzien** zehren: **erstens** von der Struktur der Wahrheit als der Quelle unseres Verständnisses a priori der asymmetrischen Zeitstruktur, **zweitens** von der Willensfreiheit, die es uns erlaubt, die Struktur der Wahrheit asymmetrisch auf die Zeitreihe zu übertragen, und **drittens** von einem Wesensbezug der Zeitreihe (bzw. der *Dauer*) zur menschlichen Subjektivität, der die Bedingung der Möglichkeit dafür ist, daß freie Akteure die Struktur der Wahrheit als Asymmetrie in der Zeitreihe implementieren und dann a priori wiedererkennen können.

Freiheitstheorie des Zeitpfeils. Zehrt von drei Ingredienzien:

1. Struktur der Wahrheit
2. Willensfreiheit
3. Wesensbezug der Zeitreihe (bzw. Dauer) zur Subjektivität

- - - -

Die Struktur der Wahrheit, ihre drei Aspekte kennen wir schon. Wir können also hier gleich mit dem 2. Theorie-Ingrediens, der Willensfreiheit, beginnen. Auch diese hat, wie wir schon wissen, drei **Aspekte**: die **Autonomie** des Willens, **Unabhängigkeit** vom Naturzusammenhang und Freiheit der **Willkür** (oder Wahlfreiheit). Ich nenne sie kurz den **praktischen**, den **kosmologischen** und den **elektoralen** Freiheitsaspekt.

Gemäß dem **praktischen** Freiheitsaspekt ist unser Wille **autonom**, selbstgesetzgebend, und es ist offenkundig, daß der **praktische** Freiheitsaspekt (bzw. die Autonomie des Willens) mit dem pragmatischen Wahrheitsaspekt, dem Seelenvermögen des Wollens und dem Zeitmodus der Zukunft in eine Reihe gehört. Die Autonomie des Willens gibt unserem natürlichen Streben nach Glück eine neue, **vernünftige Richtung**.

Der **elektorale** Freiheitsaspekt, also die Wahlfreiheit, paßt in die Reihe: realistischer Wahrheitsaspekt, Gefühl der Lust und Unlust, Vergangenheit. Mit der **Bipolarität** von Lust und Unlust sind zwei Weisen vorgezeichnet, wie unsere Vergangenheit, wie unsere faktische Natur, die wir immer schon mitbringen, uns naturwüchsig voranschreiten läßt: durch Streben oder Fliehen, durch Tun oder Lassen, durch eine Wendung nach rechts oder nach links auf dem Weg nach vorn in die Zukunft. Diese **naturwüchsige** Wahl wird durch den elektoralen Freiheitsaspekt **konterkariert**.

Für den **kosmologischen** Freiheitsaspekt, die Unabhängigkeit vom Naturzusammenhang, bliebe dann die Reihe: phänomenaler Wahrheitsaspekt, Wahrnehmung, Gegenwart, übrig. Das ist auch sinnvoll und angemessen, denn in der Wahrnehmung sind wir jeweils bei den Dingen, von deren Naturzusammenhang wir uns dank dem kosmologischen Freiheitsaspekt dann jeweils auch lösen können, um nicht naturwüchsig und heteronom, sondern selbstbestimmt und autonom in die Zukunft voranzuschreiten. Der kosmologische Aspekt **relativiert** also unser Sein bei den Dingen und ist derjenige, kraft dessen die Freiheit mit dem **Naturdeterminismus** unverträglich ist.

Autonomie: gibt dem natürlichen Glücksstreben eine vernünftige Richtung.

Freie Willkür: konterkariert die naturwüchsige, instinktive „Wahl“.

Unabhängigkeit: relativiert unser Sein bei den Dingen, gegen deren Determinismus.

Die **Zukunft** wird, um kurz zu **resümieren**, ursprünglich verstanden aus dem pragmatischen Aspekt der Wahrheit und ist durch dessen Vermittlung geprägt vom praktischen Aspekt der Freiheit, der Autonomie des Willens.

Ebenso ist die **Vergangenheit** über den realistischen Aspekt der Wahrheit geprägt vom elektoralen Aspekt der Freiheit, der Wahlfreiheit, in die wir ohne unser Zutun „geworfen“ sind und in der wir uns immer schon vorfinden.

Die **Gegenwart** ist über den phänomenalen Aspekt der Wahrheit geprägt vom kosmologischen Aspekt der Freiheit, der Unabhängigkeit vom Naturzusammenhang.

Eingedenk dieser Verbindungen von Wahrheit, Freiheit und Zeit, können wir uns nun der Frage zuwenden, was die **Willensfreiheit** mit der **Zeitstruktur** und ihrer internen **Asymmetrie** zu tun hat. Wir bleiben dabei aber zunächst noch beim **zweiten** Theorie-Ingrediens (Willensfreiheit).

- - - -

Wahrnehmbar ist nur die gegenwärtige Zeit, andere Zeiten müssen durch **induktive** Folgerungen erschlossen werden („es donnert, also muß es soeben geblitzt haben“, „es blitzt, also wird es gleich donnern“, usf.). Induktives Schließen entlang der Zeitreihe setzt aber voraus, daß die Zeitpunkte, was ihre Füllung mit Ereignissen angeht, einander nach strengen **Geset**-

zen determinieren. Jeder Weltzustand hängt mit jedem früheren und späteren Weltzustand nach strengen Naturgesetzen zusammen.

Dies ist eine der **Disanalogen** von Zeit und Raum. Die Zeit ist anders als die Dimensionen des Raumes eine Determinationsachse für den kosmischen Prozeß. Aber dieser strenge zeitliche Determinismus nach Naturgesetzen, der dem kosmologischen Freiheitsaspekt im Wege stehen könnte, macht noch nicht den **Pfeil** der Zeit verständlich, denn frühere Zeiten sind durch spätere ebenso determiniert wie spätere durch frühere.

Dann aber läßt der Determinismus nach Naturgesetzen auch die Frage unbeantwortet, wie es möglich ist, die Zukunft von der Vergangenheit a priori zu unterscheiden. Diese Unterscheidung muß, weil wir sie a priori treffen, mit uns **selbst** zu tun haben, und zwar mit uns, sofern wir **Wahrheitsansprüche** erheben, also sprechen. Ein Teil der Antwort liegt im **Wahrheitsbegriff** selber: Aus dem pragmatischen Aspekt der Wahrheit verstehen wir a priori die Zukunft, aus dem phänomenalen die Gegenwart und aus dem realistischen die Vergangenheit. Nur müssen diese Differenzierungen eben auch auf der Zeitgeraden **implementiert** werden; der schieren C-Reihe der Zeit kann man ja unmöglich ansehen, welcher Zeitpunkt gerade der gegenwärtige und welche Richtung die der Zukunft, welche die der Vergangenheit ist.

Da das Faktum der Wahrheit mit unsereins, näher mit unserem phylogenetischen Spracherwerb, in die Welt gekommen ist, wird die Implementierung der Wahrheitsstruktur und des Zeitpfeils in der Zeitreihe mit uns und unserem Sprechen zu tun haben. Spezifisch für sprechende Wesen in der **Einwirkung** auf die Welt ist die **begriffliche** Gliederung ihres **Begehrungsvermögens**, also der Sachverhalt, daß sie einen Willen haben und sich als **frei** verstehen. Also wird der Zeitpfeil wesentlich auf unseren **freien Willen** bezogen sein; und es kommt nun darauf an, den Zusammenhang zu finden zwischen der Existenz freier Subjekte und dem Sachverhalt, daß die Zukunft offen und planbar und die Vergangenheit determiniert und erinnerbar ist.

Dazu muß man sich klarmachen, daß der **Naturdeterminismus** ein **bedingter** Determinismus ist; denn die Naturgesetze haben **konditionale** Form:

Wenn die Welt zu t_x im Zustand x ist, so ist sie zu t_y im Zustand y.

Andererseits gelten die Naturgesetze **streng**, d.h. ausnahmslos. Wenn die Freiheit real ist, muß es wegen ihres **kosmologischen** Aspektes eine **Unabhängigkeit** vom Naturgeschehen geben; aber sie kann den strengen Bedingungszusammenhang der Naturgesetze nicht beeinträchtigen.

Es bleiben für mögliche **Bestimmtheitslücken** also allein die jeweiligen **Rand-** oder **Anfangsbedingungen**, d.h. die bedingenden **Weltzustände** übrig. Gesetze oder Weltzustände – tertium non datur. Wenn wir die Freiheit nicht in Gesetzeslücken finden können (weil es der gleichen nicht gibt), müssen wir sie in Bestimmtheitslücken der Weltzustände suchen. Freiheit ist also nur dann real, wenn es in den Weltzuständen objektive Unbestimmtheiten gibt, Lücken im Der-Fall-Sein selber, die auf der Ebene der Sprache die Form von **Wahrheitswertlücken** haben.

Allerdings gilt in der klassischen Logik das **Bivalenzprinzip**: Sätze sind entweder wahr oder falsch. Also müssen jene Unbestimmtheiten, da sie zu Wahrheitswertlücken führen, prinzipiell **unentdeckbar** sein. Nur dann kann die Zweiwertigkeit wenigstens als **regulatives** Prinzip in Kraft bleiben. Denn nur dann können wir angesichts einer offenen Frage zum Stand der Dinge nie sicher sein, auf eine objektive Unbestimmtheit gestoßen zu sein, sondern müssen stets gewärtigen, daß nur eine Lücke in unserem Wissen vorliegt, die durch weiteres Nach forschen geschlossen werden könnte.

Auch **objektive** Lücken, im **Sein** selber, können im Prinzip geschlossen werden, aber nicht durch **Theorie**, sondern nur durch **Praxis**. Solange jedoch keine freien Akteure in der Welt auftreten, werden sich jene Lücken gemäß dem Naturdeterminismus von einem Weltzustand auf den nächsten vererben, oder vielmehr wird, da dann noch kein Pfeil der Zeit existiert, das intrinsische Bestimmtheitsdefizit der Welt in beiden zeitlichen Richtungen konstant bleiben.

-- **Fragen?** --

26.01.2012

Wir waren dabei, die menschliche **Willensfreiheit** als denjenigen Sachverhalt zu entwickeln, kraft dessen die Zeit asymmetrisch ausgerichtet ist, also einen **Pfeil** hat.

Kraft ihres **kosmologischen** Aspektes ist die Freiheit unvereinbar mit einem durchgängigen **Naturzusammenhang**. Aber zum Naturzusammenhang gehört zweierlei, erstens die **Naturgesetze** und zweitens die Rand- bzw. **Anfangsbedingungen**.

Die Naturgesetze haben **konditionale** Form und verbinden einen Weltzustand mit dem anderen längs der Zeit als Determinationsachse. Die Rand- oder Anfangsbedingungen sind die Weltzustände selber.

Die Naturgesetze gelten **strengh**, d.h. ausnahmslos. Wenn die Freiheit real ist, muß es wegen ihres **kosmologischen** Aspektes zwar eine **Unabhängigkeit** vom Naturgeschehen geben; aber sie kann den strengen Bedingungszusammenhang der Naturgesetze nicht beeinträchtigen.

Es bleiben für mögliche **Bestimmtheitslücken** also allein die jeweiligen **Rand-** oder **Anfangsbedingungen**, d.h. die bedingenden **Weltzustände** übrig. Gesetze oder Weltzustände – etwas anderes gibt es nicht. Wenn wir die Freiheit nicht in Gesetzeslücken finden können, müssen wir sie in Bestimmtheitslücken der Weltzustände suchen. Freiheit ist nur dann real, wenn es in den Weltzuständen objektive Unbestimmtheiten gibt, Lücken im Der-Fall-Sein selber, die auf der Ebene der Sprache die Form von **Wahrheitswertlücken** haben.

Allerdings gilt in der klassischen Logik das **Bivalenzprinzip**: Sätze sind entweder wahr oder falsch. Also müssen jene Unbestimmtheiten, da sie zu Wahrheitswertlücken führen, prinzipiell **unentdeckbar** sein. Nur dann kann die Zweiwertigkeit wenigstens als **regulatives** Prinzip in Kraft bleiben. Und daß sie nur als regulatives Prinzip gilt, wissen wir schon ganz unabhängig aufgrund des Sachverhaltes, daß die Objekte Erscheinungen sind: objektive Erscheinungen, die sich uns in der Wahrnehmung zeigen.

--- --- ---

Versuchen wir nun, die Freiheit in **drei Schritten** so einzuführen, daß die Bedingungen der Möglichkeit des Zeitpfeils schrittweise erfüllt werden. Die ersten beiden Schritte gehören zum zweiten Theorieingrediens (Willensfreiheit), der dritte Schritt wird das erste mit dem dritten Ingrediens (die Wahrheitsstruktur mit dem Wesensbezug der Zeitreihe zur Subjektivität) verbinden.

- | | | |
|---|---------|---|
| 1. Theorie-Ingrediens: Aspektstruktur der Wahrheit | | |
| 2. Theorie-Ingrediens: Willensfreiheit (Schritte 1 und 2) | Schritt | |
| 3. Theorie-Ingrediens: WV von Zeitreihe und Subjektivität | | 3 |

Im **ersten Schritt** nehmen wir an, daß zu jedem Zeitpunkt, zu dem ein freies Subjekt existiert, eine freie Handlung erfolgen kann, durch die eine Seinslücke geschlossen, also eine Unbestimmtheit in der Welt beseitigt wird. Mit dem Platonischen **Schöpfungsmythos** im **Timaios** könnte man sagen, daß der Demiurg – der göttliche Welthandwerker – zwar den Rohbau der Welt erstellt hat, daß aber für die innerweltlichen Subjekte noch Malerarbeiten zu erledigen übrigbleiben. Die innerweltlichen Akteure komplettieren also die Welt von innen und erhöhen durch ihre freien Handlungen die kosmische Bestimmtheit. Diese nimmt entlang des Zeitpfeils zu, solange freie Akteure in der Welt existieren.

1. Schritt (im 2. Theorie-Ingrediens): Freie Akteure füllen mit ihren Handlungen Seinslücken und erhöhen mit der Zeit die Bestimmtheit der Welt.

Doch das ist nur die eine Seite einer **doppelten** Ansicht von der Zeit und ihrem Pfeil; denn gemäß dem Naturdeterminismus wird sich jeder neue kosmische Bestimmtheitsgrad symmetrisch in beiden zeitlichen Richtungen (!!!) fortpflanzen, so daß durch eine freie Handlung die

Welt insgesamt, einschließlich der Vergangenheit, eine andere, bestimmtere wird, als es die „vorige“, nun untergegangene Welt war. (Wir dürfen ja den Pfeil der Zeit nicht einfach **einschmuggeln** und so tun, als würde sich der neue Bestimmtheitsgrad nur in eine Richtung, die der Zukunft, nach strengen Naturgesetzen vererben.)

Es zeigt sich hier – und das ist schon der **zweite Schritt** – die Notwendigkeit einer **zweidimensionalen** Betrachtung der Zeit, die Notwendigkeit einer doppelten zeitlichen Buchführung sozusagen.

Wir kennen diese Notwendigkeit bereits aus unserer Betrachtung der **A-Reihe** der Ereignisse und des Phänomens des **Verfließens** der Zeit. Die Zeit verfließt, d.h. sie selbst ändert sich in der Zeit, weil jeweils ein anderer Augenblick die Rolle der Gegenwart einnimmt. Das „wandernde“ Jetzt also verändert durch sein Wandern in der Zeit die Zeit ohnehin schon; wir wollen nun Gebrauch von diesem Sachverhalt machen und ihn zugleich besser verstehen.

Wir sehen nun, daß auch der **Pfeil** der Zeit nur verständlich werden kann, wenn wir eine doppelte, **zweidimensionale** Betrachtung der (eindimensionalen) Zeit in Ansatz bringen und damit dem Phänomen des Verfließens der Zeit Rechnung tragen, also dem „Wandern“ des abstrakten Jetzt entlang der Zeitgeraden oder der Zeitgeraden durch das abstrakte Jetzt hindurch, das uns vertraut ist und uns doch verwirrt, weil die Zeit selber als das Maß der Veränderung ihrerseits sich nicht ändern oder verfließen zu können scheint.

Aus diesem Grund können Theorien, die die Zeit ausschließlich eindimensional betrachten (nur eine einfache zeitliche Buchführung anerkennen), dem Phänomen des **Verfließens** der Zeit nicht Rechnung tragen. Mit der **Freiheitstheorie des Zeitpfeils** erfüllen wir en passant auch dieses Desiderat. Wir zerlegen also um der doppelten Buchführung (oder zweidimensionalen Betrachtung) willen die eine, eindimensionale Zeit in Gedanken in eine Naturzeit und eine Handlungszeit, und dies so, daß in der Handlungszeit die Bestimmtheit der jeweils ganzen Naturzeit, d.h. der ganzen naturzeitlichen Welt, durch freie Handlungen zunehmen kann.

2. Schritt: Die Zeit ist zweidimensional zu betrachten, als Handlungs- und Naturzeit.

[Diagramm: Achsenkreuz mit Naturzeit (x-Achse) und Handlungszeit (y-Achse)]

Mit der Zeit **ändert** sich die Zeit, und zwar die ganze Zeit bzw. der ganze Weltprozeß einschließlich der Vergangenheit und der Zukunft. Indem ich jetzt eine Bestimmtheitslücke fülle, sorge ich dafür, daß von jetzt an gilt, daß diese Lücke seit Anbeginn der Welt gefüllt bzw. daß ihre jetzige Füllung durch frühere Weltzustände hinreichend nach Naturgesetzen bedingt war.

Betrachten wir irgendeine **freie Handlung**, die zu einem bestimmten Zeitpunkt geschieht, sagen wir der Einfachheit halber genau zum Jahresbeginn 2012 MEZ. Irgend jemand mag aus freien Stücken genau um Mitternacht eine Silvesterrakete abgefeuert haben. Da das Abfeuern frei geschah, war bis Ende 2011 objektiv unbestimmt, ob es eintreten würde oder nicht. Die **Welt vor 2012** hatte in dieser Hinsicht eine Seinslücke, und zwar die ganze damalige Welt einschließlich ihrer damaligen Vergangenheit und damaligen Zukunft, d.h. einschließlich ihrer ganzen damaligen Naturzeit. Durch das Abfeuern der Rakete ist diese Lücke ein für alle mal geschlossen worden: Die Welt bzw. die Naturzeit seit 2012 ist insgesamt, einschließlich Vergangenheit und Zukunft, eine andere als die Welt bzw. die Zeit vor 2012.

Es gibt also einen Sinn, in dem man sagen kann, daß mit jeder freien Handlung eine **ganze Welt** und ihre **ganze Naturzeit** verlorengeht, freilich meistens auf unspektakuläre Weise zu gunsten einer nur ganz geringfügig bestimmteren Welt und Zeit.

Dem **Naturdeterminismus** wird dabei Rechnung getragen; denn in der Welt und Zeit seit Neujahr 2012 ist durch jenes freie Abfeuern der Rakete selber nun dasjenige gesetzt, was, gegeben die Naturgesetze, an den hinreichenden kausalen Bedingungen des Abfeuerns in der Welt und Zeit vor Ende 2011 noch fehlte. Eine freie Handlung hebt also, indem sie vollzogen

wird, sich **als freie auf** und wird zu einem **Stück Natur**. Sie setzt in der neu von ihr gestiften Naturzeit rückwirkend sich als ein nach Naturgesetzen notwendiges Geschehen, denn sie bestimmt rückwirkend die **Antezedensbedingungen** in der neuen Naturzeit so, daß nunmehr sie selber, diese Handlung, naturnotwendig erfolgen mußte. Unsere doppelte zeitliche Buchführung erlaubt uns also zu verstehen, daß und wie in der Handlungszeit die verschiedenen Naturzeiten (und Welten) aufeinander folgen.

-- Fragen? --

Leider reicht aber die skizzierte Konzeption so noch nicht aus, um den **Zeitpfeil** verständlich zu machen. Zwar nimmt in der Handlungszeit die Bestimmtheit der Naturzeiten asymmetrisch zu; dies aber ungefähr so wie die **Entropie**; d.h., man versteht noch nicht, warum sie eher in die eine als in die andere Richtung zunimmt, was also die Zukunft *fundamental* gegenüber der Vergangenheit auszeichnet.

Dem entspricht folgendes **Problem**: Auf jedem erreichten Stand der Entwicklung der Naturzeit oder, einfacher gesagt, in jeder neuen Naturzeit scheint eine zeitliche Symmetrie zwischen Vergangenheit und Zukunft zu herrschen. Denn nach dem Bisherigen wird durch eine freie Handlung die Welt und die zugehörige Naturzeit in **beiden** zeitlichen Richtungen weiterbestimmt. Eine freie Handlung greift also in die naturzeitliche Vergangenheit ebenso ein wie in die naturzeitliche Zukunft und stiftet eine neue Naturzeit, in der sie im nachhinein notwendig ist. Zum Pfeil der Zeit gehört es aber, daß die **Vergangenheit festgelegt** und die **Zukunft** partiell **offen** ist. Diese fundamentale Asymmetrie ist durch die beiden bisherigen Theorieschritte noch nicht abgedeckt worden.

Wir wollen daher in einem **dritten Schritt** die Asymmetrie der Zeit noch enger als bisher auf die Aspekte der **Wahrheit** beziehen. Erinnern wir uns daran, daß wir unser reiches Verständnis der Modi der Zeit unserem Verständnis a priori der Aspekte der Wahrheit verdanken. Die Wahrheit bzw. das Der-Fall-Sein selber ist intern strukturiert und daher auch die reine A-Zeit.

Die Struktur des Der-Fall-Seins und der A-Zeit war unser **erstes** Theorie-Ingrediens; sie sollte sodann durch die menschliche Freiheit, unser **zweites** Theorie-Ingrediens, in Gestalt einer fundamentalen Asymmetrie in der Zeitreihe implementiert werden, und zwar in mehreren Schritten. Zwei Schritte haben wir schon getan und stehen jetzt vor dem Problem, daß die Bestimmtheit der Zeitreihe zwar **einsinnig** wächst, dies aber so, daß dabei die **ganze** Zeit jeweils bestimmter wird. (Längs der x-Achse, d.h. in der jeweiligen Naturzeit, herrscht nach wie vor Symmetrie der Bestimmtheit.)

Quantitativ ist die Bestimmtheit der Zukunft daher zu jedem **gegebenen** Zeitpunkt dieselbe wie die Bestimmtheit der Vergangenheit. Wenn uns die Zukunft in der A-Reihe offen und die Vergangenheit festgelegt erscheint, so muß dies also auf eine **qualitative** Differenz zwischen der Bestimmtheit der Zukunft und der Bestimmtheit der Vergangenheit zurückgehen. Wir wissen im Prinzip auch, wie: Die Offenheit der Zukunft und die Festgelegtheit der Vergangenheit ergeben sich aus dem pragmatischen bzw. aus dem realistischen Aspekt der Wahrheit.

Unser **dritter** und abschließender **Schritt** in der Entwicklung der Freiheitstheorie des Zeitpfeils muß daher die These sein: Die Bestimmtheitslücken der Zukunft einer gegebenen Naturzeit, zum Beispiel der jetzigen, sind (lose geredet) in der „Summe“ quantitativ gleich den Bestimmtheitslücken der Vergangenheit der Naturzeit, aber qualitativ radikal verschieden.

3. Schritt (führt vom 2. zum 3. Theorie-Ingrediens):

Die Bestimmtheitslücken der Zukunft sind als „Quantum“ gleich den Bestimmtheitslücken der Vergangenheit der Naturzeit, aber qualitativ verschieden.

(Die Rede vom Quantum ist allerdings tendenziell trivial, weil es sich in jedem Fall um ein unendliches, unerschöpfliches „Quantum“ handelt: Die Realität ist nicht vollständig bestimmt)

bar. – Es kommt also weniger auf quantitative Identität als vielmehr nur auf qualitative Differenz an.) Um nun diese These zu begründen und die qualitative Differenz zwischen den beiden Sorten von Bestimmtheitslücken zu verstehen, brauchen wir als **drittes Theorie-Ingradiens** einen Wesensbezug der sukzessiven Zeit zur menschlichen Subjektivität. Die Zeitgerade muß sozusagen schon für die menschliche Freiheit **präpariert** sein, damit wir frei in sie eingreifen und ihre latente Asymmetrie eigens „**setzen**“ (akzentuieren) und a priori erkennbar machen können.

Beginnen wir mit einem Seitenblick auf eine **physikalische** Theorie, die ebenfalls objektive Unbestimmtheiten annimmt, wenn auch zu anderen Zwecken und aus anderen Gründen, die **Quantenphysik**.

In einem bekannten **Gedankenexperiment** sperrt Erwin **Schrödinger** eine Katze zusammen mit einem radioaktiven Atom und einem Giftbehälter in einem Kasten ein, und zwar so, daß beim Zerfall des Atoms das Gift freigesetzt wird und die Katze stirbt.

Für das Atom als Mikroobjekt gelten **unmittelbar** die Gesetze der **Quantenphysik**, denen zufolge die und die Wahrscheinlichkeit besteht, daß das Atom nach der und der Zeit zerfallen ist. Nach einer gewissen Zeit gibt es also, von unserem lebensweltlichen, **makroskopischen** Standpunkt aus gesprochen, zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Atom zerfallen und die Katze tot, oder das Atom ist nicht zerfallen und die Katze am Leben. Nach der Quantenphysik müßte jedoch statt dessen, solange niemand eine Messung vornimmt, d.h. in den Kasten schaut, eine **Überlagerung** oder Superposition beider Möglichkeiten auftreten können.⁸ Nach der Quantenphysik ist nämlich unbestimmt, ob das Atom zerfallen ist, bis man nachschaut. Dank dem Verstärkungsmechanismus, der den Atomzerfall an die Öffnung des Giftbehälters koppelt, sollte dann auch objektiv unbestimmt sein, ob die Katze lebt oder tot ist. Solange niemand nachschaut, besteht eine Überlagerung beider Möglichkeiten, und die Katze ist weder tot noch lebendig oder beides zugleich (der Möglichkeit nach beides, der Wirklichkeit nach keins von beiden, könnte man mit Aristoteles sagen).

Die **quantentheoretischen** Unbestimmtheiten und Überlagerungen haben selber mit der **Freiheit** nichts zu tun. Nach der sogenannten Wellenfunktion besteht eine bestimmte Wahrscheinlichkeit, daß die Katze lebt, und eine bestimmte Wahrscheinlichkeit, daß sie tot ist, und die Summe dieser Wahrscheinlichkeiten ist 1. Das ist die objektive Realität, die *ganze* Realität bezüglich der Frage nach Leben oder Tod der Katze, solange niemand nachschaut. Wenn aber jemand den Kasten öffnet, dann „**bricht** die Wellenfunktion **zusammen**“ (wie man sagt), und die Realität ist nun so oder so bestimmt, die Katze lebt (hoffentlich), oder sie ist (bedauerlicherweise) tot. Von unserem lebensweltlichen Standpunkt aus betrachtet, ist die Katze natürlich entweder schon tot oder aber noch am Leben, auch wenn noch niemand nachgeschaut hat.

Die Quantenphysik kennt Unbestimmtheiten und Superpositionen im **Mikroskopischen**. Aber im Katzenkasten würden sie künstlich **verstärkt** zu einer **makroskopischen** Unbestimmtheit und Superposition. Das ist **paradox**, aber nicht unser Problem, sondern das der Quantenphysiker.

Ganz **analog** dazu nehmen wir nun etwas an, was **keineswegs paradox** ist: daß die von einem Menschen jeweils erlebte Gegenwart rein als solche mikroskopische Bestimmtheitslücken der **Vergangenheit** zu makroskopischen Bestimmtheitslücken in der **Zukunft** verstärkt.

Mikroskop. Seinslücken in V \Rightarrow makroskop. Seinslücken in Z
Quantum der Unbestimmtheit konstant.

⁸ Vgl. Anton Zeilinger, Einsteins Schleier, München 2003, S. 99.

Das heißt, die Bestimmtheitslücken in der **Vergangenheit** haben mikroskopische Form, sind aber nicht von der Art der quantentheoretischen Unbestimmtheiten, sondern solche, die mit den Mitteln der Physik (jedenfalls mit den Mitteln der jeweils gegenwärtigen Physik) gar nicht beschreibbar, geschweige denn entdeckbar sind. (Beschrieben und entdeckt werden könnten sie allenfalls mit den Mitteln einer späteren Physik; aber dann ist es zu spät; denn dann werden sie – durch Freiheit – geschlossen, also keine Lücken mehr sein.)

Die Bestimmtheitslücken der **Zukunft** hingegen haben makroskopische Form. Für die Zukunft gilt wirklich, was im Fall der Gegenwart oder Vergangenheit paradox ist: daß die Katze sich in einem Überlagerungszustand von Tod und Leben befindet. Dieser Überlagerungszustand bricht für einen Zeitpunkt jeweils dann zusammen und wird zu einem wohlbestimmten Zustand (sei es des Lebens oder des Todes), wenn der Zeitpunkt zur Gegenwart wird. Die von den Menschen erlebte Gegenwart fährt wie ein **Reißverschlußschieber** an der Zeitachse entlang und schiebt die offene Zukunft hinter sich zur geschlossenen Vergangenheit zusammen.

Die Zukunft also ist **offen**, eine Verzweigung alternativer makroskopischer Möglichkeiten, die einander überlagern, bis sie durch Freiheit so oder so entschieden und die Ergebnisse in der Vergangenheit abgelegt werden, die nur noch mikroskopische und prinzipiell unentdeckbare Bestimmtheitslücken hat. Die **qualitative** Differenz von Zukunft und Vergangenheit besteht in der Zeitreihe also darin, daß wir die Zukunft auf erkennbare und planbare Weise beeinflussen können, durch das Schließen **makroskopischer** Bestimmtheitslücken, die Vergangenheit jedoch nur auf unspezifische, unplanbare, unstrukturierte Weise, durch das unbedachte Füllen unbekannter **mikroskopischer** Bestimmtheitslücken.

-- Fragen? --

Zu überlegen wäre abschließend, ob nicht nur freie Subjekte, sondern stellvertretend für sie auch beliebige **Makroobjekte** die Funktion des Bestimmens und Ablegens längs der Zeitachse übernehmen können, also vielleicht auch schon eine Katze in einem Kasten.

Denn Makroobjekte sind keineswegs **Aggregate** – bloße mereologische Summen – von Mikroobjekten, sondern **kategorial** von diesen unterschieden und schon kraft ihrer phänomenalen Eigenschaften wesentlich auf menschliche Subjektivität bezogen. Letztlich gründet also das Bestimmen der unmittelbaren Zukunft und ihr Ablegen als Vergangenheit so oder so in einer **zweiten Art der Kausalität** neben der Naturkausalität, eben derjenigen aus Freiheit, der Akteurskausalität. Wo aber die Akteurskausalität anfängt im langwierigen Prozeß der Evolution, dürfte teils eine empirische, teils vielleicht auch eine Definitionsfrage sein.

Die Zeit verfließt und geht verloren, weil ständig Verzweigungen der Zukunft und damit Freiheitsspielräume wegfallen. Dadurch ändert die Zeit selber *mit der Zeit* ihren Charakter. Sie ist eine andere 2010 als 1960 oder 1910; nicht nur die Ereignisse, die sie jeweils „füllten“, sind andere. Die Freiheitstheorie des Zeitpfeils beläßt es dabei. Sie ist eine Theorie auf dem Standpunkt der **Endlichkeit**. Sollte es jedoch ein Wiederfinden der verlorenen Zeit geben, von der Art, wie Proust es beschreibt, so besäße ein Standpunkt der Unendlichkeit konkrete Realität und die Theorie müßte neu überdacht und jedenfalls ergänzt werden.

--- --- --

Mit der Thematisierung der Freiheit haben wir begonnen, das Gebiet der theoretischen Philosophie zu überschreiten und auf das Gebiet der **praktischen Philosophie** auszugreifen. Zur praktischen Philosophie gehören die **Handlungstheorie**, die **Metaethik** (bei Kant: Kritik der praktischen Vernunft), die inhaltliche **Ethik**, und zwar a) als Glückslehre, b) als Pflichtenlehre und c) als politische Ethik; außerdem die **Rechts- und Staatsphilosophie** (wobei diese sicher in einem internen Zusammenhang mit der politischen Ethik stehen werden).

Metaethik:
KpV (log. Analyse
der ethischen
Aussagen)

Ethik:
a) teleologische Ethik (Glück)
b) deontische Ethik (Pflicht)
c) politische Ethik (Gerechtigkeit)

Mir wird es im folgenden darauf ankommen, die theoretische mit der praktischen Philosophie zu **verbinden**, und zu diesem Zwecke werde ich mich insbesondere auf Grundgedanken stützen, die Aristoteles in der Nikomachischen Ethik über das **Glück** entwickelt hat.

Gleich zu Beginn der Nikomachischen Ethik (EN I,1) erklärt Aristoteles, daß die menschlichen **Tätigkeiten** unter der Mittel-Zweck-Relation eine **Halbordnung** mit genau einem **maximalen Element** bilden. Das maximale Element ist die Tätigkeit des guten Lebens, die man auch kurz als *das Gute* bezeichnen kann.

Leitende Tätigkeit (höchster Zweck): guter Lebensvollzug, kurz: das Gute.

Alle anderen Tätigkeiten sind entweder **Aspekte** des guten Lebens oder **Mittel** zum Zweck des guten Lebens. Im **Idealfall** wäre jede einzelne Tätigkeit nicht bloß Mittel, sondern stets auch selbst schon Aspekt des Guten (d.h. des gelingenden Lebens), würde also nie bloß um eines anderen Ziels, sondern stets auch um ihrer selbst willen getan. Aber de facto tun wir vieles nur, weil wir glauben, es um eines uns wichtigen anderen Ziels tun zu müssen. (So verkaufen Menschen z.B. ihre Arbeitskraft, nicht weil ihnen entfremdete Arbeit Freude machte, sondern weil sie vom Erlös die notwendigen Konsumgüter erwerben können.)

Das letzte **Ziel** unseres **Tuns** nennen wir **das Gute**. Aber das ist eine ganz **formale** Bezeichnung; die interessante Frage lautet natürlich:

Was ist, inhaltlich gesprochen, das Gute, bzw. worin besteht das gute Leben?

Darauf gibt es im Grundsätzlichen zwei Antworten, in denen zwei **Kandidaten** des guten Lebens präsentiert werden, die einander wechselseitig überbieten bzw. von denen sich einer immer über den anderen stellt und ihn einzubetten versucht. **Aristoteles** und **Kant** haben diese konkurrierenden Kandidaten ins Rennen geschickt als das **Glück** (*eudaimonia*) und die **Pflicht**.

Die Pflicht ergibt sich nach Kant aus der **Autonomie**, Selbstgesetzgebung, des **Willens**, also aus dem praktischen Freiheitsaspekt. Die Leitvorstellung des Glücks ist nach Kant legitim und im übrigen auch unvermeidlich, aber sie darf nicht **oberste** Leitvorstellung sein, sondern muß der Pflicht nachgeordnet werden. In Kants Lebensspiel gilt: **Pflicht sticht Glück**. Wenn wir diesen Vorrang **umkehren** und nach der Devise leben: **Glück sticht Pflicht**, dann steht unser Wille nach Kant unter **Heteronomie**, also eine ihm fremden, rein naturartigen Gesetzgebung.

Hier kommt nun etwas **Neues**, was ich so noch nicht schriftlich vorgetragen habe. Ich bin auch noch nicht sicher, ob es stimmt; ich probiere es einmal aus: Das Gute in der Form der Autonomie des Willens ist das **unfundierte Gute**, und das Gute unter der obersten Leitvorstellung des Glücks ist das **fundierte Gute**.

Sie erinnern sich: Die unfundierte **Einermenge**, Ω , baut sich gleichsam aus sich selber auf und hat insofern eine zirkuläre, aber gutartig zirkuläre Struktur. Ebenso die Subjektivität als präreflexives **Selbstbewußtsein**: Indem es sich zu sich verhält, wird es erst zu dem, was es immer schon ist: Selbstbewußtsein. So auch für das letzte **Ziel** unseres Handelns, sofern dieses Ziel in der Autonomie des Willens gründen soll.

In der Autonomie des Willens will der freie Wille nicht dies oder das, sondern sich selbst als freien Willen. Freiheit kommt nur **durch Freiheit** in die Welt – in einem gutartigen **Zirkel**. Deswegen ist die Freiheit auch **unhintergehbar**, sie kann nicht aus etwas anderem entstehen.

Ebenso wie das Selbstbewußtsein einer Person nicht aus etwas anderem entstehen kann und wie auch die Menge Ω nicht aus etwas anderem, sondern nur aus sich selbst entstehen kann.

Das unfundierte Gute: der freie Wille, der sich selber (bzw. die Freiheit) will

Das **Glück** hingegen ist das **fundierte Gute**, fundiert in unserem faktischen Lebensvollzug, in unserer „Geworfenheit“ und „Faktizität“. Längst bevor unsere **Vorfahren** anfingen zu sprechen und zu denken, längst bevor sie sich in Freiheit als frei konstituierten, lebten sie schon: wurde geboren, aßen, tranken, schliefen, zeugten und gebaren Nachkommen, zogen sie auf und starben. Das **Leben** ist älter als die Autonomie des Willens und kommt von weiter her, hat eine längere, größere, dunklere Vergangenheit. In dieses Leben tritt irgendwann – in einem langwierigen Prozeß, der viele Generationen in Anspruch nimmt – der **Logos** und tritt damit auch die Freiheit ein. Seitdem sind wir das Lebewesen, das den Logos, die Rede hat. Und erst seitdem sind wir – nach Aristoteles – **glücksfähig**. Ein glückliches und gutes Leben führen wir nach Aristoteles, wenn wir gut darin sind, unsere spezifisch menschliche Aufgabe zu erledigen, nämlich den Logos gut zu haben und gut zu verwalten.

Für Aristoteles ist uns also eine spezifisch menschliche Aufgabe **vorgegeben**, bei deren guter Erledigung wir glücklich sind. Diese Vorgegebenheit hat wesentlich mit dem Logos, der Rede, und daher auch mit unserer Freiheit zu tun. Aber Vorgegebenheit ist nach Kants strengen Maßstäben **Heteronomie** und, nach meiner tentativen These, damit ein fundiertes Gutes, nicht ein Gutes, das sich frei aus sich selbst aufbaut.

Das fundierte Gute: das Glück, das Gelingen des spezifisch menschlichen Lebens ...

Aber vielleicht stimmt das so nicht. Vielleicht sollte ich lieber sagen: Das fundierte Gute ist die **Lust**, die Freude, gr. *hēdonē*, das Gefühl des Angenehmen, das Vergnügen, das sich infolge des Gelingens des Lebens einstellt.

... oder die Lust, *hēdonē*, das Vergnügen (infolge von Gelingen)?

Vielleicht ist die **Aristotelische** Konzeption des Guten die **übergreifende**, die einerseits die Lust und die Heteronomie des Willens und andererseits die Pflicht und die Autonomie umfaßt. Dann stünde die Aristotelische Glücksethik über der Alternative von Kantischer Pflichtethik und Hedonismus (Lustethik).

— — —

02.02.2012

Wir haben zuletzt die **Aristotelische** und die **Kantische** Version des **Guten** kurz und im Umriß betrachtet, und zwar unter den konkurrierenden Begriffen **Glück** und **Pflicht**. Aristoteles nennt das letzte Ziel in allem Tun das **Gute** und bestimmt es als Glück, *eudaimonia*, und näher als das Gelingen des spezifisch menschlichen Lebens, das darin besteht, den Logos gut zu haben und zu verwalten. Für **Kant** hingegen ist das Glück das größtmögliche Wohlergehen, d.h., Kant denkt das Glück **hedonistisch**, von der Lust, dem Angenehmen her, und lehnt es deswegen als höchstes Ziel des menschlichen Tuns und Lassens ab. Das unbedingt Gute ist für ihn das, was zu tun Pflicht ist.

Aber vielleicht ist die **Aristotelische** Konzeption des Guten immun gegen Kants Kritik des Hedonismus, weil sie selber gar nicht hedonistisch ist. Vielleicht bewegt sich Aristoteles jenseits der Alternative von Lust und Pflicht, von **Heteronomie** und **Autonomie** des Willens. Dann stünde die Aristotelische Glücksethik über der Alternative von Kantischer Pflichtethik und Hedonismus (Lustethik):

Aristotelische Glücksethik (Eudämonismus)

Kantische Pflichtethik

Hedonismus (Lustethik)

Die **Lust**, so könnte man ja sagen, und ebenso die **Fundiertheit** des Guten weisen auf die **Vergangenheit**, auf das Unverfügbare, Vorgegebene. Die **Pflicht** als das, was aus der Autonomie des Willens folgt, verweist auf die **Zukunft**, auf das, was jeweils noch zu tun ist.

Aristoteles aber könnte mit seiner Konzeption des Glücks als des Gelingens des Lebens gerade an der **Gegenwart** als Gegenwart gelegen sein. Vielleicht also gibt es, wie es dreierlei **Zeiten** gibt, Z, V und G, auch dreierlei **Gutes** oder dreierlei **Glück**. Dieser Frage will ich zum Abschluß der Vorlesung nachgehen. **Kant** werden wir dabei leider aus dem Blick verlieren, weil die Zeit für eine Auseinandersetzung mit seiner praktischen Philosophie nicht ausreicht.)

- - - -

Zunächst sei aber auf eine **Konzeption des Glücks** verwiesen, die in der philosophischen Theoriebildung keine große Rolle gespielt und dabei den **Vorteil** hat, daß sie mit der Konzeption der **Zeit** verflochten ist.

Zu Beginn von **Prousts** Roman *À la recherche du temps perdu* kostet der Erzähler Marcel, als junger Mann, von einem in Tee getauchten **Madeleine-Sandtörtchen** und gerät in einen Zustand intensiven **Glücks** und dann der lebendigen Erinnerung an eine Episode seiner Kindheit. Warum die Erinnerung mit Glück verbunden ist, kann er aber nicht ergründen. Das gelingt ihm erst im reifen Alter, gegen Ende des Romans, als ihm eines Tages bei einer Matinee eine ganze Kaskade von solchen Wiedererinnerungserlebnissen zuteil wird.

Sein frühes Erinnerungserlebnis hatte Marcel, als er an einem Wintertag durchfroren und trübsinnig nach Hause kam und ihm seine Mutter zu Tee und Kuchen anbot. Er führte

bedrückt durch den trüben Tag und die Aussicht auf den traurigen folgenden, einen Löffel Tee mit dem aufgeweichten kleinen Stück Madeleine darin an die Lippen. In der Sekunde nun, als dieser mit dem Kuchengeschmack gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl [un plaisir délicieux], das ganz für sich allein bestand und dessen Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. Mit einem Schlag waren mir die Wechselfälle des Lebens gleichgültig, seine Katastrophen zu harmlosen Mißgeschicken, seine Kürze zu einem bloßen

Trug unsrer Sinne geworden [...]. Ich hatte aufgehört, mich mittelmäßig, zufallsbedingt, sterblich zu fühlen.⁹

Das **Glücksgefühl** steigt aus unbekannter Tiefe im Inneren des Erzählers auf, doch es fällt ihm schwer, sich auf diese Tiefe zu konzentrieren. Die **Trägheit** rät ihm, „das Ganze auf sich beruhen zu lassen“. Aber dann ist „mit einem Male [...] die Erinnerung da“:

Der Geschmack war der jener Madeleine, die mir am Sonntagmorgen in Combray [...] sobald ich ihr in ihrem Zimmer guten Morgen sagte, meine Tante Léonie anbot, nachdem sie sie in ihren schwarzen oder Lindenblütentee getaucht hatte.¹⁰

Und nun steigt „ganz Combray und seine Umgebung, alles deutlich und greifbar, die Stadt und die Gärten auf aus [einer] Tasse Tee“; und die Kindheitserlebnisse in Combray werden erzählbar, obgleich Marcel noch immer nicht weiß, „weshalb die Erinnerung [ihn] so glücklich machte“.¹¹ Da er dieser Frage nicht hartnäckig genug nachgeht, gewinnen das trübe Heute und das traurige Morgen wieder die Oberhand in seinem Leben und erreichen ihren Gipfel schließlich im siebten Teil des Romans. Dann, am Tiefpunkt, kommt die **Wendung**:

In dem Augenblick aber, in dem uns alles verloren scheint, erreicht uns zuweilen die Stimme, die uns retten kann; man hat an alle Pforten geklopft, die auf gar nichts führen, vor der einzigen aber, durch die man eintreten kann [...], steht man, ohne es zu wissen, und sie tut sich auf.¹²

Auf dem Weg zu einer Matinee kommt der Erzähler plötzlich auf ungleichen **Bodenplatten** zu stehen. Wieder steigt jenes Glücksgefühl in ihm auf und dann abermals eine Erinnerung, diesmal an **Venedig**, wo er Jahre zuvor auf ungleichen Bodenplatten gestanden hatte. Wie einst die Bilder von Combray, so geben ihm jetzt die Bilder von Venedig eine „Freude, die einer Gewißheit glich und ohne sonstige Beweise genügte, mir selbst den Tod gleichgültig erscheinen zu lassen“.¹³ Es folgen in kurzen Abständen zwei weitere Erinnerungserlebnisse. Zuerst erklingt ein **Löffel** an einem Teller wie Jahre zuvor der Hammer eines Bahnarbeiters an einem Rad des Zuges, in dem Marcel trübsinnig saß und auf die Weiterfahrt wartete, und dann ruft eine gestärkte **Serviette**, die er an den Mund führt, die lebendige Erinnerung an ein Handtuch im Hotel im Ferienort Balbec in ihm wach.

Und dieses Mal lässt sich der Held nicht mehr abhalten, nach dem **Grund des Glücks** zu forschen. Jeweils zwei Augenblicke, einer längst vergangen, der andere gegenwärtig, beide für sich genommen eher trist, verbinden sich zu einer Einheit, und aus Tristesse wird **Glückseligkeit**. Warum?

Marcel räsoniert wie folgt: Sein „einziges Organ für den Genuss der Schönheit“ sei die **Einbildungskraft**, und die Einbildungskraft könne prinzipiell nur das **Abwesende** vorstellen. Dieses harte Gesetz sei in den Madeleine-Erlebnissen durch einen Kunstgriff der Natur neutralisiert worden. Eine Empfindung konnte hier sowohl „in der Vergangenheit aufschilieren“, was der „Einbildungskraft sie zu genießen gestattete, zugleich aber auch in der Gegenwart“, in der die Wahrnehmung „zu den Träumen der Einbildungskraft“ „die Idee der Exis-

⁹ Marcel Proust, In Swanns Welt. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Erster Teil, Frankfurt am Main 1981, S. 63f. Im französischen Original: *À la recherche du temps perdu. Du côté de chez Swann, ohne Ort [Paris]* 1954, S. 58f. Im folgenden zitiert als „I [Seitenzahl der deutschen Ausgabe]/[Seitenzahl der französischen Ausgabe]“.

¹⁰ I 66/60.

¹¹ I 67/61.

¹² Marcel Proust, Die wiedergefundene Zeit. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Siebter Teil, Frankfurt am Main 1984, S. 256. Im französischen Original: *À la recherche du temps perdu. Le temps retrouvé. Édition réalisée sous la direction de Jean Milly, Paris 1986*, S. 254f. Im folgenden zitiert als „VII [Seitenzahl der deutschen Ausgabe]/[Seitenzahl der französischen Ausgabe]“.

¹³ VII 258/257.

tenz“ hinzutat. So sei es möglich gewesen, ein kleines **Quantum Zeit im Reinzustand**, „un peu de temps à l'état pur“, zu erlangen. Durch solche Erlebnisse aber werde

die ständig vorhandene, aber gewöhnlich verborgene Wesenssubstanz [essence permanente] aller Dinge frei, und unser wahres Ich, das manchmal seit langem tot schien, aber es doch nicht völlig war, erwacht und gewinnt neues Leben aus dieser göttlichen Speise, die ihm zugeführt wird. [...] Eine aus der Ordnung der Zeit herausgehobene Minute hat in uns den von der Ordnung der Zeit freigewordenen Menschen wieder neu erschaffen.

Für einen derart von der **Ordnung** der Zeit befreiten Menschen habe das Wort „**Tod**“ keinen Sinn; „was könnte er, der Zeit enthoben, für die Zukunft fürchten?“¹⁴

Glück nach Proust:

Erlangung eines Quentchens Zeit im Reinzustand,
Befreiung von der Ordnung [= dem unreinen Zustand? der Sukzession?] der Zeit,
Erwachen des wahren Ich,
Hervortreten der verborgenen Wesenssubstanz der Dinge,
Verschwinden der Todesfurcht.

Die Madeleine-Erlebnisse Marcks und seine **Diagnose** des Erlebten gehören einem Roman, also der **Fiktion** an. Gibt es philosophische Gründe, die seine Sicht der Dinge stützen? Ich glaube, **ja**, und möchte sie im folgenden entfalten.

--- --- ---

Da der Mensch in Beziehung auf **Wahrheit** definiert ist – nämlich als das Lebewesen, das den Logos hat und Wahrheitsansprüche erhebt, wird sich die innere Gliederung der Wahrheit durch alles Menschliche hindurchziehen. Für unser bewußtes **Weltverhältnis** (unsere Subjektivität) und für die **Zeit** haben wir auch schon gesehen, wie. Wir dehnen jetzt die Gliederung der Wahrheit versuchsweise auch auf das höchste Gute in allem Handeln, das Glück, aus.

Der **pragmatische** Wahrheitsaspekt (die Wahrheit als begründete Behauptbarkeit) verweist uns ganz direkt an das Gute und Tunliche und an unsere eigene Kausalität, es herbeizuführen und die Zukunft gemäß unseren Zielen zu gestalten. Im günstigen Fall wird dies gelingen und das Gute wird verwirklicht. So gehören der **pragmatische** Wahrheitsaspekt, die **voluntative** Seite unserer Subjektivität, der Zeitmodus der **Zukunft** und der Glücksaspekt des **Gelingens** zusammen.

Dies gilt primär vom **Augenblick**, als der ausgedehnten, konkreten Gegenwart, die die unmittelbare Zukunft und die unmittelbare Vergangenheit einschließt, also von der **augenblicklichen Zukunft**, und erst nachträglich dann auch von derjenigen Zukunft, die in unbestimmter Ferne auf dem Zeitstrahl liegt.

Wahrheit	Subjektivität	Zeit	Glück
Behauptbarkeit	Wille (BGV)	Zukunft	Gelingen

Der **realistische** Wahrheitsaspekt (die Wahrheit als Korrespondenz) verweist uns an das Reale, das immer schon der Fall ist, das wir nicht gemacht haben, sondern aus dem wir hervorgegangen sind, das also unsere **Vergangenheit** darstellt und uns kausal affiziert, wovon unsere **Gefühle** von Lust oder Unlust – und im günstigen Fall Gefühle der Lust – künden, in denen wir uns jeweils schon vorfinden. So gehören der **realistische** Wahrheitsaspekt, die **affektive** Seite unserer Subjektivität, der Zeitmodus der **Vergangenheit** und der Glücksaspekt des **Vergnügens** zusammen.

¹⁴ Alle Zitate VII 264-266/262f.

Hier zeigt sich übrigens noch einmal, daß die aus der Wahrheitsstruktur verstandenen Zeitmodi nicht ursprünglich der **sukzessiven** oder der **physikalischen** Zeit (der B-Reihe oder der C-Reihe) angehören; denn es wäre ja ganz **kontraintuitiv**, die in unbestimmter Ferne auf dem Zeitstrahl liegende Vergangenheit als die Zeit unserer affektiven Befindlichkeit zu fassen. Unsere Befindlichkeit gehört vielmehr dem Augenblick, seiner rückwärtigen, vergangenheitszugewandten Seite, also der **augenblicklichen** Vergangenheit an.

Wahrheit	Subjektivität	Zeit	Glück
Behauptbarkeit	Wille (BGV)	Zukunft	Gelingen
Korrespondenz	Gefühl (GLU)	Vergangenheit	Vergnügen

Der **phänomenale** Wahrheitsaspekt schließlich verweist uns an die **Unverborgenheit** und **Anwesenheit** der Dinge in der Wahrnehmung und im **Erkennen**. So gehören der **phänomenale** Wahrheitsaspekt, die **kognitive** Seite unserer Subjektivität, der Zeitmodus der **Gegenwart** und der Glücksaspekt der **Präsenz** – falls es denn einen solchen gibt – zusammen.

Wahrheit	Subjektivität	Zeit	Glück
Behauptbarkeit	Wille (BGV)	Zukunft	Gelingen
Korrespondenz	Gefühl (GLU)	Vergangenheit	Vergnügen
Unverborgenheit	EKV	Gegenwart	Präsenz

Gibt es den Glücksaspekt der **Präsenz**? Worin sollte er bestehen? Gibt es überhaupt drei Glücksaspekte? Wie steht es mit den **anderen** beiden?

Daß zum Glück so etwas wie Lust, Freude, **Vergnügen** gehört, ist allgemeine Überzeugung. Im **Hedonismus** wird beides sogar gleichgesetzt. Wie der metaphysische Realismus die Wahrheit einseitig als Korrespondenz faßt, so faßt der Hedonismus das Glück einseitig als Lust. Die Lust oder das Vergnügen kann insofern als der **hedonische** Aspekt des Glücks begriffen werden.

Das **Gelingen** hingegen ist derjenige Glücksaspekt, den **Aristoteles** in dem Mittelpunkt rückt. Das Glück ist das gute Leben, sagt er, und das gute Leben für den Menschen ist dasjenige Leben, in dem ein Mensch darin gut ist, ein Mensch zu sein. Ein Schuster ist gut, wenn er brauchbare Schuhe macht, ein Mittelstürmer, wenn er viele Tore schießt. Ein Mensch im allgemeinen ist gut, wenn er den allgemein menschlichen **Beruf** gut erledigt: den **Logos** auf gute Weise zu haben und zu verwalten.

Das **Gute** für den Menschen, sein **Glück**, ist für Aristoteles demgemäß die vernünftige Tätigkeit der Seele, und zwar *kat' aretēn*, gemäß Tüchtigkeit (oder Tugend), d.h. in Bestform (EN I 6, 1098a16f.). Und dies ferner auch ein **ganzes Leben lang** – *mia gar chelidōn ear ou poiei*, zu deutsch: denn eine **Schwalbe** macht (noch) keinen Sommer (ebd. 18f.). Wenn also die vernünftige Tätigkeit der Seele in Bestform ausgeübt wird, wenn sie, mit anderen Worten, **gelingt**, und das ein ganzes Leben lang, dann ist der betreffende Mensch glücklich oder kann es zumindest sein (denn nach Aristoteles müssen auch noch äußere Glücksgüter wie **Besitz** und **Gesundheit** hinzukommen, über die wir nicht selbst ohne weiteres verfügen). Das **Vergnügen**, die Lust – meint Aristoteles – folgt dem Gelingen, dem Erfolg als Zugabe unweigerlich nach; denn wann immer uns etwas gelingt, empfinden wir Vergnügen.

Wie verhält es sich nun aber mit dem **dritten** Glücksaspekt, den ich als **Präsenz** bezeichnet habe? Er ist wohl der fraglichste von allen.

Daß uns hier Zweifel kommen, ist aufschlußreich, weil die Zweifel mit der Proustschen Überlegung harmonieren, der zufolge das Glück nur der **Imagination** angehört, also entweder der

Zukunft oder der **Vergangenheit**, nie der **Gegenwart**. (Das ist natürlich eine völlig andere Glückskonzeption als die Aristotelische.)

In den Proustschen Wiedererinnerungserlebnissen tritt das Glück aber dann doch machtvoll in die **Gegenwart** herein; und auch sonst ist das Glück der **Präsenz** kein gänzlich **Unbekannter** in der Philosophiegeschichte. Auch und gerade **Aristoteles** hat jedem der drei Glücksaspekte – ohne sie als solche zu fassen und zu benennen – Rechnung getragen und jedem von ihnen eine besondere **Lebensform** zugeordnet: dem Vergnügen den $\betaίος \grave{α}πολαυστικός$, das Genußleben, dem Gelingen den $\betaίος \grave{π}ολιτικός$, das äußere, gesellschaftliche, öffentliche Leben und der Präsenz den $\betaίος \grave{θ}εωρητικός$, das kontemplative Leben (EN I 3, 1095b14-19).

Vergnügen	$\betaίος \grave{α}πολαυστικός$	Genußleben
Gelingen (Ehre)	$\betaίος \grave{π}ολιτικός$	öffentliches Leben
Präsenz (Schau)	$\betaίος \grave{θ}εωρητικός$	kontemplatives Leben

-- Fragen? --

Der allgemeine und übergeordnete **Beruf** des Menschen ist es, den Logos zu haben und zu verwalten, d.h. in Wahrheitsansprüchen das Der-Fall-Seiende zum Vorschein zu bringen, oder, in **Heideggers** Worten, „Hüter des Seins“ zu sein, das Sein gut zu hüten.

Indem der Mensch den Logos hat, weiß er aber unter anderem auch, daß er selber **sterblich** ist. Die Menschen sind insofern die **Sterblichen** im eminenten Sinn: Sie sind mit vollem Bewußtsein sterblich. Diese Endlichkeit und Sterblichkeit und das Wissen davon kennzeichnet die **conditio humana** und macht uns tendenziell unglücklich.

Wir sind infolge des phylogenetischen **Spracherwerbs** in einen Zustand geraten, den es zuvor in der Natur nirgends gab: Wir kennen die **kategoriale** Struktur der Realität, und wir kennen insbesondere die sukzessiv-lineare Zeit – und unsere Endlichkeit und **Sterblichkeit** in der sukzessiv-linearen Zeit).

Und nun komme ich zum Schluß doch noch auf einen Punkt zu sprechen, den ich während der ganzen Vorlesung bisher ausgeblendet habe. Die **Subjektivitätsthese** legt Subjektivität auf raumzeitliche und somit **endliche Personalität** fest. Subjekte sind wesentlich endliche Personen in Raum und Zeit. Daß es „hinter“ oder „über“ oder „tief innen in“ Raum und Zeit etwas Unendliches geben könnte, war bisher nicht vorgesehen.

Wir kennen aber aus der **Philosophie- und Religionsgeschichte** verschiedene Vorstellungen von **Unendlichkeit** und **Ewigkeit** (d.h. zeitbezogener Unendlichkeit). – Im *Timaios* etwa, also zu Beginn der Philosophiegeschichte, bestimmt **Platon** die **Zeit** als ein in **Zahlen** – von Tagen, Monaten, Jahren – fortschreitendes ewiges **Abbild** der im Einen verharrenden **Ewigkeit** (37d). Die Ewigkeit also **steht**, die Zeit **bewegt** sich (sie bewegt sich in Zahlen fort).

So verstanden, ist die Zeit die **Gegenwart**, die mit gleichförmiger Geschwindigkeit am Zeitstrahl entlangfährt von der Vergangenheit in die Zukunft. Der Zeitstrahl selber fällt bei Platon weg oder ist bestenfalls so etwas wie ein **Kondensstreifen**, den die Zeit hinter sich zurückläßt. Die Zeit ist **Gegenwart**, aber nicht **abstrakte** Gegenwart, nicht der **Grenzpunkt** zwischen einer linearen Zukunft und einer linearen Vergangenheit, sondern **konkrete** Gegenwart – und asymmetrisch wie ein Flugzeug, wenn sie denn eine Art Kondensstreifen erzeugt.

Sie ist also das, was wir (mit Heidegger) den **Augenblick** genannt haben: eine weilende Gegenwart, die die unmittelbare Zukunft und die unmittelbare Vergangenheit mit einschließt. Im Augenblick fallen Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart nicht auseinander auf dem Zeitstrahl, sondern **durchdringen** einander; die unmittelbare Vergangenheit ist im Verschwinden noch und die unmittelbare Zukunft im Ankommen schon erlebbar. Zum Augenblick gehören **Retention** und **Proention**, mit Husserl zu reden.

Wenn nun Platon recht hätte und die Zeit qua Augenblick das bewegliche **Abbild** der Ewigkeit wäre und sich von dieser allein durch ihre Bewegung unterschiede, so müßte auch die **Ewigkeit** alle drei **Modi** der Zeit: Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, einschließen; denn nur von ihr könnte das Abbild seine interne Struktur geerbt haben. Auch der stehende Augenblick der Ewigkeit wäre also konkrete, asymmetrische, Zukunft und Vergangenheit einschließende Gegenwart.

Platon (*Timaios* 37d)

Urbild: die im Einen verharrende Ewigkeit

Abbild: das in Zahlen fortschreitende Abbild der Ewigkeit
(Woher hat die Zeit ihre ZVG-Struktur: von ihrem Urbild!)

Die **Platonische** Zeit ist der Augenblick, der sich bewegt und den Zeitstrahl als eine Art Kondensstreifen hinter sich erzeugt. Die **physikalische** Zeit hingegen wird – relativitätstheoretische Feinheiten beiseitegesetzt – vorgestellt als eine unendliche gerade **Linie**.

Wir haben gesehen und wissen, daß die **physikalische** Konzeption zum Verständnis der Zeit nicht ausreicht. Wir müssen sie ergänzen durch eine **philosophische** Konzeption, nämlich diejenige, die im Laufe der Vorlesung entwickelt wurde und die eine gewisse Verwandtschaft zur **Platonischen** Konzeption hat. Die **konkrete** Zeit ist demzufolge der in sich asymmetrische **Augenblick**, d.h. Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart in einem, ohne interne Sukzession. Dieser Augenblick fährt wie ein **Reißverschlußschieber** an der abstrakten, linearen, physikalischen Zeit entlang und verschließt dabei die offene Zukunft und läßt sie als Vergangenheit verschlossen hinter sich zurück.

Als **Mischform** einerseits dieser konkreten und andererseits der streng physikalischen Zeit ergibt sich ferner die vertraute **lebensweltliche** Zeit: die gerade Linie der Physik, angereichert durch den Pfeil der Zeit. Wir können sie die **sukzessive** Zeit nennen; sie dürfte am ehesten dem entsprechen, was Proust unter der **Ordnung der Zeit** versteht. Mit der Zeit im Reinzu-stand muß er hingegen die konkrete („Platonische“) Zeit meinen, also den beweglichen Augenblick, wenn nicht gar, durch sie hindurch, den stehenden Augenblick der Ewigkeit.

physikalische Zeit (C-Reihe)

lebensweltliche Zeit (B- und A-Reihe), Sukzession, Prousts „Ordnung der Zeit“

reine A-Zeit, beweglicher Augenblick Prousts „Zeit im

stehende Ewigkeit „Reinzustand“?

Da wir die **lebensweltliche** und die **physikalische** Zeit kennen, wissen wir, daß wir zeitlich **endliche** Wesen sind. Da wir andererseits die reine A-Zeit (Platonische Zeit) und vielleicht auch ihr Original, die Platonische Ewigkeit, kennen, machen wir uns **Hoffnungen** auf eine Art von zeitlicher Unendlichkeit.

Im erstgenannten Wissen liegt eine Tendenz zu unverschuldetem **Unglück**, im letzteren die Möglichkeit des **Ausgangs** aus dem Unglück. Beides, die wirkliche Tendenz zum Unglück und die mögliche Umkehr ins Glück, gehören zur default position, zur **Standardeinstellung** sprechender Lebewesen.

Mit dem Menschen kommt also das **wirkliche** Unglück und das **mögliche** Glück in die Welt – und das Unglück dadurch, daß uns der Augenblick auf dem Zeitstrahl zerfällt in die **getrennten** Phasen der Vergangenheit und der Zukunft mit einer abstrakten, nur noch als Trennpunkt verstandenen Gegenwart in der Mitte.

Damit zerfallen uns nämlich kraft ihrer internen Verflechtung mit der Zeit auch die **Wahrheit** und unser **subjektives Weltverhältnis** sowie das **Glück** in jeweilige **Bruchstücke**, und zwar sowohl im Lebensvollzug als auch in der Theoriebildung. Wir **leben** dann, was **erstens** das

Wahre und Reale angeht, ohne Kontakt zu dem, was Proust die **Wesenssubstanz** aller Dinge nennt, und, was unser Weltverhältnis und unsere Subjektivität angeht, ohne Kontakt zu dem, was er unser wahres **Ich** nennt. In der **Theoriebildung** zerfällt uns demgemäß die Wahrheit in Korrespondenz, berechtigte Behauptbarkeit und Unverborgenheit.

Und was **zweitens** unser subjektives **Weltverhältnis** betrifft, so zerfällt uns dieses in drei scheinbar getrennte Seelenvermögen: scheinbar in ein affektives, ein voluntatives und ein kognitives **Modul** – als ob diese auch für sich vorkommen könnten.

Was schließlich **drittens** das **Glück** angeht, so werden seine Aspekte in unserem **Lebensvollzug** auf dem Zeitstrahl verteilt. Eine Gegenwart, die nur noch die abstrakte **Schwundform** des **Augenblicks** (ein Zeitpunkt) ist, erleben wir als Durchgangsstation und **Mittel** für einen **späteren** Augenblick, in dem wir unser Glück zu finden hoffen. Aber dieser spätere Augenblick wird ebenfalls Schwundform und nur noch Mittel für einen noch späteren Augenblick sein, und so fort ins Unendliche.

Wenn aber jeder Augenblick in einem **unendlichen Progreß** nur Mittel für den folgenden ist, so ist ein durch den **Tod** begrenztes Leben im Wortsinne **zwecklos**: ein endloser **Progreß** von Mitteln, der irgendwann faktisch **abbricht**. Diesen Abbruch fürchten wir, weil er alles, was ihm voranging, definitiv zu entwerten droht.

-- -- --

Dem **Lebensvollzug** folgt die **Theoriebildung**. In ihr zerfällt uns das Glück in die **drei Aristotelischen βιοι**. Zu diesen kehren wir also nun zurück.

Aristoteles läßt nur anklingen, was mit Nachdruck zu sagen ist: daß der **βίος ἀπολαυστικός**, das Genußleben, auf einer **Verwechslung** von Ziel und Folge, Zukunft und Vergangenheit beruht.

Das Vergnügen eignet sich nicht als Ziel unserer Tätigkeit, sondern tritt unwillkürlich ein als eine **Folge** von deren Gelingen und ist daher zwar ein **Ingrediens** des Glücks, nicht jedoch das Glück selber. (Dem entspricht unsere Erfahrung, daß das Vergnügen, wenn wir es um seiner selbst willen suchen, schaler ausfällt, als wenn wir uns dank dem Gelingen einer Tätigkeit in ihm vorfinden.)

Genußleben: Verwechslung von Folge (Lust) und Ziel (Gelingen), von V und Z

Auffällig ist, daß Aristoteles den **βίος θεωρητικός** keiner analogen **Kritik** unterzieht. Denn wie im **βίος ἀπολαυστικός** Ziel und Folge, Zukunft und Vergangenheit, so werden ja von denen, die nach dem Glück der **θεωρία** eigens **streben**, statt schlicht in ihm zu sein und zu verweilen, Ziel und Weg (Mittel, Ist-Zustand), Zukunft und Gegenwart verwechselt. Doch offenkundig versteht Aristoteles unter dem **βίος θεωρητικός** gar nicht das um die geistige Schau **bemühte**, sondern das **unforciert** in ihr und in der konkreten Gegenwart des Augenblicks verweilende Leben und stellt nur mit Bedauern fest, daß es den Göttern vorbehalten sei und von uns Sterblichen nicht als Leben geführt, sondern jeweils nur kurz und fragmentarisch **genossen** werden könne, gerade so, wie Prousts Romanheld es genoß, als er in den Madeleine-Erlebnissen mit Fragmenten reiner Zeit oder ewigen Daseins in Berührung kam.

Streben nach Schau: Verwechslung von Ziel und Weg (Mittel), Z und G
(Unforcierte Schau: keine Verwechslung)

Keine Rollenvertauschung der Zeitmodi und keine Verkehrung von Ziel und Mittel oder Ziel und Folge droht im **βίος πολιτικός** – was soweit zu begrüßen ist. Dessen Gelingen ist nach Aristoteles das menschengemäße und **zweitbeste** Glück. Aber nicht nur gibt es hier erfreulicherweise keine Rollenvertauschung der Zeitmodi, sondern diese fallen bedauerlicherweise auch besonders weit und isoliert **auseinander**, und so ist der **βίος πολιτικός** menschengemäß

auch darin, daß er den prekären Tendenzen unserer default position, dem Unglück der *conditio humana*, entspricht.

Politisches Leben: keine Verwechslung von Z und V; Z und V fallen weit auseinander.

Solon wollte den Lyderkönig **Krösus** und wollte überhaupt niemanden vor seinem Tod glücklich preisen, wohl aber posthum den Athener **Tellos**, der in einer blühenden Polis gelebt, tüchtige Söhne gehabt, gesunde Enkel gesehen und einen ruhmvollen Tod gefunden habe in einer dank seiner Tapferkeit siegreichen Schlacht. Dies sind die wesentlichen Zutaten zum **prekären** Glück des *βίος πολιτικός*, das in einer Mischung aus eigenen Leistungen und günstigen Umständen besteht.

Mit dem Bescheid des Solon, daß man einen Menschen nicht vor seinem Tod glücklich preisen könne, wird freilich auch die **Paradoxie** des *βίος πολιτικός* und seines Glücks scharf **akzentuiert**: Was hilft es dem Menschen, wenn allenfalls nach seinem Tod feststeht, daß er glücklich war? Auf die **Präsenz** und auf das **Präsens** kommt es an.

Was aber hat die Präsenz, die Gegenwart des Realen in der geistigen Schau, was hat die *θεωρία*, wenn sie denn einmal gelingt, **Beseligendes**? Was hat die **Fusion** zweier getrennter **Augenblicke** Beseligendes, wenn sie sich in der von **Proust** beschriebenen Weise in uns vollzieht?

In solchen Präsenzerlebnissen wird die **Entwertung rückgängig** gemacht, die der gegenwärtige Augenblick durch das Auseinanderfallen der Zeitmodi und das Wissen um unseren künftigen Tod immer schon erfahren hat. Den Augenblick damals, als der **Hammer** am Rad des Zuges erklang, erlebte **Marcel** nicht als beseligend, sondern als deprimierend, und als deprimierend hätte er zweifellos auch den Augenblick erlebt, als später auf der Matinee im Palais Guermantes ein Löffel an einem Teller erklang. Aber der Gleichklang reißt beide Augenblicke aus dem endlosen Progreß des Instrumentellen auf dem Zeitstrahl heraus. Durch die qualitative Identität zweier Augenblicke wird der **Progreß der Mittel** endlich einmal unterbrochen, er schließt sich zum Kreis, und die sukzessive **Ordnung der Zeit**, die natürlich nicht verschwindet, verliert die Herrschaft über den Augenblick. Der Augenblick ruht plötzlich in sich, sei es als reine, nicht mehr sukzessive **Zeit**, sei es sogar als ein Fragment der **Ewigkeit**.

In solchen Situationen erleben wir, was wir sonst nur beschwören: daß kein Augenblick **nur Mittel** für einen späteren, sondern stets **auch Zweck** ist und daß demnach jeweils jetzt schon alles vorhanden ist, was am Glück noch zu fehlen scheint, beispielsweise jetzt, während diese Vorlesung zu Ende geht.

Aristoteles hat das Glück der Präsenz, in dem der Augenblick seinen Eigenwert zurückgewinnt, beiseite gesetzt, so als sei dieses beste Glück mit dem Alltag des *βίος πολιτικός* nicht zu vermitteln. **Marcel** hingegen gewinnt aus den erlebten Fragmenten der Präsenz einen neuen Blick auf die Zeit, der sich als nachhaltig erweist und in seiner Nachhaltigkeit für das ganze nachfolgende Schriftstellerdasein ausreicht. Wenn jeder Augenblick nur **Mittel** für den folgenden wäre, wäre ein durch den **Tod** begrenztes Leben, wie gesagt, **zwecklos**: ein Progreß von Mitteln, der irgendwann **abbricht**. – **Zweck** und **Sinn** gibt es im Leben der **Sterblichen** nur, wenn der Augenblick schon alles mit sich bringt, was für das Glück notwendig und hinreichend ist: Gelingen, Vergnügen und Präsenz.

--- --- --